9275.26.20 (1-2)

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

Novalis Schriften.

Herausgegeben
von
Ludwig Tieck
und
Fr. Schlegel.

Fünfte Auflage.

Erster Theil.

Berlin,
Verlag von G. Reimer.

1837.

Digitized by Google

21 August, 1891.
From the Library of
F. H. Hedge, D.D.
48586.26.20 (1-2)
HARVARD UNIVERSITY LIBRARY
Discarded by authority of the Library
Andover-Harvard Theological
7667
58.30
56

Vorrede

zur ersten Auflage.

Wir übergeben dem Leser hiemit, was wir, den Umständen nach, von den hinterlassenen Fragmenten unsers Freundes durch den Druck bekannt machen konnten. Obgleich diese beiden Bände nicht alles enthalten, was der Bekanntmachung würdig war, so drücken sie doch vollkommen das Gemüth des Verfassers aus, oder seine innere Geschichte, so wie sie alles berühren, worüber er etwas gedacht und erfahren hat. Darum haben wir es auch für besser gehalten, diese Bogen durch keine Geschichte seines Lebens zu vermehren, weil jeder Befreundete die Andeutungen des veränderten Gemüths finden, und ohne weiteres die Geschichte seines Lebens, was er sein Leben nennen konnte, verstehen wird. Es kann hier nicht unsere Absicht seyn, nachfolgende Werke zu empfehlen, oder zu beurtheilen, weil es wohl möglich seyn dürfte, daß

Digitized by Google

jedes Urtheil, was ſchon jetzt hervorträte, ein zu frühzeitiges und unreifes wäre; denn ein Geiſt von dieſer Originalität muß erſt begriffen, ſein Wollen verſtanden, und ſeine liebevolle Abſicht gefühlt und erwiedert ſeyn, ſo daß wir wohl erſt, wenn ſeine Ideen andre Geiſter befruchtet, und neue Ideen erzeugt haben, aus dem geſchichtlichen Zuſammenhange ſehen können, wo er ſelber ſtand, und wie er ſich zu ſeinem Zeitalter verhielt. Ich will daher nur kurz von dem Inhalte dieſer beiden Bände ſprechen.

Den erſten Theil nimmt ein Roman ein, welchen der Verfaſſer unvollendet hinterließ. Ich habe verſucht, in einem kurzen Berichte, den Leſern eine Andeutung des Plans zu geben, von dem ich aber nicht weiß, in wiefern ich ihn ſelber getroffen oder verfehlt habe. Unter einzelnen Bemerkungen und Ideen über dieſes Buch zu ſeiner weitern Ausarbeitung findet ſich auch folgende Stelle: „Meine Erzählungen und romantiſchen Arbeiten ſind noch zu grell und zu hart gezeichnet, derbe Striche und Umriſſe, nackt und unausgeführt; es fehlt ihnen jener ſanfte, rundende Hauch, jene Fülle der Ausarbeitung, Mitteltinten, feine verbindende Züge, eine gewiſſe Haltung, Ruhe und

Digitized by Google

Bewegung in einander, individuelle Beſchloſſenheit und Fremdheit, Geſchmeidigkeit und Reichthum des Styls, ein Ohr und eine Hand für reizende Periodenketten.“

Die Hymnen an die Nacht ſind hier aus dem Athenäum wieder abgedruckt. Mit dieſen Gedichten war der Verfaſſer ſelbſt in Anſehung der Ausführung am meiſten von allen ſeinen Arbeiten zufrieden.

Die kleinern Gedichte, die nachfolgen, ſind bis jetzt nicht gedruckt geweſen, ſo wie die geiſtlichen Lieder, welche der Leſer zum Theil ſchon aus dem Schlegelſchen Muſenalmanach kennt, hier durch neue vermehrt erſcheinen. Dieſe Lieder waren der Anfang eines chriſtlichen Geſangbuches, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten über die wichtigſten Momente und Anſichten des Chriſtenthums ſchreiben wollte.

Die Lehrlinge zu Sais enthalten den Anfang eines phyſikaliſchen Romans, welchen der Dichter zwar ſchon vor einigen Jahren in dieſer Geſtalt angefangen, aber niemals weiter ausgeführt hat.

Die größere Hälfte des zweiten Theils beſteht aus Fragmenten vermiſchten Inhalts. Die Freunde des Verfaſſers werden hier die meiſten derjenigen, die unter dem Namen Blüthenſtaub im Athenäum

Digitized by Google

abgedruckt waren, unter verſchiedene Abtheilungen zerſtreut, wieder finden, ſo wie einige von denen, welche „Glauben und Liebe" überſchrieben waren, und in den Jahrbüchern der Preußiſchen Monarchie mitgetheilt wurden; wenige ſind aus größern Aufſätzen abgeriſſen, die meiſten aber aus den Papieren unſers verſtorbenen Freundes, in verſchiedenen Zeiten niedergeſchrieben, geſammelt. Er hatte den Plan zu einem eigenen encyklopädiſchen Werke entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verſchiedenen Wiſſenſchaften ſich gegenſeitig erklären, unterſtützen und beleben ſollten. Aus dem Entwurfe dieſes Werkes, welches, wie es ſcheint, nur aus dergleichen abgeriſſenen Sätzen beſtehen ſollte und konnte, ſind die meiſten dieſer Gedanken genommen. Mein Freund, Fr. Schlegel hat hauptſächlich die Auswahl getroffen, und ich habe den Verſuch gemacht, ſie in verſchiedenen Abtheilungen in eine Art von Ordnung zu bringen, die vielleicht eben nicht ſtrenger ſein konnte. Man wird uns nicht den Vorwurf machen können, daß wir zu viele dieſer Fragmente, oder unter dieſen ſolche bekannt gemacht haben, die der Verfaſſer niemals für den Druck beſtimmt hatte, denn wir haben nach ſtrenger Prüfung nur diejenigen ausgewählt,

Digitized by Google

die uns die wichtigeren ſchienen, auch wurden wir überdies von den Nachweiſungen und Andeutungen unſers Freundes geleitet, der ſeine Papiere oftmals von neuem durchſah und Bemerkungen dazu ſchrieb; doch muß ich geſtehen, daß der größte Theil der Fragmente nur aus Rückſicht auf den Raum zurückgeblieben iſt, der ſonſt wohl eine Stelle in dieſen Büchern hätte finden ſollen. Der Verfaſſer ſelbſt war gleichgültig darüber, was von ihm öffentlich erſchien, und was zurück blieb; ſo daß auch in dieſem Betracht die Bekanntmachung vieler von dieſen Fragmenten als keine Anmaßung erſcheinen darf, da er ſie nur für eine ſpätere Bekanntmachung aufbehalten hatte, wie er ſelbſt am Schluß dieſer Fragmente ſagt: „Nur weniges iſt reif zum Druck, und nur als Fragment brauchbar, ſehr vieles gehört zu einer großen, wichtigen Idee. Ich glaube nicht, daß etwas Unwichtiges unter dem Undurchſtrichenen iſt. Das Angeſtrichene wollte ich in eine Sammlung neuer Fragmente aufnehmen und dazu ausarbeiten. Das Uebrige ſollte bis zu einer weitern Ausführung warten. Durch Fortſchreiten wird ſo vieles entbehrlich, ſo manches erſcheint in einem andern Lichte, ſo daß ich vor der Ausführung der großen Idee nicht gern etwas

Digitized by Google

Einzelnes ausgearbeitet hätte. Als Fragment erscheint das Unvollkommene noch am erträglichsten, und also ist diese Form der Mittheilung dem zu empfehlen, die noch nicht im Ganzen fertig ist, und doch einzelne merkwürdige Ansichten zu geben hat.''

Jedem Verehrer der Wissenschaft und Kunst sollte diese Erscheinung wichtig und anziehend seyn, wenn er auch über vieles anders dächte, und anderes ihm fremd und unverständlich dünkte; ein näher befreundetes Gemüth wird in den verschiedensten Gedanken denselben Geist ahnden und sehen; dieses wird ohne nähere Bezeichnung die Ideen finden, die wie aus einem Mittelpunkte alle übrigen verständlich machen; ein solcher wird allenthalben die durchbrechende Liebe wahrnehmen, und sich nicht von einzelnen Widersprüchen stören lassen, die dem Menschen so nothwendig sind, wie aller Krieg; er wird endlich diese Sammlung so brauchen, wie ein vertrauter Freund des Verfassers sie ansehn muß, als ein Buch der Erweckung und Andacht, als Texte zu Reden, Abhandlungen und Predigten, als ein Buch, das viele andre Bücher und Bemühungen erst verständlich, wenn nicht gar unnütz macht.

L. T.

Digitized by Google

Vorrede
zur dritten Auflage.

Die Freunde dieſer Schriften haben ſchon oft gewünſcht, einige Nachrichten von den Lebensumſtänden des Verfaſſers zu erhalten. Wenn ſich auch in wenigen Büchern das Gemüth des Verfaſſers ſo klar und rein abſpiegelt, wie in dem ſeinigen, ſo iſt es doch natürlich, daß der Leſer etwas von den äußeren Umgebungen und den Schickſalen des Autors zu erfahren wünſcht, welchen er liebt; diejenigen Freunde des Novalis, welche ihn nicht perſönlich gekannt haben, mögen daher nachſichtsvoll die wenigen Nachrichten aufnehmen, die ich aus den Erinnerungen eines zwar vertrauten aber nur kurzen Umganges mit dem Verewigten ſammeln konnte.

Der Baron von Hardenberg, der Vater des Verfaſſers, war Direktor der ſächſiſchen Salinen. In der Jugend war er Soldat geweſen, und be-

hielt auch noch im Alter eine Vorliebe für diesen Stand. Er war ein rüstiger, unermüdet thätiger Mann, von offnem, starkem Charakter, ein ächter Deutscher. Sein frommer Sinn machte ihn zum Mitglied der Herrnhutischen Gemeine, doch blieb sein Wesen heiter, derb und bieder. Seine Mutter gehörte zu derselben frommen Gemeine: ein Muster edler Frömmigkeit und christlicher Milde, mit welchen sie in der schönsten Ergebenheit das Schicksal trug in wenigen Jahren einen Kreis von blühenden, gebildeten und hoffnungsreichen Kindern aussterben zu sehn.

Am zweiten May im Jahre 1772 ward Friedrich v. Hardenberg (Novalis) auf einem Familiengute in der Grafschaft Mansfeld geboren. Eine Schwester ausgenommen, welche ein Jahr früher geboren wurde, war er der älteste von eilf Geschwistern. Die Familie bestand aus sieben Söhnen und vier Töchtern, welche alle durch Geist und Gemüth ausgezeichnet waren, und welche die schönste und freieste Liebe verband, und sie mit eben dieser freien Liebe, so daß jeder sich seiner Eigenthümlichkeit bewußt blieb, den Eltern verknüpfte. Friedrich v. Hardenberg war in seinen ersten Kinderjahren sehr schwächlich, doch ohne an eigentlichen

oder ſchweren Krankheiten zu leiden. Er war träumeriſch ſtill und verrieth nur wenig Geiſt, er entfernte ſich von andern Knaben, und nur die außerordentliche Liebe, mit welcher er ſich ganz ſeiner Mutter hingab, zeichnete ihn vor ſeinen andern Geſchwiſtern aus. Dieſe Mutter, die ältere Schweſter, und zwei Brüder, die nur wenig jünger waren, als er, waren ſeine einzigen Geſellſchafter. Im neunten Jahre überfiel ihn eine gefährliche Ruhr, die eine völlige Atonie des Magens zur Folge hatte, welche nur durch eine langwierige Cur und die ſchmerzhafteſten Reizmittel gehoben werden konnte. Nun ſchien ſein Geiſt wie aus einem Schlafe zu erwachen, und er zeigte ſich plötzlich als ein muntres, thätiges und geiſtreiches Kind. Sein Vater, der durch ſeine weitläuftigen Geſchäfte oft abgerufen wurde, und viele Zeit ſeines Lebens auf Reiſen zubrachte, mußte den wichtigſten Theil ſeiner Erziehung der Mutter und den Hofmeiſtern überlaſſen. Die ſanfte Ruhe, die ſchöne Religioſität der Mutter, ſo wie die fromme Stimmung beider Eltern, welche ſich natürlich auch dem ganzen Hauſe mittheilte, machten auf ſein Gemüth die tiefſten Eindrücke, welche ihn ſein ganzes Leben hindurch beglückten. Er war nun ſehr fleißig, ſo daß er

schon im zwölften Jahre ziemliche Kenntniſſe im Lateiniſchen und einige vom Griechiſchen beſaß; Gedichte zu leſen war die Erholung ſeiner müßigen Stunden. Vor allen liebte er Mährchen und er übte ſich ſchon früh, dergleichen zu erfinden und ſeinen Brüdern zu erzählen. Ein ſonderbares poetiſches Spiel ſetzte er mit dieſen (mit Erasmus und Carl) einige Jahre fort: jeder von ihnen ſtellte nehmlich einen Genius vor, der eine den des Himmels, der andre des Waſſers, der dritte der Erde; Sonntags Abends erzählte ihnen dann Novalis die mannigfaltigſten und wunderbarſten Begebenheiten aus dieſen verſchiedenen Reichen. Aus dieſer Zeit finden ſich auch noch einige Gedichte von ihm.

Er ergab ſich einem vielleicht übertriebenen Fleiße, und las vorzüglich die Geſchichte mit außerordentlicher Begierde. Im Jahre 1789 beſuchte er ein Gymnaſium und im Herbſt des folgenden Jahres ging er um zu ſtudiren nach Jena. Hier blieb er bis 1792, und beſuchte nun mit ſeinem Bruder Erasmus die Univerſität Leipzig. Im folgenden Jahre ging er nach Wittenberg und vollendete dort ſeine Studien.

In dieſen Jahren trat, beim Ausbruch des franzöſiſchen Krieges, auf einige Zeit eine gewalt-

ſame Unterbrechung ein, indem ſich eine plötzliche Kriegsluſt ſeiner ſo gewaltſam bemeiſterte, daß nur die vereinten Bitten ſeiner Eltern und Verwandten ihn wieder beruhigen konnten.

Zur nämlichen Zeit machte er auch Friedrich Schlegels Bekanntſchaft, deſſen wärmſter Freund er bald wurde; auch Fichte lernte er kennen, und dieſe beiden Geiſter hatten einen großen und bleibenden Einfluß auf ſein ganzes Leben. Er ſtudirte nach einiger Zeit die Wiſſenſchaftslehre mit unermüdlichem Eifer. Nachdem er Wittenberg verlaſſen hatte, ging er nach Arnſtadt in Thüringen, um ſich in praktiſchen Geſchäften unter dem Kreis-Amtmann Juſt zu üben. Dieſer treffliche Mann wurde bald einer ſeiner vertrauteſten Freunde. Es war nicht gar lange nach ſeiner Ankunft in Arnſtadt, als er auf einem benachbarten Landgute Sophie v. K. kennen lernte. Der erſte Anblick dieſer ſchönen und wunderbar lieblichen Geſtalt entſchied für ſein ganzes Leben, ja man kann ſagen, daß die Empfindung, welche ihn durchdrang und beſeelte, der Inhalt ſeines ganzen Lebens ward. Schon in Kindergeſtalten prägt ſich zuweilen ein Ausdruck ab, den wir, weil er zu holdſelig und geiſtig lieblich iſt, überirdiſch oder himmliſch nen-

nen müssen, und gewöhnlich befällt uns bei diesen verklärten und fast durchsichtigen Angesichtern die Furcht, daß sie zu zart und feingewebt für dieses Leben sind, daß es der Tod oder die Unsterblichkeit ist, die uns so bedeutend aus den glänzenden Augen anschaut; und nur zu oft macht ein schnelles Hinwelken unsre ahndende Furcht zur Wahrheit. Noch ergreifender sind diese Gestalten, wenn sie die Kindheit glücklich zurückgelegt haben und der Jungfrau entgegen blühen. Alle diejenigen, welche diese wunderbare Geliebte unsers Freundes gekannt haben, kommen darin überein, daß es keine Beschreibung ausdrücken könne, in welcher Grazie und himmlischen Anmuth sich dieses überirdische Wesen bewegt, und welche Schönheit sie umglänzt, welche Rührung und Majestät sie umkleidet habe. Novalis ward zum Dichter so oft er nur von ihr sprach. Sie hatte dreizehn Jahre beschlossen, als er sie kennen lernte; der Frühling und der Sommer von 1795 war die Blütezeit seines Lebens; jede Stunde, die er seinen Geschäften abgewinnen konnte, brachte er in Grüningen zu, und im Spätherbst desselben Jahres erhielt er von Sophiens Eltern das Jawort für die Zukunft. Bald darauf ward Sophie tödtlich krank, an einem

Fieber, welches mit Seitenstichen verbunden war, und ob sie gleich mit einigen Wochen wieder hergestellt wurde, so behielt sie doch einen Schmerz in der Seite, der ihr durch seine Unleidlichkeit manche schöne Stunde verdarb. Novalis war durch die Krankheit seiner angebeteten Geliebten sehr angegriffen worden, doch beruhigte ihn nachher die Aussage ihres Arztes, der diese Schmerzen für unbedeutend hielt.

Kurz nach ihrer Genesung ging er nach Weißenfels, und wurde bei dem Departement, von welchem sein Vater Direktor war, als Auditor angestellt. Der Winter von $17\frac{9}{96}$ verflog ihm unter Geschäften, und die Nachrichten aus Grüningen waren fast immer beruhigend, im Frühjahr 1796 reisete er einige mal hin, und fand seine Braut dem Anschein nach gesund. In dieser Zeit aber war sein Bruder Erasmus erkrankt, so daß er die Studien aufgeben mußte, und sich in einer entfernteren Gegend dem Jagd- und Forstwesen widmete. Der nächste Bruder Carl war Soldat und mußte in diesem Frühjahre in das Feld ziehen. So lebte Novalis ruhig in dem Hause seiner Eltern, mit diesen vorzüglich und seinen beiden ältesten Schwestern (die übrigen Geschwister waren

noch unerwachsen), als er im Sommer, indem er sich der Aussicht auf seine nahende Verbindung mit Sophien erfreute, plötzlich die Nachricht erhielt, daß sie in Jena sei, und sich dort habe operiren lassen. Es war ihr Wille gewesen, daß er ihre Krankheit, so wie die gefährliche Operation, nur wann sie vorüber sei, erfahren solle; sie litt an einem gefährlichen Lebergeschwür. Er eilte nach Jena, und fand sie sehr leidend; der Arzt, der den Ruf des geschicktesten hatte, ließ nur eine sehr langsame Genesung hoffen, ob es sich gleich zur Besserung anließ. Doch mußte die Operation bald wiederholt werden, und nun fürchtete der Arzt, daß die Kranke nicht Kräfte genug haben möchte, um die Heilung möglich zu machen. Mit hohem Muth und unbeschreiblicher Geduld ertrug Sophie alle diese Leiden; Novalis tröstete sie. Seine Eltern waren zugegen und hofften nichts so sehnlich, als die Genesung des liebenswürdigen Wesens, auch seine beiden Brüder waren zurückgekommen, und alle suchten dem Trauernden und der Leidenden hülfreich zu sein. Im Dezember wünschte Sophie wieder nach Grüningen zu reisen. Novalis bat seinen Bruder Erasmus, die Reise mit ihr zu machen, und dieser begleitete sie mit ihrer Mut-

ter und Schweſter, welche ſie in Jena gepflegt hatten, nach dem Orte ihres Aufenthaltes, worauf er ſich wieder nach dem Forſtinſtitut in Franken zurück begab.

Novalis war abwechſelnd in Weißenfels und Grüningen; er mußte es ſich aber mit Schmerzen geſtehn, daß er Sophien bei jedem Beſuche kränker fand. Im Schluß des Januars 1797 kam auch ſein Bruder Erasmus ſehr krank nach Weißenfels zurück, und die Stimmung des Hauſes war ſehr traurig, da man den Tod zweier ſo innig geliebten Weſen täglich erwarten mußte.

Der 17te März war der funfzehnte Geburtstag ſeiner Geliebten, und den 19ten gegen Mittag entſchlummerte ſie in den Armen ihrer Schweſter und ihrer treuen ſie innig liebenden Erzieherin, einer Mlle. Danscour. Niemand wagte die Nachricht Novalis mitzutheilen, endlich übernahm es ſein Bruder Carl. Der Trauernde verſchloß ſich, und nach drei durchweinten Tagen und Nächten reiſete er nach Arnſtadt, um dort bei ſeinen treuen Freunden dem geliebten Orte näher zu ſeyn, der jetzt die Ueberreſte des theuerſten Weſens verbarg. Schon am 14ten April verließ auch ſein Bruder Erasmus dieſe Welt. Novalis ſchrieb ſeinem Bru-

der Carl, der nach Nieder-Sachsen eine Reise hatte machen müssen, diesen Todesfall: Sei getrost, Erasmus hat überwunden, die Blüten des lieben Kranzes lösen sich einzeln hier auf, um ihn dort schöner und ewig zusammen zu setzen. —

In dieser Zeit lebte Novalis nur seinem Schmerze; es ward ihm natürlich, die sichtbare und unsichtbare Welt nur als eine einzige zu betrachten, und Leben und Tod nur noch durch die Sehnsucht nach diesem zu trennen. Zugleich aber ward ihm auch das Leben ein verklärtes, und sein ganzes Wesen zerfloß wie in einen hellen bewußtvollen Traum eines höheren Daseins. Aus der Heiligkeit des Schmerzes, der innigen Liebe und der frommen Todessehnsucht erklären sich sein Wesen und alle seine Vorstellungen, auch ist es wohl möglich, daß diese Zeit durch tiefe Trauer den Keim des Todes in ihm pflanzte, wenn es nicht überall schon sein bestimmtes Schicksal war, uns so früh entrissen zu werden.

Er blieb viele Wochen in Thüringen und kam getröstet und wahrhaft verklärt zu seinen Geschäften zurück, die er eifriger als je betrieb, ob er sich gleich als einen Fremdling auf Erden betrachtete. In diese Zeit, einiges früher, vieles später, vor-

züglich in den Herbſt dieſes Jahres, fallen die meiſten jener Aufſätze, die wir auszugsweiſe unter dem Titel „Fragmente" dem Publikum mitgetheilt haben, eben ſo die Hymnen an die Nacht.

Im Dezember dieſes Jahres ging er nach Freyberg. Hier erwachte durch Bekanntſchaft und Lehre des berühmten Werner ſeine Liebe zur Phyſik und zum Bergbau von neuem. Hier lernte er Julie v. Ch. kennen, und vielleicht mag es jedem andern, außer ſeinen vertrauten Freunden, ſonderbar dünken, daß er ſich ſchon im Jahre 1798 mit ihr verlobte. Sophie (wie wir auch aus ſeinen Werken ſehen) blieb der Mittelpunkt ſeiner Gedanken, als eine Abgeſchiedene verehrte er ſie faſt mehr, als da ſie ihm noch ſichtbar nahe war, aber er glaubte doch, daß Liebenswürdigkeit und Schönheit ihm gewiſſermaßen jenen Verluſt erſetzen könnten. Er ſchrieb um dieſe Zeit „Glauben und Liebe," „den Blütenſtaub," auch einige andre Fragmente, wie „die Lehrlinge zu Sais."

Im Frühjahr 1799 ſtarb Sophiens Erzieherin, wovon Novalis tief gerührt wurde, weil er wußte, daß ſie nur aus Sehnſucht zu ihrer geliebten Sophie geſtorben ſey. Er kehrte bald darauf zu ſeinem Vater zurück, und wurde unter dieſem als

Aſſeſſor und Amtshauptmann des Thüringiſchen Kreiſes angeſtellt.

Jetzt beſuchte er wieder Jena fleißig, wo er A. W. Schlegels Bekanntſchaft machte und den genialiſchen Ritter aufſuchte, den er vorzüglich liebte und deſſen ſeltenes Talent im Experimentiren bewunderte. Im Sommer dieſes Jahres ſah ich ihn zuerſt, als ich meinen Freund Wilh. Schlegel in Jena beſuchte, und unſre Bekanntſchaft wurde ſogleich zur vertrauten Freundſchaft. Es waren ſchöne Tage, die wir mit Schlegel, Schelling und einigen andern Freunden verlebten. Auf meiner Rückreiſe beſuchte ich ihn in ſeinem Hauſe und lernte ſeine Familie kennen. Hier las er mir die Lehrlinge zu Sais und manche ſeiner Fragmente. Er begleitete mich dann nach Halle, und wir genoſſen in Giebichenſtein im Reichardtſchen Hauſe noch einige ſehr heitre Stunden. Um dieſe Zeit war in ihm der erſte Gedanke zum Oſterdingen entſtanden. Damals hatte er auch einige von ſeinen geiſtlichen Liedern ſchon gedichtet, ſie ſollten einen Theil eines chriſtlichen Geſangbuches ausmachen, welches er mit einer Sammlung von Predigten begleiten wollte. Er war übrigens in ſeinen Berufsarbeiten ſehr fleißig, alles was er that, that

er mit Liebe, und auch das Geringſte war ihm nicht unbedeutend.

Als ich im Herbſt 1799 meinen Aufenthalt in Jena nahm, und auch Friedrich Schlegel dort wohnte, beſuchte uns Novalis bald, und ſah ſeine Freunde bald auf kürzere, bald auf längere Zeit. Seine ältere Schweſter verheirathete ſich in dieſem Jahre und die Hochzeit ward auf einem Gute in der Nähe von Jena gefeiert. Nach dieſer Vermählung hielt ſich unſer Freund lange an einem einſamen Orte in der güldnen Aue in Thüringen, am Fuße des Kyffhäuſer Berges auf, und in dieſer Einſamkeit wurde ein großer Theil des Ofterdingen ausgearbeitet. Er lebte damals vorzüglich in der Geſellſchaft von zwei Männern, eines Schwagers ſeiner Braut, des jetzigen Generals von Thielemann, und des jetzigen Generals von Funk, den er durch jenen hatte kennen lernen. Der Umgang und die Freundſchaft dieſes letztern war ihm in mehr als einer Hinſicht werth, er konnte die Bibliothek dieſes geiſtvollen Mannes benutzen, in deſſen Chroniken er ſchon im Frühjahr zuerſt auf die Sage von Ofterdingen geſtoßen war. Durch die treffliche Biographie des Kaiſers Friedrich II. von G. v. Funk ward er für dieſen Regenten be-

geistert, welchen er in seinem Roman als das Muster eines Königes darstellen wollte.

Im Jahre 1800 war N. wieder in Weißenfels, und am 23sten Februar schrieb er mir: „Mein Roman ist in vollem Gange: zwölf Druck-Bogen sind ohngefähr fertig. Der ganze Plan ruht ziemlich ausgeführt in meinem Kopfe. Es werden zwei Bände werden; der erste ist in drei Wochen hoffentlich fertig. Er enthält die Andeutungen und das Fußgestell des zweiten Theils. Das Ganze soll eine Apotheose der Poesie seyn. Heinrich von Ofterdingen wird im ersten Theile zum Dichter reif, und im zweiten als Dichter verklärt. Er wird mancherlei Aehnlichkeiten mit dem Sternbald haben, nur nicht die Leichtigkeit; doch ist dieser Mangel vielleicht dem Inhalt nicht ungünstig. Es ist ein erster Versuch in jeder Hinsicht, die erste Frucht der bei mir wieder erwachten Poesie, um deren Erstehung Deine Bekanntschaft das größeste Verdienst hat. Unter Speculanten war ich ganz Speculation geworden. Es sind einige Lieder darin, nach meiner Art. Ich gefalle mir sehr in der eigentlichen Romanze. — Ich werde mannichfachen Nutzen von meinem Roman haben, — der Kopf wimmelt mir von Ideen

zu Romanen und Luſtſpielen. Sollt' ich Dich bald ſehn, ſo bring' ich eine Erzählung und ein Mährchen aus meinem Roman zur Probe mit." —

Er kam mit dem erſten Frühjahr zu uns, und bald darauf noch einmal, indem er uns den erſten Theil des Ofterdingen in derſelben Geſtalt mittheilte, in welcher ihn das Publikum kennt.

Als ich im Sommer 1800 Jena verließ, beſuchte ich wieder meinen Freund auf einige Zeit in ſeinem väterlichen Hauſe in Weißenfels. Ich fand ihn wohl und heiter, auch ſein Anſehn unverändert, obgleich die Seinigen etwas beſorgt waren, und Bläſſe ſo wie zunehmende Magerkeit an ihm bemerken wollten. Er ſelbſt war auf ſeine Diät noch aufmerkſamer als ſonſt, er trank wenigen oder keinen Wein, genoß faſt keine Fleiſchſpeiſen, und nährte ſich hauptſächlich von Milch und Vegetabilien. Wir gingen oder ritten täglich ſpatzieren; beim ſchnellen Hinanklimmen der Hügel, bei jeder auch gewaltſamen Bewegung konnte ich keine Schwäche der Bruſt oder kürzern Athem an ihm wahrnehmen, und ich ſuchte daher ſeine Gewohnheit zu beſtreiten, weil ich ſeine Entwöhnung von Wein und ſtärkenden Nahrungsmitteln für irrig und für falſche Aengſtlichkeit hielt. Er war begeiſtert von

Planen ſeines künftigen Glücks, ſeine Wohnung war ſchon eingerichtet, denn im Auguſt wollte er ſeine Verbindung mit ſeiner Braut feyern; eben ſo gern ſprach er von der baldigen Vollendung des Ofterdingen und anderer Bücher; ſein Leben ſchien ſich in die reichſte Thätigkeit und Liebe auszubreiten. Als ich von ihm Abſchied nahm, konnte ich durchaus nicht ahnden, daß ich ihn nicht wieder ſehn würde.

Indem er im Auguſt nach Freyberg zu ſeiner Hochzeit reiſen wollte, fing er an Blut auszuwerfen, welches die Aerzte aber nur für hämorrhoidaliſch und unbedeutend erklärten. Doch griff es ihn an, und noch mehr als es ſich periodiſch wiederholte. Seine Verheirathung wurde aufgeſchoben, und im Anfang des Oktober reiſete er mit ſeinem Bruder und ſeinen Eltern nach Dresden. Dieſe verließen ihn dort, um ihre verheirathete Tochter in der Oberlauſitz zu beſuchen, ſein Bruder Carl blieb in Dresden mit ihm zurück. Er wurde augenſcheinlich ſchwächer, und als er im Anfang Novembers erfuhr, daß ein jüngerer Bruder von vierzehn Jahren durch Unvorſichtigkeit ertrunken ſey, zog ihm der plötzliche Schreck einen heftigen Blutſturz zu, worauf ſeine Aerzte gleich erklärten, daß

sein Uebel unheilbar sey. Bald darauf kam seine Braut nach Dresden.

Als er schwächer ward, wünschte er einmal mit großer Sehnsucht seinen Aufenthalt mit einem südlichern Clima vertauschen zu können; er machte den Plan, zu einem seiner geliebten Freunde, Herbert, welcher in Klagenfurt wohnte, zu reisen; aber die Aerzte widerriethen diese Veränderung, vielleicht weil er schon zu schwach und erschöpft war, um diese Anstrengung ertragen zu können. So verfloß dieses Jahr, und im Januar 1801 wurde der Wunsch wieder bei seinen Eltern zu seyn so lebhaft in ihm, daß er Ende dieses Monats sich nach Weißenfels zurück begab.

Hier wurden die geschicktesten Aerzte von Leipzig und Jena zu Rathe gezogen, aber sein Zustand verschlimmerte sich mit jeder Woche, doch war er, wie in seiner ganzen Krankheit, fast ohne Schmerzen. Er arbeitete noch in seinen Geschäften, und schrieb außerdem vieles für sich in seinen Heften nieder, auch versuchte er einiges Poetische, so ist z. B. das zweite Sonnett unter seinen vermischten Gedichten aus dieser Periode. Er las sehr fleißig in der Bibel, auch vieles von Zinzendorfs und Lavaters Schriften.

Je mehr er sich seinem Ende näherte, um so gewisser hoffte er auf eine baldige Genesung, denn der Husten verminderte sich, und, die Mattigkeit abgerechnet, hatte er kein Gefühl von Krankheit. Mit der Hoffnung und der Sehnsucht zum Leben schien auch neues Talent und frische Kraft in ihm aufzugehn; er dachte mit verjüngter Liebe an alle seine projektirten Arbeiten, er nahm sich vor den Osterdingen ganz von neuem umzuschreiben, und kurz vor seinem Tode sagte er einmal: jetzt habe ich erst erfahren, was Poesie ist, unzählige, und ganz andre Lieder und Gedichte, als die ich bisher geschrieben habe, sind in mir aufgegangen. — Vom 19ten März ab, dem Todestag seiner Sophie, wurde er auffallend schwächer, viele seiner Freunde besuchten ihn, und eine große Freude empfand er, als am 21sten März sein treuer und ältester Freund, Friedrich Schlegel, von Jena zu ihm kam. Mit diesem unterhielt er sich viel, vorzüglich über ihre beiderseitigen Arbeiten. In diesen Tagen war er sehr lebhaft und seine Nächte waren ruhig, auch genoß er eines ziemlich gesunden Schlafes. Am 25sten früh um sechs Uhr ließ er sich von seinem Bruder einige Bücher reichen, um etwas nachzuschlagen, dann bestellte er sein

Frühstück und sprach mit Munterkeit bis acht; gegen neun Uhr bat er seinen Bruder ihm auf dem Clavier etwas vorzuspielen, worüber er einschlief. Friedrich Schlegel trat bald darauf in das Zimmer und fand ihn ruhig schlafen; dieser Schlaf währte bis nach zwölf Uhr, worauf er ohne die mindeste Bewegung verschied, und unverändert im Tode seine gewöhnliche freundliche Miene hatte, als wenn er noch lebte.

So starb, ehe er noch das neun und zwanzigste Jahr vollendet hatte, unser Freund, an dem man eben so sehr seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein philosophisches Genie, wie sein Dichtertalent lieben und bewundern muß. Da er seiner Zeit so vorgeeilt war, so durfte sich das Vaterland außerordentliche Dinge von ihm versprechen, wenn ihn dieser frühe Tod nicht übereilt hätte, doch haben seine unvollendeten nachgelassenen Schriften schon viel gewirkt und viele seiner großen Gedanken werden noch in Zukunft begeistern und edle Gemüther und tiefe Denker werden von den Funken seines Geistes erleuchtet und entzündet werden.

Novalis war groß, schlank und von edlen Verhältnissen. Er trug sein lichtbraunes Haar in herabfallenden Locken, welches damals weniger auf-

fiel, als es jetzt geschehen würde; sein braunes Auge war hell und glänzend, und die Farbe seines Gesichtes, besonders der geistreichen Stirn, fast durchsichtig. Hand und Fuß war etwas zu groß und ohne feinen Ausdruck. Seine Miene war stets heiter und wohlwollend. Für denjenigen, der nur die Menschen nach dem Maße unterscheidet, in welchem sie sich vordrängen, oder durch gesuchten Anstand, durch das was die Mode verlangt zu imponiren oder aufzufallen suchen, verlor sich Novalis in der Menge; dem geübteren Auge aber bot er die Erscheinung der Schönheit dar. Der Umriß und der Ausdruck seines Gesichtes kam sehr dem Evangelisten Johannes nahe, wie wir ihn auf der herrlichen großen Tafel von A. Dürer sehn, die Nürnberg und München aufbewahrt.

Sein Gespräch war lebhaft und laut, seine Geberde großartig, ich habe ihn nie ermüdet gesehn; wenn wir die Unterhaltung auch tief in die Nacht hinein fortsetzten, brach er nur willkührlich ab, um zu ruhen, und las auch dann noch ehe er einschlief. Langeweile kannte er nicht, selbst in drückenden Gesellschaften unter mittelmäßigen Köpfen, denn er entdeckte gewiß irgend eine Per-

son, die ihm eine noch fremde Kenntniß mittheilte, die er brauchen konnte, so geringfügig sie auch seyn mochte. Seine Freundlichkeit, seine offne Mittheilung machten, daß er allenthalben geliebt war, seine Virtuosität in der Kunst des Umganges war so groß, daß geringere Köpfe es niemals wahrgenommen haben, wie sehr er sie übersahe. Wie er auch am liebsten die Tiefen des Gemüthes im Gespräch enthüllte, als begeistert von den Regionen unsichtbarer Welten sprach, so war er doch fröhlich wie ein Kind, scherzte in unbefangener Heiterkeit und gab sich selbst den Scherzen der Gesellschaft hin. Ohne Eitelkeit, gelehrten Hochmuth, entfremdet jeder Affektation und Heuchelei, war er ein ächter, wahrer Mensch, die reinste und lieblichste Verkörperung eines hohen unsterblichen Geistes.

Seine eigentlichen Studien waren seit vielen Jahren Philosophie und Physik gewesen. In der letzten sind seine Wahrnehmungen, Combinationen und Ahndungen oft seiner Zeit voraus geeilt. In der Philosophie hatte er vorzüglich Spinoza und Fichte studirt; aber er suchte nachher eine eigne Bahn, die Philosophie mit der Religion zu vereinigen, und so wurden ihm, was wir von den

Neu-Platonikern beſitzen, ſo wie die Schriften der Myſtiker, ſehr wichtig. Seine Kenntniſſe in der Mathematik, ſo wie in den Künſten der Mechanik, vorzüglich aber in der Bergwerkskunde waren ausgezeichnet; dagegen hatte er ſich nur wenig für die eigentlichen Künſte intereſſirt. Die Muſik liebte er ſehr, obgleich er nur oberflächliche Kenntniß von ihr hatte; zur Skulptur und Malerei ward ſein Gemüth nur wenig hingezogen, ob er gleich über alle dieſe Künſte die originellſten Ideen und die höchſten Ahndungen ausſprechen konnte. So erinnere ich mich z. B. eines Streites über die Landſchaftsmalerei, in welchem ich ſeine Anſicht nicht faſſen konnte, die aber nachher aus eignem reichen poetiſchen Gemüth der vortreffliche Landſchaftsmaler Friedrich in Dresden großentheils wirklich gemacht hat. In der Poeſie war er eigentlich eben ſo Fremdling, er hatte nur wenige Dichter geleſen und ſich mit der Kritik und den hergebrachten Syſtemen der Dichtkunſt nicht beſchäftigt. Göthe war lange ſein Studium geweſen, vor allen andern Werken hatte er den Wilhelm Meiſter geliebt, ſo wenig man dies auch aus ſeinem ſtrengen Urtheil über dieſes Werk in ſeinen Fragmenten ſchließen ſollte. Er verlangte von der

Poesie das Nächste, Gemüth und Begeisterung, und daher kam es, daß, wie ihm viele Meisterwerke unbekannt waren, er auch nicht an Nachahmung oder fremder Autorität litt, so wie ihm viele Schriften, die der Kenner nicht hoch stellen kann, lieb und theuer seyn konnten, weil er in ihnen, wenn auch mit schwachen Farben, jenes Ursprüngliche, Nächste und Bedeutungsvolle sah, dem er vorzüglich nachstrebte. Jene Erzählungen, die wir in neuern Zeiten Mährchen genannt haben, kamen mit ihrer wunderlichen Weise seinen Vorstellungen am meisten entgegen; er sah in ihnen tiefern Sinn und suchte ihn auf die vielseitigste Art in eigenen Dichtungen auszusprechen. Ihm war es zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Mährchen, und jene Region, die die meisten Menschen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnden oder bezweifeln wollen, war ihm wie eine liebe Heimath. So erfand er, von Beispielen unbestochen, einen neuen Weg der Darstellung, und in der Vielseitigkeit der Beziehung, in der Ansicht der Liebe und dem

Glauben an ſie, die ihm zugleich Lehrerinn, Weisheit und Religion iſt, darin, daß ein einziger großer Lebens-Moment und Ein tiefer Schmerz und Verluſt das Weſen ſeiner Poeſie und Anſchauung wurde, gleicht er unter den Neueren allein dem erhabenen Dante, und ſingt uns wie dieſer einen unergründlichen myſtiſchen Geſang, ſehr verſchieden von jenem mancher Nachahmer, welche die Myſtik wie ein Ornament glauben an- und ablegen zu können. Daher iſt auch ſein Roman bewußt und unbewußt nur Darſtellung ſeines Gemüths und Schickſals, wie er denn ſelbſt ſeinen Heinrich im Fragment des zweiten Theiles ſagen läßt: — — „Daß Schickſal und Gemüth Nahmen Eines Begriffes ſind.“

So kann uns ſein Leben ſelbſt mit Recht wunderbar erſcheinen, und ein ſonderbarer Schauer, wie bei einem Mährchen, erfaßt uns, wenn wir hören, daß jetzt von ſeinen vielen Geſchwiſtern nur noch zwei Brüder leben, und die edle Mutter, die ſeit einigen Jahren auch den Gatten betrauert, in Einſamkeit nur ihrem Schmerze und der Religion mit ſtiller Ergebung ſich widmet.

Vorrede

zur fünften Auflage.

Wenige Bücher haben beim Publikum so früh Eingang gefunden, als die Schriften meines früh verstorbenen Freundes: nur selten ist es Autoren gelungen, nach einem Zeitraum, wenn Bedürfnisse, Moden, Lehrsätze und Erhitzungen mancher Art sich wechselnd abgelöset und einander aufgehoben haben, auch diese Probe des Wandels zu überdauern, und frisch und lebendig fort zu wirken.

Es ist auch fast mit Gewißheit vorher zu sagen, daß die Kraft dieses jugendlichen reichen Geistes auch künftig noch anregen, belehren und begeistern wird, denn die Tiefe des ächten Genius

läßt sich nicht so schnell erschöpfen, und Enthusiasten für Schönheit und Kunst, so wie Freunde der Natur und Wissenschaft, Verehrer der ächten Philosophie und Mystik werden sich mit Freuden und Nutzen in diesem vollen Garten des Tiefsinns und Wunders ergehn, in welchem ihnen von allen Seiten Blüthen und Früchte entgegen quellen.

Gewirkt haben diese wenigen theuern Reliquien eines großen Geistes, sie haben auf die Denkweise der Nation, auf die Richtung der deutschen Literatur einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, sie sind auch von vielen Denkern und Forschern verstanden und gewürdigt worden: wenn Schwärmerei, Thorheit und Unvermögen sich auch beigesellten, mancher irrende Geist in ihnen Bestätigung seines Wahnes zu finden glaubte, so ist dies nur ein Schicksal, welches Novalis mit allen bedeutenden Autoren theilt, welche ihre Zeit überragen.

Manche dieser schwächern Leser werden vielleicht ungern einen Aufsatz vermissen, welcher sich in der letzten Ausgabe befand, und „die Christenheit, oder Europa, ein Fragment, im J. 1799“ überschrieben ist. — Ehe mein Freund noch den

Oftердingen gedichtet hatte, kam er in dieſem Jahre nach Jena, um uns dieſen Aufſatz, W. A. Schlegel, und deſſen Bruder, Friederich, vorzuleſen. Wenn ich nicht irre, war auch Schelling zugegen. Die Fragmente, „Blüthenſtaub," waren ſchon im Athenäum erſchienen, die Lehrlinge von Sais waren damals ſchon ausgearbeitet. Wir erwarteten daher etwas Bedeutendes zu hören, und die Herausgeber des Athenäum waren entſchloſſen, dieſen Aufſatz, den ſie für einen bedeutenden halten mußten, in ihrer Zeitſchrift aufzunehmen. Da wir uns, als vertrauten Freunden, gegenſeitig ein offnes unbefangnes Urtheil zugeſtanden, wie man es vielleicht ſelten unter Autoren findet, ſo ward, nach geendigter Leſung, dieſer Aufſatz einſtimmig verworfen, und beſchloſſen, daß er nicht durch den Druck bekannt gemacht werden ſolle. Wir fanden die hiſtoriſche Anſicht zu ſchwach und ungnügend, die Folgerungen zu willkührlich, und die ganze Abhandlung ſchwach, ſo daß ſehr leicht die Blößen von jedem Kundigen entdeckt werden konnten. Einzelne ſchöne Stellen, tiefſinnige Worte traten glänzend hervor, und dieſe bedeutſamen Winke und Reden haben wir Herausgeber der Schriften ſchon in der Erſten Ausgabe unter die Fragmente geſtellt.

Novalis war viel zu edel und frei gesinnt, um sich durch dieses Urtheil seiner Freunde verletzt zu fühlen. Philosophie und Naturwissenschaft waren vorzüglich die Gegenstände seines Studiums gewesen, die Geschichte war ihm mehr fremd geblieben, und wenn der geistige Blick auch hie und da scharf sah, und seine Wahrnehmung Merkwürdiges aussagen konnte, so war er auf diesem Felde doch mehr ein Ahndender als ein Wissender.

Ueber diese Gegenstände hatte nach Jahren mein Gehülfe bei der Herausgabe der Schriften unsers Freundes, Fr. Schlegel, seine Ansichten sehr geändert. Carl v. Hardenberg, ein Bruder, nur um wenige Jahre jünger, als Novalis, ein edles Gemüth, ein begeisterter junger Mann, dem aber das Genie wie die gemäßigte Kraft des gestorbenen Bruders nicht zu Theil geworden, war mit voller Ueberzeugung nach dem Tode seiner Eltern zur katholischen Kirche übergetreten. Er hatte unter den Papieren des Bruders diesen zurückgelegten Aufsatz gefunden, und schon vor vielen Jahren äusserte er mir die Meinung, man müsse diese Schrift dem Publikum übergeben. Ich widersprach mit den alten, nicht veralteten Gründen.

Nach C. v. Hardenbergs Tode erhielt Fr. Schlegel mit andern Papieren diese Abhandlung, und nach langer Zeit, 1826, vermochte er den Verleger, welcher die nähern Umstände nicht kannte, diese Schrift in diese letzte Ausgabe aufzunehmen. Weil man meines Widerspruchs gewiß war, ersah ich erst aus dem vollendeten Druck, daß dieser vor sieben und zwanzig Jahren verworfene Baustein nun zum Eckstein dienen sollte.

Eben so unverholen, wie wir früher unserm Freunde Novalis unser Urtheil ausgesprochen hatten, widersprach ich jetzt meinem Freunde, Fr. Schlegel; fand aber damals keinen Beruf dazu, öffentlich mit ihm über diesen Gegenstand zu streiten. Aber es schmerzte mich, diesen nur schwachen Ausdruck des tiefsinnigen Novalis der Lesewelt hingeworfen zu sehn, und in einer Zeit, in der Partheikämpfe und Fanatismus so manches bessere Gemüth entstellen und verwirren. Es geschah auch, was ich befürchtet hatte, die Sektirer schalten auf Novalis, als wenn er ein ihnen feindlicher Sektirer wäre. Andre wollten in ihrem Eifer für die gute Sache mich oder Fr. Schlegel für den Verfasser des angefochtenen Aufsatzes ausgeben,

und so ward der leutseeligste und liebendste Geist in das Toben der Turba hinein gezerrt, um die Verwirrung zu vermehren.

Unser Zeitalter ist das der Correspondenzen, Memoiren, Biographien und Schilderungen von Zuständen. Oft begnügt man sich am Oberflächlichsten, wenn es nur einen gewissen Reitz ausübt, indem man Persönlichkeiten kennen zu lernen glaubt, oder sich gar an Klätscherei und Verläumdung ergötzt. Nirgend ist aber Wahrheit und Dichtung, oder Mißverstand, Entstellung, Unwahrheit und Lüge so mit dem Wirklichen vermischt, als auf diesem Felde. Es ist bekannt, daß es in Paris Fabriken für diese sogenannten Memoirs gab, die noch immer nicht feiern, und in denen ein Paar Briefe, wenige Reminiscenzen mit Nachhülfe älterer gedruckten Bücher und Correspondenzen dann mit willkührlichen Zusätzen und dramatischem Aufputz jene Bände von Bekenntnissen, Geschichts-Erzählungen, Biographien und dergleichen hervorbringen, die mancher treuherzige Leser nachher als Wahrheit aufnimmt, und sich an ihnen erbaut.

Es wird nicht fehlen, daß Deutschland auch

hierin seinem Vorbilde, dem schreibseeligen Frankreich nachfolgt. Wir haben schon Einiges der Art erhalten, und es dürfte für den älter gewordenen Schriftsteller, der dieselben Menschen und Zeiten kannte, Pflicht werden, die Wahrheit zu retten, und das Unwahre, oder Mißverstandene zu bezeichnen und die richtige Leseart wieder herzustellen.

So besitzen wir ein Büchelchen von Falk über Göthe, welches 1832 nach Göthes und des Verfassers Tode erschien, zu einer Zeit also, wo man den Verfasser nicht mehr zur Rede stellen, und Göthe ebenfalls sich nicht mehr rechtfertigen, oder seine wahre Meinung erläutern konnte. Das Büchelchen enthält manches Gute und manches, welches den Stempel der Wahrheit trägt. Weiß man aber, wie entfremdet sich diese beiden Männer, wenigstens in langen Zeiträumen, waren, so muß man so manche vertraute Herzens-Ergießungen, Urtheile, tiefsinnige und paradoxe Betrachtungen mit einigem Mißtrauen ansehn. Nicht, als ob viele dieser Reden vom Sammler erfunden wären; man darf eher vermuthen, daß er diese Gedanken und Betrachtungen von

andern Freunden empfing, die dem Dichter näher standen.

Einiges ist aber wohl völlig unrichtig, und Falk selbst hat später den Irrthum eigenmächtig niedergeschrieben, oder Göthe hat sich geirrt und falschen Berichten geglaubt, da fast nie angemerkt ist, in welcher Zeit der Dichter seine Meinung ausgesprochen hat. Pag. 99 also sagt Göthe, in jenen Aeusserungen, welche Falk G.'s Humor überschreibt: — hier nennt er Zeit und Stunde, — Oster-Mondtag 1808:

„Novalis war noch keiner, (Ein Imperator nehmlich) aber mit der Zeit hätte er auch einer werden können. Schade nur, daß er so jung gestorben ist, zumal, da er noch außerdem seiner Zeit den Gefallen gethan, und katholisch geworden ist."

Diese Aeusserung und Behauptung Göthe's hat für den Kenner jener Zeit und ihrer Umstände, (vielleicht die ganze Ergießung dort) sehr den Anschein einer unächten. — Novalis war schon im Frühjahr 1801 gestorben. Er hätte seine

Eltern, welche eifrige Herrenhuter waren, sehr glücklich machen können, wenn er sich dieser Gemeinde zugesellt hätte; Göthe hatte Fried. Hardenberg persönlich gekannt und ihn oft gesehn, der Kranke und Sterbende war in seiner Nähe, es war (voraus in jenen Jahren) auch nicht das kleinste Gerücht der Art erschollen, und ich darf versichern, daß meinem Freunde Hardenberg dieser Uebertritt zu einer andern christlichen Gemeinde aus der lutherischen, in welcher er geboren war, völlig unmöglich war. Nicht, als wenn er ein eifernder oder orthodoxer Lutheraner gewesen wäre, seine Schriften beweisen das Gegentheil, aber eben so wenig gehörte er, ohngeachtet seiner geistlichen Gedichte, den Katholiken an. In seiner poetischen und philosophischen Stimmung, in seiner mystischen Tendenz konnte er als tiefsinniger Christ die poetischen Erscheinungen der katholischen Kirche mit der Verehrung für Luther und Calvin, mit einer Achtung der Herrenhuther und einer Begeisterung für Spinoza und die deutsche Philosophie, so wie die Neuplatoniker vereinigen. Auch edle Polemik gegen alle diese Partheien geben uns in vielfachen Andeutungen seine Fragmente. Er wollte eben keiner Parthei oder Sekte, als ein eigner, ange-

hören, und er durfte das Wort für sich gelten machen (was auch jedem freien Manne zusteht), welches Schiller für sich als Abwehr braucht:

Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst! — Und warum keine?
Aus Religion.

L. Tieck.

Heinrich von Ofterdingen.

Erſter Theil.

Die Erwartung.

Digitized by Google

Zueignung.

Du haſt in mir den edlen Trieb erregt
Tief ins Gemüth der weiten Welt zu ſchauen;
Mit deiner Hand ergriff mich ein Vertrauen,
Das ſicher mich durch alle Stürme trägt.

Mit Ahndungen haſt du das Kind gepflegt,
Und zogſt mit ihm durch fabelhafte Auen;
Haſt, als das Urbild zartgeſinnter Frauen,
Des Jünglings Herz zum höchſten Schwung bewegt.

Was feſſelt mich an irdiſche Beſchwerden?
Iſt nicht mein Herz und Leben ewig Dein?
Und ſchirmt mich Deine Liebe nicht auf Erden?

Ich darf für Dich der edlen Kunſt mich weihn;
Denn Du, Geliebte, willſt die Muſe werden,
Und ſtiller Schutzgeiſt meiner Dichtung ſeyn.

In ewigen Verwandlungen begrüßt
Uns des Geſangs geheime Macht hienieden;
Dort ſegnet ſie das Land als ew'ger Frieden,
Indeß ſie hier als Jugend uns umfließt.

Sie iſts die Licht in unſre Augen gießt,
Die uns den Sinn für jede Kunſt beſchieden,
Und die das Herz der Frohen und der Müden
In trunkner Andacht wunderbar genießt.

An ihrem vollen Buſen trank ich Leben;
Ich ward durch ſie zu allem, was ich bin,
Und durfte froh mein Angeſicht erheben.

Noch ſchlummerte mein allerhöchſter Sinn;
Da ſah ich ſie als Engel zu mir ſchweben,
Und flog, erwacht, in ihrem Arm dahin.

Erſtes Kapitel.

Die Eltern lagen ſchon und ſchliefen, die Wanduhr ſchlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenſtern ſauſte der Wind; abwechſelnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf ſeinem Lager, und gedachte des Fremden und ſeiner Erzählungen. Nicht die Schätze ſind es, die ein ſo unausſprechliches Verlangen in mir geweckt haben, ſagte er zu ſich ſelbſt; fern ab liegt mir alle Habſucht: aber die blaue Blume ſehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anders dichten und denken. So iſt mir noch nie zu Muthe geweſen: es iſt, als hätt ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinüber geſchlummert; denn in der Welt, in der ich ſonſt lebte, wer hätte da ſich um Blumen bekümmert; und gar von einer ſo ſeltſamen Leidenſchaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen ähnlichen Menſchen

geſehn; doch weiß ich nicht, warum nur ich von ſeinen Reden ſo ergriffen worden bin; die Anderen haben ja das Nämliche gehört, und Keinem iſt ſo etwas begegnet. Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zuſtande reden kann! Es iſt mir oft ſo entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe, befällt mich ſo ein tiefes, inniges Treiben: das kann und wird Keiner verſtehn. Ich glaubte, ich wäre wahnſinnig, wenn ich nicht ſo klar und hell ſähe und dächte; mir iſt ſeitdem alles viel bekannter. Ich hörte einſt von alten Zeiten reden; wie da die Thiere und Bäume und Felſen mit den Menſchen geſprochen hätten. Mir iſt gerade ſo, als wollten ſie allaugenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen anſehen, was ſie mir ſagen wollten. Es muß noch viel Worte geben, die ich nicht weiß: wüßte ich mehr, ſo könnte ich viel beſſer alles begreifen. Sonſt tanzte ich gern, jetzt denke ich lieber nach der Muſik. — Der Jüngling verlor ſich allmählig in ſüßen Fantaſien und entſchlummerte. Da träumte ihn erſt von unabſehlichen Fernen, und wilden, unbekannten Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wunderliche Thiere ſah er; er lebte mit mannichfaltigen Menſchen, bald im Kriege, im wilden Getümmel, in ſtillen Hütten. Er gerieth in Gefangenſchaft und in die ſchmählichſte Noth. Alle Empfindungen ſtiegen bis zu einer nie gekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein

unendlich buntes Leben; ſtarb und kam wieder, liebte bis zur höchſten Leidenſchaft, und war dann wieder auf ewig von ſeiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie draußen die Dämmerung anbrach, wurde es ſtiller in ſeiner Seele, klarer und bleibender wurden die Bilder. Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunkeln Walde allein. Nur ſelten ſchimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felſenſchlucht, die bergan ſtieg. Er mußte über bemooſte Steine klettern, die ein ehemaliger Strom herunter geriſſen hatte. Je höher er kam, deſto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wieſe, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wieſe erhob ſich eine hohe Klippe, an deren Fuß er eine Oeffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felſen gehauenen Ganges zu ſeyn ſchien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeitlang eben fort, bis zu einer großen Weitung, aus der ihm ſchon von fern ein helles Licht entgegen glänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes ſtieg, und oben in unzählige Funken zerſtäubte, die ſich unten in einem großen Becken ſammelten; der Strahl glänzte wie entzündetes Gold; nicht das mindeſte Geräuſch war zu hören, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauſpiel. Er näherte ſich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der Höhle wa-

ren mit dieſer Flüſſigkeit überzogen, die nicht heiß ſondern kühl war, und an den Wänden nur ein mattes, bläulichtes Licht von ſich warf. Er tauchte ſeine Hand in das Becken, und benetzte ſeine Lippen. Es war, als durchdränge ihn ein geiſtiger Hauch, und er fühlte ſich innigſt geſtärkt und erfriſcht. Ein unwiderſtehliches Verlangen ergriff ihn ſich zu baden, er entkleidete ſich und ſtieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umflöſſe ihn eine Wolke des Abendroths; eine himmliſche Empfindung überſtrömte ſein Inneres; mit inniger Wolluſt ſtrebten unzählbare Gedanken in ihm ſich zu vermiſchen; neue, nie geſehene Bilder entſtanden, die auch in einander floſſen, und zu ſichtbaren Weſen um ihn wurden, und jede Welle des lieblichen Elements ſchmiegte ſich wie ein zarter Buſen ihm an. Die Flut ſchien eine Auflöſung reizender Mädchen, die an dem Jünglinge ſich augenblicklich verkörperten.

Berauſcht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewußt, ſchwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felſen hineinfloß. Eine Art von ſüßem Schlummer befiel ihn, in welchem er unbeſchreibliche Begebenheiten träumte, und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand ſich auf einem weichen Raſen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll, und ſich darin zu verzehren ſchien. Dunkelblaue Felſen mit bunten Adern erhoben ſich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab,

war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war schwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand, und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um sie her standen unzählige Blumen von allen Farben, und der köstlichste Geruch erfüllte die Luft. Er sah nichts als die blaue Blume, und betrachtete sie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er sich ihr nähern, als sie auf einmal sich zu bewegen und zu verändern anfing; die Blätter wurden glänzender und schmiegten sich an den wachsenden Stengel, die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blüthenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte. Sein süßes Staunen wuchs mit der sonderbaren Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme seiner Mutter weckte, und er sich in der elterlichen Stube fand, die schon die Morgensonne vergoldete. Er war zu entzückt, um unwillig über diese Störung zu seyn; vielmehr bot er seiner Mutter freundlich guten Morgen und erwiederte ihre herzliche Umarmung.

Du Langschläfer, sagte der Vater, wie lange sitze ich schon hier und feile. Ich habe deinetwegen nichts hämmern dürfen; die Mutter wollte den lieben Sohn schlafen lassen. Aufs Frühstück habe ich auch warten müssen. Klüglich hast du den Lehrstand erwählt, für den wir wachen und arbeiten. Indeß ein tüchtiger Ge-

lehrter, wie ich mir habe ſagen laſſen, muß auch Nächte zu Hülfe nehmen, um die großen Werke der weiſen Vorfahren zu ſtudiren. Lieber Vater, antwortete Heinrich, werdet nicht unwillig über meinen langen Schlaf, den ihr ſonſt nicht an mir gewohnt ſeid. Ich ſchlief erſt ſpät ein, und habe viele unruhige Träume gehabt, bis zuletzt ein anmuthiger Traum mir erſchien, den ich lange nicht vergeſſen werde, und von dem mich dünkt, als ſey er mehr als bloßer Traum geweſen. Lieber Heinrich, ſprach die Mutter, du haſt dich gewiß auf den Rücken gelegt, oder beim Abendſegen fremde Gedanken gehabt. Du ſiehſt auch noch ganz wunderlich aus. Iß und trink, daß du munter wirſt.

Die Mutter ging hinaus, der Vater arbeitete emſig fort, und ſagte: Träume ſind Schäume, mögen auch die hochgelahrten Herren davon denken, was ſie wollen, und du thuſt wohl, wenn du dein Gemüth von dergleichen unnützen und ſchädlichen Betrachtungen abwendeſt. Die Zeiten ſind nicht mehr, wo zu den Träumen göttliche Geſichte ſich geſellten, und wir können und werden es nicht begreifen, wie es jenen auserwählten Männern, von denen die Bibel erzählt, zu Muthe geweſen iſt. Damals muß es eine andere Beſchaffenheit mit den Träumen gehabt haben, ſo wie mit den menſchlichen Dingen.

In dem Alter der Welt, wo wir leben, findet der unmittelbare Verkehr mit dem Himmel nicht mehr Statt.

Die alten Geſchichten und Schriften ſind jetzt die einzigen Quellen, durch die uns eine Kenntniß von der überirdiſchen Welt, ſo weit wir ſie nöthig haben, zu Theil wird; und ſtatt jener ausdrücklichen Offenbarungen redet jetzt der heilige Geiſt mittelbar durch den Verſtand kluger und wohlgeſinnter Männer und durch die Lebensweiſe und die Schickſale frommer Menſchen zu uns. Unſre heutigen Wunderbilder haben mich nie ſonderlich erbaut, und ich habe nie jene großen Thaten geglaubt, die unſre Geiſtlichen davon erzählen. Indeß mag ſich daran erbauen, wer will, und ich hüte mich wohl jemanden in ſeinem Vertrauen irre zu machen. — Aber, lieber Vater, aus welchem Grunde ſeid Ihr ſo den Träumen entgegen, deren ſeltſame Verwandlungen und leichte, zarte Natur doch unſer Nachdenken gewißlich rege machen müſſen? Iſt nicht jeder, auch der verworrenſte Traum, eine ſonderliche Erſcheinung, die auch, ohne noch an göttliche Schickung dabei zu denken, ein bedeutſamer Riß in den geheimnißvollen Vorhang iſt, der mit tauſend Falten in unſer Inneres hereinfällt? In den weiſeſten Büchern findet man unzählige Traumgeſchichten von glaubhaften Menſchen, und erinnert Euch nur noch des Traums, den uns neulich der ehrwürdige Hofkaplan erzählte, und der Euch ſelbſt ſo merkwürdig vorkam.

Aber, auch ohne dieſe Geſchichten, wenn Ihr zuerſt in Eurem Leben einen Traum hättet, wie würdet

Ihr nicht erſtaunen, und Euch die Wunderbarkeit dieſer, uns nur alltäglich gewordenen Begebenheit gewiß nicht abſtreiten laſſen! Mich dünkt der Traum eine Schutzwehr gegen die Regelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens, eine freie Erholung der gebundenen Fantaſie, wo ſie alle Bilder des Lebens durcheinander wirft, und die beſtändige Ernſthaftigkeit des erwachſenen Menſchen durch ein fröhliches Kinderſpiel unterbricht. Ohne die Träume würden wir gewiß früher alt, und ſo kann man den Traum, wenn auch nicht als unmittelbar von oben gegeben, doch als eine göttliche Mitgabe, einen freundlichen Begleiter auf der Wallfahrt zum heiligen Grabe betrachten. Gewiß iſt der Traum, den ich heute Nacht träumte, kein unwirkſamer Zufall in meinem Leben geweſen, denn ich fühle es, daß er in meine Seele wie ein weites Rad hineingreift, und ſie in mächtigem Schwunge forttreibt.

Der Vater lächelte freundlich und ſagte, indem er die Mutter, die eben hineintrat, anſah: Mutter, Heinrich kann die Stunde nicht verläugnen, durch die er in der Welt iſt. In ſeinen Reden kocht der feurige wälſche Wein, den ich damals von Rom mitgebracht hatte, und der unſern Hochzeitabend verherrlichte. Damals war ich auch noch ein andrer Kerl. Die ſüdliche Luft hatte mich aufgethaut, von Muth und Luſt floß ich über, und du warſt auch ein heißes köſtliches Mädchen. Bei deinem Vater gings damals herrlich zu; Spiel-

leute und Sänger waren weit und breit herzugekommen, und lange war in Augsburg keine luſtigere Hochzeit gefeiert worden.

Ihr ſpracht vorhin von Träumen, ſagte die Mutter, weißt du wohl, daß du mir damals auch von einem Traume erzähltest, den du in Rom gehabt hatteſt, und der dich zuerſt auf den Gedanken gebracht, zu uns nach Augsburg zu kommen, und um mich zu werben? Du erinnerſt mich eben zur rechten Zeit, ſagte der Alte; ich hatte dieſen ſeltſamen Traum ganz vergeſſen, der mich damals lange genug beſchäftigte; aber grade er iſt mir eben ein Beweis deſſen, was ich von den Träumen geſagt habe. Es iſt unmöglich einen geordneteren und helleren zu haben; noch jetzt entſinne ich mich jedes Umſtandes ganz genau; und doch, was hat er bedeutet? Daß ich von dir träumte, und mich bald darauf von Sehnſucht ergriffen fühlte, dich zu beſitzen, war ganz natürlich: denn ich kannte dich ſchon. Dein freundliches holdes Weſen hatte mich gleich anfangs lebhaft gerührt, und nur die Luſt nach der Fremde hielt damals meinen Wunſch nach deinem Beſitz zurück. Um die Zeit des Traumes war meine Neugierde ſchon ziemlich geſtillt, und nun konnte die Neigung leichter durchdringen.

Erzählt uns doch jenen ſeltſamen Traum, ſagte der Sohn. Ich war eines Abends, fing der Vater an, umhergeſtreift. Der Himmel war rein, und der Mond bekleidete die alten Säulen und Mauern mit ſeinem

bleichen ſchauerlichen Lichte. Meine Geſellen gingen den Mädchen nach, und mich trieb das Heimweh und die Liebe ins Freie. Endlich ward ich durſtig und ging ins erſte beſte Landhaus hinein, um einen Trunk Wein oder Milch zu fordern. Ein alter Mann kam heraus, der mich wohl für einen verdächtigen Beſuch halten mochte. Ich trug ihm mein Anliegen vor; und als er erfuhr, daß ich ein Ausländer und ein Deutſcher ſei, lud er mich freundlich in die Stube, und brachte eine Flaſche Wein. Er hieß mich niederſitzen, und fragte mich nach meinem Gewerbe. Die Stube war voller Bücher und Alterthümer. Wir geriethen in ein weitläuftiges Geſpräch; er erzählte mir viel von alten Zeiten, von Mahlern, Bildhauern und Dichtern. Noch nie hatte ich ſo davon reden hören. Es war mir, als ſei ich in einer neuen Welt ans Land geſtiegen. Er wies mir Siegelſteine und andere alte Kunſtarbeiten; dann las er mir mit lebendigem Feuer herrliche Gedichte vor, und ſo verging die Zeit, wie ein Augenblick. Noch jetzt heitert mein Herz ſich auf, wenn ich mich des bunten Gewühls der wunderlichen Gedanken und Empfindungen erinnere, die mich in dieſer Nacht erfüllten. In den heidniſchen Zeiten war er wie zu Hauſe, und ſehnte ſich mit unglaublicher Inbrunſt in dies graue Alterthum zurück. Endlich wies er mir eine Kammer an, wo ich den Reſt der Nacht zubringen könnte, weil es ſchon zu ſpät ſei, um noch zurückzukehren. Ich entſchlief bald,

und da dünkte michs, ich sei in meiner Vaterstadt und wanderte aus dem Thore. Es war als müßte ich irgend wo hin gehen, um etwas zu bestellen, doch wußte ich nicht wohin, und was ich verrichten solle. Ich ging nach dem Harze mit überaus schnellen Schritten, und wohl war mir, als sei es zur Hochzeit. Ich hielt mich nicht auf dem Wege, sondern immer feldein durch Thal und Wald, und bald kam ich an einen hohen Berg. Als ich oben war, sah ich die goldne Aue vor mir, und überschaute Thüringen weit und breit, also, daß kein Berg in der Nähe umher mir die Aussicht wehrte. Gegenüber lag der Harz mit seinen dunklen Bergen, und ich sah unzählige Schlösser, Klöster und Ortschaften. Wie mir nun da recht wohl erinnerlich ward, fiel mir der alte Mann ein, bei dem ich schlief, und es gedäuchte mir, als sei das vor geraumer Zeit geschehn, daß ich bei ihm gewesen sei. Bald gewahrte ich eine Stiege, die in den Berg hinein ging, und ich machte mich hinunter. Nach langer Zeit kam ich in eine große Höhle, da saß ein Greis in einem langen Kleide vor einem eisernen Tische, und schaute unverwandt nach einem wunderschönen Mädchen, das in Marmor gehauen vor ihm stand. Sein Bart war durch den eisernen Tisch gewachsen, und bedeckte seine Füße. Er sah ernst und freundlich aus, und gemahnte mich wie ein alter Kopf, den ich am Abend bei dem Manne gesehn hatte. Ein glänzendes Licht war in der Höhle verbreitet. Wie

ich so stand und den Greis ansah, klopfte mir plötzlich mein Wirth auf die Schulter, nahm mich bei der Hand, und führte mich durch lange Gänge mit sich fort. Nach einer Weile sah ich von weitem eine Dämmerung, als wollte das Tageslicht einbrechen. Ich eilte darauf zu, und befand mich bald auf einem grünen Platze; aber es schien mir alles ganz anders, als in Thüringen. Ungeheure Bäume mit großen glänzenden Blättern verbreiteten weit umher Schatten. Die Luft war sehr heiß, und doch nicht drückend. Ueberall Quellen und Blumen und unter allen Blumen gefiel mir Eine ganz besonders, und es kam mir vor, als neigten sich die Andern gegen sie.

Ach! liebster Vater, sagt mir doch, welche Farbe sie hatte, rief der Sohn mit heftiger Bewegung.

Dessen entsinne ich mich nicht mehr, so genau ich mir auch sonst alles eingeprägt habe.

War sie nicht blau?

Es kann seyn, fuhr der Alte fort, ohne auf Heinrichs seltsame Heftigkeit Achtung zu geben. Soviel weiß ich nur noch, daß mir ganz unaussprechlich zu Muthe war, und ich mich lange nicht nach meinem Begleiter umsah. Wie ich mich endlich zu ihm wandte, bemerkte ich, daß er mich aufmerksam betrachtete, und mir mit inniger Freude zulächelte. Auf welche Art ich von diesem Orte wegkam, erinnere ich mich nicht mehr. Ich war wieder oben auf dem Berge. Mein Begleiter stand

bei mir, und ſagte: du haſt das Wunder der Welt geſehn. Es ſteht bei dir, das glücklichſte Weſen auf der Welt und noch über das ein berühmter Mann zu werden. Nimm wohl in Acht, was ich dir ſage: wenn du am Tage Johannis gegen Abend wieder hieher kommſt, und Gott herzlich um das Verſtändniß dieſes Traumes bitteſt, ſo wird dir das höchſte irdiſche Loos zu Theil werden; dann gieb nur Acht auf ein blaues Blümchen, was du hier oben finden wirſt, brich es ab, und überlaß dich dann demüthig der himmliſchen Führung. Ich war darauf im Traume unter den herrlichſten Geſtalten und Menſchen und unendliche Zeiten gaukelten mit mannichfaltigen Veränderungen vor meinen Augen vorüber. Wie gelöſt war meine Zunge, und was ich ſprach, klang wie Muſik. Darauf ward alles wieder dunkel und eng und gewöhnlich; ich ſah deine Mutter mit freundlichem, verſchämten Blick vor mir; ſie hielt ein glänzendes Kind in den Armen, und reichte mir es hin; als auf einmal das Kind zuſehends wuchs, immer heller und glänzender ward, und ſich endlich mit blendendweißen Flügeln über uns erhob, uns beide in ſeinen Arm nahm, und ſo hoch mit uns flog, daß die Erde nur wie eine goldene Schüſſel mit dem ſauberſten Schnitzwerk ausſah. Dann erinnere ich mich nur, daß wieder jene Blume und der Berg und der Greis vorkamen; aber ich erwachte bald darauf, und fühlte mich von heftiger Liebe bewegt. Ich nahm Abſchied von

meinem gaſtfreien Wirth, der mich bat ihn oft wieder zu beſuchen, was ich ihm zuſagte, und auch Wort gehalten haben würde, wenn ich nicht bald darauf Rom verlaſſen hätte, und ungeſtüm nach Augsburg gereiſt wäre.

Zweites Kapitel.

Johannis war vorbei; die Mutter hatte längſt einmal nach Augsburg ins väterliche Haus kommen und dem Großvater den noch unbekannten lieben Enkel mitbringen ſollen. Einige gute Freunde des alten Oſterdingen, ein paar Kaufleute, mußten in Handelsgeſchäften dahin reiſen. Da faßte die Mutter den Entſchluß, bei dieſer Gelegenheit jenen Wunſch auszuführen, und es lag ihr dies um ſo mehr am Herzen, weil ſie ſeit einiger Zeit merkte, daß Heinrich weit ſtiller und in ſich gekehrter war, als ſonſt. Sie glaubte, er ſei mißmüthig oder krank, und eine weite Reiſe, der Anblick neuer Menſchen und Länder, und wie ſie verſtohlen ahndete, die Reize einer jungen Landsmännin, würden die trübe Laune ihres Sohnes vertreiben, und wieder einen ſo theilnehmenden und lebensfrohen Menſchen aus ihm machen, wie er ſonſt geweſen. Der Alte willigte in den Plan der Mutter, und Heinrich war über die Maaßen erfreut, in ein Land zu kommen, was er ſchon lange, nach den Erzählungen ſeiner Mutter und mancher Rei-

ſenden, wie ein irdiſches Paradies ſich gedacht, und wohin er oft vergeblich ſich gewünſcht hatte.

Heinrich war eben zwanzig Jahre alt geworden. Er war nie über die umliegenden Gegenden ſeiner Vaterſtadt hinausgekommen; die Welt war ihm nur aus Erzählungen bekannt. Wenig Bücher waren ihm zu Geſichte gekommen. Bei der Hofhaltung des Landgrafen ging es nach der Sitte der damaligen Zeiten einfach und ſtill zu, und die Pracht und Bequemlichkeit des fürſtlichen Lebens dürfte ſich ſchwerlich mit den Annehmlichkeiten meſſen, die in ſpätern Zeiten ein bemittelter Privatmann ſich und den Seinigen ohne Verſchwendung verſchaffen konnte. Dafür war aber der Sinn für die Geräthſchaften und Habſeligkeiten, die der Menſch zum mannichfachen Dienſt ſeines Lebens um ſich her verſammelt, deſto zarter und tiefer. Sie waren den Menſchen werther und merkwürdiger. Zog ſchon das Geheimniß der Natur und die Entſtehung ihrer Körper den ahndenden Geiſt an: ſo erhöhte die ſeltnere Kunſt ihrer Bearbeitung die romantiſche Ferne, aus der man ſie erhielt, und die Heiligkeit ihres Alterthums, da ſie ſorgfältiger bewahrt, oft das Beſitzthum mehrerer Nachkommenſchaften wurden, die Neigung zu dieſen ſtummen Gefährten des Lebens. Oft wurden ſie zu dem Rang von geweihten Pfändern eines beſondern Segens und Schickſals erhoben, und das Wohl ganzer Reiche und weitverbreiteter Familien hing an ihrer Er-

haltung. Eine liebliche Armuth ſchmückte dieſe Zeit mit einer eigenthümlichen ernſten und unſchuldigen Einfalt, und die ſparſam vertheilten Kleinodien glänzten deſto bedeutender in dieſer Dämmerung, und erfüllten ein ſinniges Gemüth mit wunderbaren Erwartungen. Wenn es wahr iſt, daß erſt eine geſchickte Vertheilung von Licht, Farbe und Schatten die verborgene Herrlichkeit der ſichtbaren Welt offenbart, und ſich hier ein neues höheres Auge aufzuthun ſcheint, ſo war damals überall eine ähnliche Vertheilung und Wirthſchaftlichkeit wahrzunehmen; da hingegen die neuere wohlhabendere Zeit das einförmige und unbedeutendere Bild eines allgemeinen Tages darbietet. In allen Uebergängen ſcheint, wie in einem Zwiſchenreiche, eine höhere, geiſtige Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf der Oberfläche unſers Wohnplatzes, die an unterirdiſchen und überirdiſchen Schätzen reichſten Gegenden in der Mitte zwiſchen den Wilden, unwirthlichen Urgebirgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, ſo hat ſich auch zwiſchen den rohen Zeiten der Barbarei und dem kunſtreichen, vielwiſſenden und begüterten Weltalter eine tiefſinnige und romantiſche Zeit niedergelaſſen, die unter ſchlichtem Kleide eine höhere Geſtalt verbirgt. Wer wandelt nicht gern im Zwielichte, wenn die Nacht am Lichte und das Licht an der Nacht in höhere Schatten und Farben zerbricht; und alſo vertiefen wir uns willig in die Jahre, wo Heinrich lebte, und itzt neuen Begebenheiten mit vollem

Herzen entgegenging. Er nahm Abſchied von ſeinen Geſpielen und ſeinem Lehrer, dem alten weiſen Hofkaplan, der Heinrichs fruchtbare Anlagen kannte, und ihn mit gerührtem Herzen und einem ſtillen Gebete entließ. Die Landgräfin war ſeine Pathin; er war oft auf der Wartburg bei ihr geweſen. Auch jetzt beurlaubte er ſich bei ſeiner Beſchützerin, die ihm gute Lehren und eine goldene Halskette verehrte, und mit freundlichen Aeußerungen von ihm ſchied.

In wehmüthiger Stimmung verließ Heinrich ſeinen Vater und ſeine Geburtsſtadt. Es ward ihm jetzt erſt deutlich, was Trennung ſey; die Vorſtellungen von der Reiſe waren nicht von dem ſonderbaren Gefühle begleitet geweſen, was er jetzt empfand, als zuerſt ſeine bisherige Welt von ihm geriſſen, und er wie auf ein fremdes Ufer geſpült ward. Unendlich iſt die jugendliche Trauer bei dieſer erſten Erfahrung der Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge, die dem unerfahrnen Gemüth ſo nothwendig und unentbehrlich, ſo feſt verwachſen mit dem eigenthümlichſten Daſeyn, und ſo unveränderlich wie dieſes, vorkommen müſſen. Eine erſte Ankündigung des Todes bleibt die erſte Trennung unvergeßlich, und wird, nachdem ſie lange wie ein nächtliches Geſicht den Menſchen beängſtigt hat, endlich bei abnehmender Freude an den Erſcheinungen des Tages, und zunehmender Sehnſucht nach einer bleibenden ſichern Welt, zu einem freundlichen Wegweiſer und einer tröſtenden Bekannt-

ſchaft. Die Nähe ſeiner Mutter tröſtete den Jüngling ſehr. Die alte Welt ſchien noch nicht ganz verloren, und er umfaßte ſie mit verdoppelter Innigkeit. Es war früh am Tage, als die Reiſenden aus den Thoren von Eiſenach fortritten, und die Dämmerung begünſtigte Heinrichs gerührte Stimmung. Je heller es ward, deſto bemerklicher wurden ihm die neuen unbekannten Gegenden; und als auf einer Anhöhe die verlaſſene Landſchaft von der aufgehenden Sonne auf einmal erleuchtet wurde, ſo fielen dem überraſchten Jüngling alte Melodien ſeines Innern in den trüben Wechſel ſeiner Gedanken ein. Er ſah ſich an der Schwelle der Ferne, in die er oft vergebens von den nahen Bergen geſchaut, und die er oft ſich mit ſonderbaren Farben ausgemahlt hatte. Er war im Begriff, ſich in ihre blaue Flut zu tauchen. Die Wunderblume ſtand vor ihm, und er ſah nach Thüringen, welches er jetzt hinter ſich ließ mit der ſeltſamen Ahndung hinüber, als werde er nach langen Wanderungen von der Weltgegend her, nach welcher ſie itzt reiſten, in ſein Vaterland zurückkommen, und als reiſe er daher dieſem eigentlich zu. Die Geſellſchaft, die anfänglich aus ähnlichen Urſachen ſtill geweſen war, fing nach gerade an aufzuwachen, und ſich mit allerhand Geſprächen und Erzählungen die Zeit zu verkürzen. Heinrichs Mutter glaubte ihren Sohn aus den Träumereien reißen zu müſſen, in denen ſie ihn verſunken ſah, und fing an ihm von ihrem Vater-

lande zu erzählen, von dem Hauſe ihres Vaters und dem fröhlichen Leben in Schwaben. Die Kaufleute ſtimmten mit ein, und bekräftigten die mütterlichen Erzählungen, rühmten die Gaſtfreiheit des alten Schwaning, und konnten nicht aufhören die ſchönen Landsmänninnen ihrer Reiſegefährtin zu preiſen. Ihr thut wohl, ſagten ſie, daß ihr euren Sohn dorthin führt. Die Sitten eures Vaterlandes ſind milder und gefälliger. Die Menſchen wiſſen das Nützliche zu befördern, ohne das Angenehme zu verachten. Jedermann ſucht ſeine Bedürfniſſe auf eine geſellige und reizende Art zu befriedigen. Der Kaufmann befindet ſich wohl dabei, und wird geehrt. Die Künſte und Handwerker vermehren und veredeln ſich, dem Fleißigen dünkt die Arbeit leichter, weil ſie ihm zu mannichfachen Annehmlichkeiten verhilft, und er, indem er eine einförmige Mühe übernimmt, ſicher iſt, die bunten Früchte mannichfacher und belohnender Beſchäftigungen dafür mitzugenießen, Geld, Thätigkeit und Waaren erzeugen ſich gegenſeitig, und treiben ſich in raſchen Kreiſen, und das Land und die Städte blühen auf. Je eifriger der Erwerbsfleiß die Tage benutzt, deſto ausſchließlicher iſt der Abend den reizenden Vergnügungen der ſchönen Künſte und des geſelligen Umgangs gewidmet. Das Gemüth ſehnt ſich nach Erholung und Abwechſelung, und wo ſollte es dieſe auf eine anſtändigere und reizendere Art finden, als in der Beſchäftigung mit den freien Spielen und

Erzeugniſſen ſeiner edelſten Kraft, des bildenden Tiefſinnes. Nirgends hört man ſo anmuthige Sänger, findet ſo herrliche Mahler, und nirgends ſieht man auf den Tanzſälen leichtere Bewegungen und lieblichere Geſtalten. Die Nachbarſchaft von Welſchland zeigt ſich in dem ungezwungenen Betragen und den einnehmenden Geſprächen. Euer Geſchlecht darf die Geſellſchaften ſchmücken, und ohne Furcht vor Nachrede mit holdſeligem Bezeigen einen lebhaften Wetteifer, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, erregen. Die rauhe Ernſthaftigkeit und die wilde Ausgelaſſenheit der Männer macht einer milden Lebendigkeit und ſanfter beſcheidener Freude Platz, und die Liebe wird in tauſendfachen Geſtalten der leitende Geiſt der glücklichen Geſellſchaften. Weit entfernt, daß Ausſchweifungen und unziemende Grundſätze dadurch ſollten herbeigelockt werden, ſcheint es, als flöhen die böſen Geiſter die Nähe der Armuth, und gewiß ſind in ganz Deutſchland keine unbeſcholtenere Mädchen und keine treuere Frauen, als in Schwaben.

Ja, junger Freund, in der klaren warmen Luft des ſüdlichen Deutſchlands werdet ihr eure ernſte Schüchternheit wohl ablegen; die frölichen Mädchen werden euch wohl geſchmeidig und geſprächig machen. Schon euer Name, als Fremder, und eure nahe Verwandtſchaft mit dem alten Schwaning, der die Freude jeder frölichen Geſellſchaft iſt, werden die reizenden Augen der Mädchen auf euch ziehn; und wenn ihr eurem

Großvater folgt, so werdet ihr gewiß unsrer Vaterstadt eine ähnliche Zierde in einer holdseligen Frau mitbringen, wie euer Vater. Mit freundlichem Erröthen dankte Heinrichs Mutter für das schöne Lob ihres Vaterlandes, und die gute Meinung von ihren Landsmänninnen, und der gedankenvolle Heinrich hatte nicht umhin gekonnt, aufmerksam und mit innigem Wohlgefallen der Schilderung des Landes, dessen Anblick ihm bevorstand, zuzuhören. Wenn ihr auch, fuhren die Kaufleute fort, die Kunst eures Vaters nicht ergreifen, und lieber, wie wir gehört haben, euch mit gelehrten Dingen befassen wollt: so braucht ihr nicht Geistlicher zu werden, und Verzicht auf die schönsten Genüsse dieses Lebens zu leisten. Es ist eben schlimm genug, daß die Wissenschaften in den Händen eines so von dem weltlichen Leben abgesonderten Standes, und die Fürsten von so ungeselligen und wahrhaft unerfahrnen Männern berathen sind. In der Einsamkeit, in welcher sie nicht selbst Theil an den Weltgeschäften nehmen, müssen ihre Gedanken eine unnütze Wendung erhalten, und können nicht auf die wirklichen Vorfälle passen. In Schwaben trefft ihr auch wahrhaft kluge und erfahrne Männer unter den Layen, und ihr mögt nun wählen, welchen Zweig menschlicher Kenntnisse ihr wollt: so wird es euch nicht an den besten Lehrern und Rathgebern fehlen. Nach einer Weile sagte Heinrich, dem bei dieser Rede sein Freund der Hofkaplan in den Sinn gekom-

men war: Wenn ich bei meiner Unkunde von der Beſchaffenheit der Welt euch auch eben nicht abfällig ſein kann, in dem was ihr von der Unfähigkeit der Geiſtlichen zur Führung und Beurtheilung weltlicher Angelegenheiten behauptet, ſo iſt mirs doch wohl erlaubt, euch an unſern trefflichen Hofkaplan zu erinnern, der gewiß ein Muſter eines weiſen Mannes iſt, und deſſen Lehren und Rathſchläge mir unvergeßlich ſeyn werden.

Wir ehren, erwiederten die Kaufleute, dieſen trefflichen Mann von ganzem Herzen, aber dennoch können wir nur inſofern eurer Meinung Beifall geben, daß er ein weiſer Mann ſei, wenn ihr von jener Weisheit ſprecht, die einen Gott wohlgefälligen Lebenswandel angeht. Haltet ihr ihn für eben ſo weltklug, als er in den Sachen des Heils geübt und unterrichtet iſt: ſo erlaubt uns, daß wir euch nicht beiſtimmen. Doch glauben wir, daß dadurch der heilige Mann nichts von ſeinem verdienten Lobe verliert; da er viel zu vertieft in der Kunde der überirdiſchen Welt iſt, als daß er nach Einſicht und Anſehn in irdiſchen Dingen ſtreben ſollte.

Aber ſagte Heinrich, ſollte nicht jene höhere Kunde ebenfalls geſchickt machen, recht unpartheiiſch den Zügel menſchlicher Angelegenheiten zu führen? ſollte nicht jene kindliche unbefangene Einfalt ſicherer den richtigen Weg durch das Labyrinth der hieſigen Begebenheiten treffen, als die durch Rückſicht auf eigenen Vortheil irregeleitete

und gehemmte von der unerschöpflichen Zahl neuer Zufälle und Verwickelungen geblendete Klugheit? Ich weiß nicht, aber mich dünkt ich sähe zwei Wege um zur Wissenschaft der menschlichen Geschichte zu gelangen. Der eine mühsam und unabsehlich, mit unzähligen Krümmungen, der Weg der Erfahrung; der Andere fast Ein Sprung nur, der Weg der innern Betrachtung. Der Wanderer des ersten muß eins aus dem andern in einer langwierigen Rechnung finden, wenn der andere die Natur jeder Begebenheit und jeder Sache gleich unmittelbar anschaut, und sie in ihrem lebendigen, mannichfaltigen Zusammenhange betrachten, und leicht mit allen übrigen wie Figuren auf einer Tafel, vergleichen kann. Ihr müßt verzeihen, wenn ich wie aus kindischen Träumen vor euch rede; nur das Zutrauen zu eurer Güte und das Andenken meines Lehrers, der den zweiten Weg mir als seinen eignen von weitem gezeigt hat, machte mich so dreist.

Wir gestehen euch gern, sagten die gutmüthigen Kaufleute, daß wir eurem Gedankengange nicht zu folgen vermögen: doch freut es uns, daß ihr so warm euch des trefflichen Lehrers erinnert, und seinen Unterricht wohl gefaßt zu haben scheint.

Es dünkt uns, ihr habt Anlage zum Dichter. Ihr sprecht so geläufig von den Erscheinungen eures Gemüths, und es fehlt euch nicht an gewählten Ausdrücken und passenden Vergleichungen. Auch neigt

ihr euch zum Wunderbaren, als dem Elemente der Dichter.

Ich weiß nicht, ſagte Heinrich, wie es kommt. Schon oft habe ich von Dichtern und Sängern ſprechen gehört, und habe noch nie einen geſehen. Ja, ich kann mir nicht einmal einen Begriff von ihrer ſonderbaren Kunſt machen, und doch habe ich eine große Sehnſucht davon zu hören. Es iſt mir, als würde ich manches beſſer verſtehen, was jetzt nur dunkle Ahndung in mir iſt. Von Gedichten iſt oft erzählt worden, aber nie habe ich eins zu ſehen bekommen, und mein Lehrer hat nie Gelegenheit gehabt Kenntniſſe von dieſer Kunſt einzuziehen. Alles, was er mir davon ſagte, habe ich nicht deutlich begreifen können. Doch meinte er immer, es ſei eine edle Kunſt, der ich mich ganz ergeben würde, wenn ich ſie einmal kennen lernte. In alten Zeiten ſei ſie weit gemeiner geweſen, und habe jedermann einige Wiſſenſchaft davon gehabt, jedoch Einer vor dem Andern. Sie ſei noch mit andern verloren gegangenen, herrlichen Künſten verſchwiſtert geweſen. Die Sänger hätte göttliche Gunſt hoch geehrt, ſo daß ſie, begeiſtert durch unſichtbaren Umgang, himmliſche Weisheit auf Erden in lieblichen Tönen verkündigen können.

Die Kaufleute ſagten darauf: Wir haben uns freilich nie um die Geheimniſſe der Dichter bekümmert, wenn wir gleich mit Vergnügen ihrem Geſange oft zuhörten. Es mag wohl wahr ſeyn, daß eine beſondere

Geſtirnung dazu gehört, wenn ein Dichter zur Welt kommen ſoll: denn es iſt gewiß eine recht wunderbare Sache mit dieſer Kunſt. Auch ſind die andern Künſte gar ſehr davon unterſchieden, und laſſen ſich weit eher begreifen. Bei den Mahlern und Tonkünſtlern kann man leicht einſehen, wie es zugeht, und mit Fleiß und Geduld läßt ſich beides lernen. Die Töne liegen ſchon in den Saiten, und es gehört nur eine Fertigkeit dazu, dieſe zu bewegen, und jene in einer reizenden Folge aufzuwecken. Bei den Bildern iſt die Natur die herrlichſte Lehrmeiſterin. Sie erzeugt unzählige ſchöne und wunderliche Figuren, giebt die Farben, das Licht und den Schatten, und ſo kann eine geübte Hand, ein richtiges Auge, und die Kenntniß von der Bereitung und Vermiſchung der Farben, die Natur auf das vollkommenſte nachahmen. Wie natürlich iſt daher auch die Wirkung dieſer Künſte, das Wohlgefallen an ihren Werken, zu begreifen. Der Geſang der Nachtigall, das Sauſen des Windes, und die herrlichen Lichter, Farben und Geſtalten gefallen uns, weil ſie unſere Sinne angenehm beſchäftigen; und da unſere Sinne dazu von der Natur, die auch jenes hervorbringt, ſo eingerichtet ſind, ſo muß uns auch die künſtliche Nachahmung der Natur gefallen. Die Natur will ſelbſt auch einen Genuß von ihrer großen Künſtlichkeit haben, und darum hat ſie ſich in Menſchen verwandelt, wo ſie nun ſelber ſich über ihre Herrlichkeit freut, das Angenehme und

Liebliche von den Dingen absondert, und es auf solche Art allein hervorbringt, daß sie es auf mannichfaltigere Weise und zu allen Zeiten und aller Orten haben und genießen kann. Dagegen ist von der Dichtkunst sonst nirgends äußerlich etwas anzutreffen. Auch schafft sie nichts mit Werkzeugen und Händen; das Auge und das Ohr vernehmen nichts davon: denn das bloße Hören der Worte ist nicht die eigentliche Wirkung dieser geheimen Kunst. Es ist alles innerlich, und wie jene Künstler die äußern Sinne mit angenehmen Empfindungen erfüllen, so erfüllt der Dichter das inwendige Heiligthum des Gemüths mit neuen, wunderbaren und gefälligen Gedanken. Er weiß jene geheimen Kräfte in uns nach Belieben zu erregen, und giebt uns durch Worte eine unbekannte herrliche Welt zu vernehmen. Wie aus tiefen Höhlen steigen alte und künftige Zeiten, unzählige Menschen, wunderbare Gegenden, und die seltsamsten Begebenheiten in uns herauf, und entreißen uns der bekannten Gegenwart. Man hört fremde Worte, und weiß doch was sie bedeuten sollen. Eine magische Gewalt üben die Sprüche des Dichters aus; auch die gewöhnlichen Worte kommen in reizenden Klängen vor, und berauschen die festgebannten Zuhörer.

Ihr verwandelt meine Neugierde in heiße Ungeduld, sagte Heinrich. Ich bitte euch, erzählt mir von allen Sängern, die ihr gehört habt. Ich kann nicht

genug von dieſen beſonderen Menſchen hören. Mir iſt auf einmal, als hätte ich irgend wo ſchon davon in meiner tiefſten Jugend reden hören, doch kann ich mich ſchlechterdings nichts mehr davon entſinnen. Aber mir iſt das, was ihr ſagt, ſo klar, ſo bekannt, und ihr macht mir ein außerordentliches Vergnügen mit euren ſchönen Beſchreibungen.

Wir erinnern uns ſelbſt gern, fuhren die Kaufleute fort, mancher frohen Stunden, die wir in Welſchland, Frankreich und Schwaben in der Geſellſchaft von Sängern zugebracht haben, und freuen uns, daß ihr ſo lebhaften Antheil an unſern Reden nehmet. Wenn man ſo in Gebirgen reiſt, ſpricht es ſich mit doppelter Annehmlichkeit, und die Zeit vergeht ſpielend. Vielleicht ergötzt es euch einige artige Geſchichten von Dichtern zu hören, die wir auf unſern Reiſen erfuhren. Von den Geſängen ſelbſt, die wir gehört haben, können wir wenig ſagen, da die Freude und der Rauſch des Augenblicks das Gedächtniß hindert viel zu behalten, und die unaufhörlichen Handelsgeſchäfte manches Andenken auch wieder verwiſcht haben.

In alten Zeiten muß die ganze Natur lebendiger und ſinnvoller geweſen ſeyn, als heut zu Tage. Wirkungen, die jetzt kaum noch die Thiere zu bemerken ſcheinen, und die Menſchen eigentlich allein noch empfinden und genießen, bewegten damals lebloſe Körper; und ſo war es möglich, daß kunſtreiche Menſchen allein

Dinge verrichteten und Erſcheinungen hervorbrachten, die uns jetzt völlig unglaublich und fabelhaft dünken. So ſollen vor uralten Zeiten in den Ländern des jetzigen Griechiſchen Kaiſerthums, wie uns Reiſende berichten, die dieſe Sagen noch dort unter dem gemeinen Volke angetroffen haben, Dichter geweſen ſeyn, die durch den ſeltſamen Klang wunderbarer Werkzeuge das geheime Leben der Wälder, die in den Stämmen verborgenen Geiſter aufgeweckt, in wüſten, verödeten Gegenden den todten Pflanzenſaamen erregt, und blühende Gärten hervorgerufen, grauſame Thiere gezähmt und verwilderte Menſchen zu Ordnung und Sitte gewöhnt, ſanfte Neigungen und Künſte des Friedens in ihm rege gemacht, reißende Flüſſe in milde Gewäſſer verwandelt, und ſelbſt die todteſten Steine in regelmäßige tanzende Bewegungen hingeriſſen haben. Sie ſollen zugleich Wahrſager und Prieſter, Geſetzgeber und Aerzte geweſen ſeyn, indem ſelbſt die höhern Weſen durch ihre zauberiſche Kunſt herabgezogen worden ſind, und ſie in den Geheimniſſen der Zukunft unterrichtet, das Ebenmaaß und die natürliche Einrichtung aller Dinge, auch die innern Tugenden und Heilkräfte der Zahlen, Gewächſe und aller Kreaturen ihnen offenbart haben. Seitdem ſollen, wie die Sage lautet, erſt die mannichfaltigen Töne und die ſonderbaren Sympathien und Ordnungen in die Natur gekommen ſeyn, indem vorher alles wild, unordentlich und feindſelig geweſen iſt. Selt-

ſam iſt nur hierbey, daß zwar dieſe ſchönen Spuren zum Andenken der Gegenwart jener wohlthätigen Menſchen geblieben ſind, aber entweder ihre Kunſt, oder jene zarte Gefühligkeit der Natur verloren gegangen iſt. In jenen Zeiten hat es ſich unter andern einmal zugetragen, daß einer jener ſonderbaren Dichter oder mehr Tonkünſtler — wiewohl die Muſik und Poeſie wohl ziemlich eins ſeyn mögen und vielleicht eben ſo zuſammen gehören, wie Mund und Ohr, da der erſte nur ein bewegliches und antwortendes Ohr iſt — daß alſo dieſer Tonkünſtler übers Meer in ein fremdes Land reiſen wollte. Er war reich an ſchönen Kleinodien und köſtlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darin ſchienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit ſeiner Schätze reizten aber bald ihre Habſucht ſo ſehr, daß ſie unter einander verabredeten, ſich ſeiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen, und nachher ſeine Habe unter einander zu vertheilen. Wie ſie alſo mitten im Meere waren, fielen ſie über ihn her, und ſagten ihm, daß er ſterben müſſe, weil ſie beſchloſſen hätten, ihn ins Meer zu werfen. Er bat ſie auf die rührendſte Weiſe um ſein Leben, bot ihnen ſeine Schätze zum Löſegeld an, und prophezeyte ihnen großes Unglück, wenn ſie ihren Vorſatz ausführen würden. Aber weder das eine, noch das andere

konnte ſie bewegen: denn ſie fürchteten ſich, daß er ihre bösliche That einmal verrathen möchte. Da er ſie nun einmal ſo veſt entſchloſſen ſah, bat er ſie, ihm wenigſtens zu erlauben, daß er noch vor ſeinem Ende ſeinen Schwanengeſang ſpielen dürfe, dann wolle er mit ſeinem ſchlichten hölzernen Inſtrumente vor ihren Augen freiwillig ins Meer ſpringen. Sie wußten recht wohl, daß wenn ſie ſeinen Zaubergeſang hörten, ihre Herzen erweicht und ſie von Reue ergriffen werden würden; daher nahmen ſie ſich vor, ihm zwar dieſe letzte Bitte zu gewähren, während des Geſanges aber ſich die Ohren feſt zu verſtopfen, daß ſie nichts davon vernähmen, und ſo bei ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dies geſchah. Der Sänger ſtimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Geſang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Geſtirne erſchienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluten tauchten tanzende Schaaren von Fiſchen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer ſtanden feindſelig allein, mit feſtverſtopften Ohren und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da ſprang der Sänger mit heitrer Stirn in den dunklen Abgrund hin, ſein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte kaum die glänzenden Wogen berührt, ſo hob ſich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm hervor, und es ſchwamm ſchnell mit dem erſtaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die

Küſte erreicht, nach der er hingewollt hatte, und ſetzte ihn ſanft im Schilfe nieder. Der Dichter ſang ſeinem Retter ein frohes Lied, und ging dankbar von dannen. Nach einiger Zeit ging er einmal am Ufer des Meeres allein, und klagte in ſüßen Tönen über ſeine verlornen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden, und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit ſo werth geweſen waren. Indem er ſo ſang, kam plötzlich ſein alter Freund im Meere fröhlich daher gerauſcht, und ließ aus ſeinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten, nach des Sängers Sprunge, ſich ſogleich in ſeine Hinterlaſſenſchaft zu theilen angefangen. Bei dieſer Theilung war Streit unter ihnen entſtanden, und hatte ſich in einem mörderiſchen Kampf geendigt, der den meiſten das Leben gekoſtet; die wenigen, die übrig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es ſcheiterte und unterging. Sie brachten mit genauer Noth das Leben davon, und kamen mit leeren Händen und zerriſſenen Kleidern ans Land, und ſo kehrten durch die Hülfe des dankbaren Meerthiers, das die Schätze im Meere aufſuchte, dieſelben in die Hände ihres alten Beſitzers zurück.

Drittes Kapitel.

Eine andere Geſchichte, fuhren die Kaufleute nach einer Pauſe fort, die freilich nicht ſo wunderbar und auch aus ſpätern Zeiten iſt, wird euch vielleicht doch gefallen, und euch mit den Wirkungen jener wunderbaren Kunſt noch bekannter machen. Ein alter König hielt einen glänzenden Hof. Weit und breit ſtrömten Menſchen herzu, um Theil an der Herrlichkeit ſeines Lebens zu haben, und es gebrach weder den täglichen Feſten an Ueberfluß köſtlicher Waaren des Gaumens, noch an Muſik, prächtigen Verzierungen und Trachten, und tauſend abwechſelnden Schauſpielen und Zeitvertreiben, noch endlich an ſinnreicher Anordnung, an klugen, gefälligen und unterrichteten Männern zur Unterhaltung und Beſeelung der Geſpräche, und an ſchöner, anmuthiger Jugend von beiden Geſchlechtern, die die eigentliche Seele reizender Feſte ausmachen. Der alte König, der ſonſt ein ſtrenger und ernſter Mann war, hatte zwei Neigungen, die der wahre Anlaß dieſer prächtigen Hofhaltung waren, und denen ſie ihre ſchöne Einrich-

tung zu danken hatte. Eine war die Zärtlichkeit für seine Tochter, die ihm als Andenken seiner früh verstorbenen Gemahlin und als ein unaussprechlich liebenswürdiges Mädchen unendlich theuer war, und für die er gern alle Schätze der Natur und alle Macht des menschlichen Geistes aufgeboten hätte, um ihr einen Himmel auf Erden zu verschaffen. Die andere war eine wahre Leidenschaft für die Dichtkunst und ihre Meister. Er hatte von Jugend auf die Werke der Dichter mit innigem Vergnügen gelesen; an ihre Sammlung aus allen Sprachen großen Fleiß und große Summen gewendet, und von jeher den Umgang der Sänger über alles geschätzt. Von allen Enden zog er sie an seinen Hof, und überhäufte sie mit Ehren. Er ward nicht müde ihren Gesängen zuzuhören, und vergaß oft die wichtigsten Angelegenheiten, ja die Bedürfnisse des Lebens über einen neuen, hinreißenden Gesang. Seine Tochter war unter Gesängen aufgewachsen, und ihre ganze Seele war ein zartes Lied geworden, ein einfacher Ausdruck der Wehmuth und Sehnsucht. Der wohlthätige Einfluß der beschützten und geehrten Dichter zeigte sich im ganzen Lande, besonders aber am Hofe. Man genoß das Leben mit langsamen, kleinen Zügen wie einen köstlichen Trank, und mit desto reinerem Wohlbehagen, da alle niedrige, gehässige Leidenschaften wie Mißtöne von der sanften harmonischen Stimmung verscheucht wurden, die in allen Gemüthern herrschend

war. Frieden der Seele und innres seliges Anschauen einer selbst geschaffenen, glücklichen Welt war das Eigenthum dieser wunderbaren Zeit geworden, und die Zwietracht erschien nur in den alten Sagen der Dichter, als eine ehemalige Feindin der Menschen. Es schien, als hätten die Geister des Gesanges ihrem Beschützer kein lieblicheres Zeichen der Dankbarkeit geben können, als seine Tochter, die alles besaß, was die süßeste Einbildungskraft nur in der zarten Gestalt eines Mädchens vereinigen konnte. Wenn man sie an den schönen Festen unter einer Schaar reizender Gespielen, im weißen glänzenden Gewande erblickte, wie sie den Wettgesängen der begeisterten Sänger mit tiefem Lauschen zuhörte, und erröthend einen duftenden Kranz auf die Locken des Glücklichen drückte, dessen Lied den Preis gewonnen hatte: so hielt man sie für die sichtbare Seele dieser herrlichen Kunst, die jene Zauberspräche beschworen hätten, und hörte auf, sich über die Entzückungen und Melodien der Dichter zu wundern.

Mitten in diesem irdischen Paradiese schien jedoch ein geheimnißvolles Schicksal zu schweben. Die einzige Sorge der Bewohner dieser Gegenden betraf die Vermählung der aufblühenden Prinzessin, von der die Fortdauer dieser seligen Zeiten und das Verhängniß des ganzen Landes abhing. Der König ward immer älter. Ihm selbst schien diese Sorge lebhaft am Herzen zu liegen, und doch zeigte sich keine Aussicht zu einer Ver-

mählung für ſie, die Aller Wünſchen angemeſſen geweſen wäre. Die heilige Ehrfurcht für das königliche Haus erlaubte keinem Unterthan, an die Möglichkeit zu denken, die Prinzeſſin zu beſitzen. Man betrachtete ſie wie ein überirdiſches Weſen, und alle Prinzen aus andern Ländern, die ſich mit Anſprüchen auf ſie am Hofe gezeigt hatten, ſchienen ſo tief unter ihr zu ſeyn, daß kein Menſch auf den Einfall kam, die Prinzeſſin oder der König werde die Augen auf einen unter ihnen richten. Das Gefühl des Abſtandes hatte ſie auch allmählig alle verſcheucht, und das ausgeſprengte Gerücht des ausſchweifenden Stolzes dieſer königlichen Familie ſchien Andern alle Luſt zu benehmen, ſich ebenfalls gedemüthigt zu ſehn. Ganz ungegründet war auch dieſes Gerücht nicht. Der König war bei aller Milde beinah unwillkührlich in ein Gefühl der Erhabenheit gerathen, was ihm jeden Gedanken an die Verbindung ſeiner Tochter mit einem Manne von niedrigerem Stande und dunklerer Herkunft unmöglich oder unerträglich machte. Ihr hoher, einziger Werth hatte jenes Gefühl in ihm immer mehr beſtätigt. Er war aus einer uralten morgenländiſchen Königsfamilie entſproſſen. Seine Gemahlin war der letzte Zweig der Nachkommenſchaft des berühmten Helden Ruſtan geweſen. Seine Dichter hatten ihm unaufhörlich von ſeiner Verwandtſchaft mit den ehemaligen übermenſchlichen Beherrſchern der Welt vorgeſungen, und in dem Zauber-

ſpiegel ihrer Kunſt war ihm der Abſtand ſeiner Herkunft von dem Urſprunge der andern Menſchen, die Herrlichkeit ſeines Stammes, noch heller erſchienen, ſo daß es ihn dünkte, nur durch die edlere Klaſſe der Dichter mit dem übrigen Menſchengeſchlechte zuſammenzuhängen. Vergebens ſah er ſich mit voller Sehnſucht nach einem zweiten Ruſtan um, indem er fühlte, daß das Herz ſeiner aufblühenden Tochter, der Zuſtand ſeines Reichs, und ſein zunehmendes Alter ihre Vermählung in aller Abſicht ſehr wünſchenswerth machten.

Nicht weit von der Hauptſtadt lebte auf einem abgelegenen Landgute ein alter Mann, der ſich ausſchließlich mit der Erziehung ſeines einzigen Sohnes beſchäftigte, und nebenher den Landleuten in wichtigen Krankheiten Rath ertheilte. Der junge Menſch war ernſt, und ergab ſich einzig der Wiſſenſchaft der Natur, in welcher ihn ſein Vater von Kindheit auf unterrichtete. Aus fernen Gegenden war der Alte vor mehreren Jahren in dies friedliche und blühende Land gezogen, und begnügte ſich den wohlthätigen Frieden, den der König um ſich her verbreitete, in der Stille zu genießen. Er benutzte ſie, die Kräfte der Natur zu erforſchen, und dieſe hinreißenden Kenntniſſe ſeinem Sohne mitzutheilen, der viel Sinn dafür verrieth, und deſſen tiefem Gemüth die Natur bereitwillig ihre Geheimniſſe anvertraute. Die Geſtalt des jungen Menſchen ſchien gewöhnlich und unbedeutend, wenn man nicht einen hö-

hern Sinn für die geheimere Bildung seines edlen Gesichts und die ungewöhnliche Klarheit seiner Augen mitbrachte. Je länger man ihn ansah, desto anziehender ward er, und man konnte sich kaum wieder von ihm trennen, wenn man seine sanfte, eindringende Stimme und seine anmuthige Gabe zu sprechen hörte. Eines Tages hatte die Prinzessin, deren Lustgärten an den Wald stießen, der das Landgut des Alten in einem kleinen Thale verbarg, sich allein zu Pferde in den Wald begeben, um desto ungestörter ihren Fantasien nachhängen, und einige schöne Gesänge sich wiederholen zu können. Die Frische des hohen Waldes lockte sie immer tiefer in seine Schatten, und so kam sie endlich an das Landgut, wo der Alte mit seinem Sohne lebte. Es kam ihr die Lust an Milch zu trinken, sie stieg ab, band ihr Pferd an einen Baum, und trat ins Haus, um sich einen Trunk Milch auszubitten. Der Sohn war gegenwärtig, und erschrack beinah über diese zauberhafte Erscheinung eines majestätischen weiblichen Wesens, das mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geschmückt, und von einer unbeschreiblich anziehenden Durchsichtigkeit der zartesten, unschuldigsten und edelsten Seele beinah vergöttlicht wurde. Während er eilte ihre wie Geistergesang tönende Bitte zu erfüllen, trat ihr der Alte mit bescheidner Ehrfurcht entgegen, und lud sie ein, an dem einfachen Heerde, der mitten im Hause stand, und auf welchem eine leichte blaue Flamme

ohne Geräuſch emporſpielte, Platz zu nehmen. Es fiel ihr, gleich beim Eintritt, der mit tauſend ſeltenen Sachen gezierte Hausraum, die Ordnung und Reinlichkeit des Ganzen, und eine ſeltſame Heiligkeit des Ortes auf, welcher Eindruck noch durch den ſchlichtgekleideten ehrwürdigen Greis und den beſcheidenen Anſtand des Sohnes erhöhet wurde. Der Alte hielt ſie gleich für eine zum Hof gehörige Perſon, wozu ihre koſtbare Tracht und ihr edles Betragen ihm Anlaß genug gab. Während der Abweſenheit des Sohnes befragte ſie ihn um einige Merkwürdigkeiten, die ihr vorzüglich in die Augen fielen, worunter beſonders einige alte, ſonderbare Bilder waren, die neben ihrem Sitze auf dem Heerde ſtanden, und er war bereitwillig ſie auf eine anmuthige Art damit bekannt zu machen. Der Sohn kam bald mit einem Kruge voll friſcher Milch zurück, und reichte ihr denſelben mit ungekünſteltem und ehrfurchtsvollen Weſen. Nach einigen anziehenden Geſprächen mit beiden, dankte ſie auf die lieblichſte Weiſe für die freundliche Bewirthung, bat erröthend den Alten um die Erlaubniß wieder kommen, und ſeine lehrreichen Geſpräche über die vielen wunderbaren Sachen genießen zu dürfen, und ritt zurück, ohne ihren Stand verrathen zu haben, da ſie merkte, daß Vater und Sohn ſie nicht kannten. Ohnerachtet die Hauptſtadt ſo nahe lag, hatten beide, in ihre Forſchung vertieft, das Gewühl der Menſchen zu vermeiden geſucht, und

es war dem Jüngling nie eine Luſt angewandelt, den Feſten des Hofes beizuwohnen; beſonders da er ſeinen Vater höchſtens auf eine Stunde zu verlaſſen pflegte, um zuweilen im Walde nach Schmetterlingen, Käfern und Pflanzen umher zu gehn, und die Eingebungen des ſtillen Naturgeiſtes durch den Einfluß ſeiner mannichfaltigen, äußeren Lieblichkeiten zu vernehmen. Dem Alten, der Prinzeſſin und dem Jüngling war die einfache Begebenheit des Tages gleich wichtig. Der Alte hatte leicht den neuen tiefen Eindruck bemerkt, den die Unbekannte auf ſeinen Sohn machte. Er kannte dieſen genau, um zu wiſſen, daß jeder tiefe Eindruck bei ihm ein lebenslänglicher ſeyn würde. Seine Jugend und die Natur ſeines Herzens mußten die erſte Empfindung dieſer Art zur unüberwindlichen Neigung machen. Der Alte hatte lange eine ſolche Begebenheit herannahen ſehen. Die hohe Liebenswürdigkeit der Erſcheinung flößte ihm unwillkürlich eine innige Theilnahme ein, und ſein zuverſichtliches Gemüth entfernte alle Beſorgniſſe über die Entwickelung dieſes ſonderbaren Zufalls. Die Prinzeſſin hatte ſich nie in einem ähnlichen Zuſtande befunden, wie der war, in welchem ſie langſam nach Hauſe ritt. Es konnte vor der einzigen helldunkeln, wunderbar beweglichen Empfindung einer neuen Welt, kein eigentlicher Gedanke in ihr entſtehen. Ein magiſcher Schleier dehnte ſich in weiten Falten um ihr klares Bewußtſein. Es war ihr, als

würde ſie ſich, wenn er aufgeſchlagen würde, in einer überirdiſchen Welt befinden. Die Erinnerung an die Dichtkunſt, die bisher ihre ganze Seele beſchäftigt hatte, war zu einem fernen Geſange geworden, der ihren ſeltſam lieblichen Traum mit den ehemaligen Zeiten verband. Wie ſie zurück in den Pallaſt kam, erſchrak ſie beinah über ſeine Pracht und ſein buntes Leben, noch mehr aber bei der Bewillkommung ihres Vaters, deſſen Geſicht zum erſtenmale in ihrem Leben eine ſcheue Ehrfurcht in ihr erregte. Es ſchien ihr eine unabänderliche Nothwendigkeit, nichts von ihrem Abenteuer zu erwähnen. Man war ihre ſchwärmeriſche Ernſthaftigkeit, ihren in Fantaſien und tiefes Sinnen verlornen Blick ſchon zu gewohnt, um etwas Außerordentliches darin zu bemerken. Es war ihr jetzt nicht mehr ſo lieblich zu Muthe; ſie ſchien ſich unter lauter Fremden, und eine ſonderbare Bänglichkeit begleitete ſie bis an den Abend, wo das frohe Lied eines Dichters, der die Hoffnung pries, und von den Wundern des Glaubens an die Erfüllung unſrer Wünſche mit hinreißender Begeiſterung ſang, ſie mit ſüßem Troſt erfüllte, und in die angenehmſten Träume wiegte. Der Jüngling hatte ſich gleich nach ihrem Abſchiede in den Wald verloren. An der Seite des Weges war er in Gebüſchen bis an die Pforten des Gartens ihr gefolgt, und dann auf dem Wege zurückgegangen. Wie er ſo ging, ſah er vor ſeinen Füßen einen hellen Glanz. Er bückte ſich

darnach und hob einen dunkelrothen Stein auf, der auf einer Seite außerordentlich funkelte, und auf der andern eingegrabene unverständliche Chiffern zeigte. Er erkannte ihn für einen kostbaren Karfunkel, und glaubte ihn in der Mitte des Halsbandes an der Unbekannten bemerkt zu haben. Er eilte mit beflügelten Schritten nach Hause, als wäre sie noch dort, und brachte den Stein seinem Vater. Sie wurden einig, daß der Sohn den andern Morgen auf den Weg zurückgehen und warten sollte, ob der Stein gesucht würde, wo er ihn dann zurückgeben könnte; sonst wollten sie ihn bis zu einem zweiten Besuche der Unbekannten aufheben, um ihr selbst ihn zu überreichen. Der Jüngling betrachtete fast die ganze Nacht den Karfunkel, und fühlte gegen Morgen ein unwiderstehliches Verlangen einige Worte auf den Zettel zu schreiben, in welchen er den Stein einwickelte. Er wußte selbst nicht genau, was er sich bei den Worten dachte, die er hinschrieb:

Es ist dem Stein ein räthselhaftes Zeichen
Tief eingegraben in sein glühend Blut,
Er ist mit einem Herzen zu vergleichen,
In dem das Bild der Unbekannten ruht.
Man sieht um jenen tausend Funken streichen,
Um dieses woget eine lichte Flut.
In jenem liegt des Glanzes Licht begraben,
Wird dieses auch das Herz des Herzens haben?

Kaum daß der Morgen anbrach, so begab er sich schon auf den Weg, und eilte der Pforte des Gartens zu.

Unterdessen hatte die Prinzessin Abends beim Auskleiden den theuren Stein in ihrem Halsbande vermißt, der ein Andenken ihrer Mutter und noch dazu ein Talisman war, dessen Besitz ihr die Freiheit ihrer Person sicherte, indem sie damit nie in fremde Gewalt, ohne ihren Willen, gerathen konnte.

Dieser Verlust befremdete sie mehr, als daß er sie erschreckt hätte. Sie erinnerte sich, ihn gestern bei dem Spazierritt noch gehabt zu haben, und glaubte fest, daß er entweder im Hause des Alten, oder auf dem Rückwege im Walde verloren gegangen seyn müsse; der Weg war ihr noch in frischem Andenken, und so beschloß sie gleich früh den Stein aufzusuchen, und ward bei diesem Gedanken so heiter, daß es fast das Ansehen gewann, als sei sie gar nicht unzufrieden mit dem Verluste, weil er Anlaß gäbe jenen Weg sogleich noch einmal zu machen. Mit dem Tage ging sie durch den Garten nach dem Walde, und weil sie eilfertiger ging als gewöhnlich, so fand sie es ganz natürlich, daß ihr das Herz lebhaft schlug, und ihr die Brust beklomm. Die Sonne fing eben an, den Wipfel der alten Bäume zu vergolden, die sich mit sanften Flüstern bewegten, als wollten sie sich gegenseitig aus nächtlichen Gesichten erwecken, um die Sonne gemeinschaftlich zu begrüßen,

als die Prinzeſſin, durch ein fernes Geräuſch veranlaßt, den Weg hinunter und den Jüngling auf ſich zueilen ſah, der in demſelben Augenblick ebenfalls ſie bemerkte.

Wie angefeſſelt blieb er eine Weile ſtehen, und blickte unverwandt ſie an, gleichſam um ſich zu überzeugen, daß ihre Erſcheinung wirklich und keine Täuſchung ſei. Sie begrüßten ſich mit einem zurückgehaltenen Ausdruck von Freude, als hätten ſie ſich ſchon lange gekannt und geliebt. Noch ehe die Prinzeſſin die Urſache ihres frühen Spaziergangs ihm entdecken konnte, überreichte er ihr mit Erröthen und Herzklopfen den Stein in dem beſchriebenen Zettel. Es war, als ahndete die Prinzeſſin den Inhalt der Zeilen. Sie nahm ihn ſtillſchweigend mit zitternder Hand, und hing ihm, zur Belohnung für ſeinen glücklichen Fund, beinah unwillkürlich, eine goldene Kette um, die ſie um den Hals trug. Beſchämt kniete er vor ihr, und konnte, da ſie ſich nach ſeinem Vater erkundigte, einige Zeit keine Worte finden. Sie ſagte ihm halbleiſe, und mit niedergeſchlagenen Augen, daß ſie bald wieder zu ihnen kommen, und die Zuſage des Vaters, ſie mit ſeinen Seltenheiten bekannt zu machen, mit vieler Freude benutzen würde.

Sie dankte dem Jünglinge noch einmal mit ungewöhnlicher Innigkeit, und ging hierauf langſam, ohne ſich umzuſehen, zurück. Der Jüngling konnte kein Wort vorbringen. Er neigte ſich ehrfurchtsvoll, und

ſah ihr lange nach, bis ſie hinter den Bäumen verſchwand. Nach dieſer Zeit vergingen wenig Tage bis zu ihrem zweiten Beſuche, dem bald mehrere folgten. Der Jüngling ward unvermerkt ihr Begleiter bei dieſen Spaziergängen. Er holte ſie zu beſtimmten Stunden am Garten ab, und brachte ſie dahin zurück. Sie beobachtete ein unverbrüchliches Stillſchweigen über ihren Stand, ſo zutraulich ſie auch ſonſt gegen ihren Begleiter wurde, dem bald kein Gedanke in ihrer himmliſchen Seele verborgen blieb. Es war, als flößte ihr die Erhabenheit ihrer Herkunft eine geheime Furcht ein. Der Jüngling gab ihr ebenfalls ſeine ganze Seele. Vater und Sohn hielten ſie für ein vornehmes Mädchen von Hofe. Sie hing an dem Alten mit der Zärtlichkeit einer Tochter. Ihre Liebkoſungen gegen ihn waren die entzückenden Vorboten ihrer Zärtlichkeit gegen den Jüngling. Sie ward bald einheimiſch in dem wunderbaren Hauſe; und wenn ſie dem Alten und dem Sohne, der zu ihren Füßen ſaß, zu ihrer Laute reizende Lieder mit einer überirdiſchen Stimme vorſang, und letzteren in dieſer lieblichen Kunſt unterrichtete: ſo erfuhr ſie dagegen von ſeinen begeiſterten Lippen die Enträthſelung der überall verbreiteten Naturgeheimniſſe. Er lehrte ſie: wie durch wundervolle Sympathie die Welt entſtanden ſei, und die Geſtirne ſich zu melodiſchen Reigen vereinigt hätten. Die Geſchichte der Vorwelt ging durch ſeine heiligen Erzählungen in ihrem Gemüth auf; und

wie entzückt war ſie, wenn ihr Schüler, in der Fülle ſeiner Eingebungen, die Laute ergriff, und mit unglaublicher Gelehrigkeit in die wundervollſten Geſänge ausbrach. Eines Tages, wo ein beſonders kühner Schwung ſich ſeiner Seele in ihrer Geſellſchaft bemächtigt hatte, und die mächtige Liebe auf dem Rückwege ihre jungfräuliche Zurückhaltung mehr als gewöhnlich überwand, ſo daß ſie beide, ohne ſelbſt zu wiſſen wie, einander in die Arme ſanken, und der erſte glühende Kuß ſie auf ewig zuſammenſchmelzte, fing mit einbrechender Dämmerung ein gewaltiger Sturm in den Gipfeln der Bäume plötzlich zu toben an. Drohende Wetterwolken zogen mit tiefem, nächtlichem Dunkel über ſie her. Er eilte ſie in Sicherheit vor dem fürchterlichen Ungewitter und den brechenden Bäumen zu bringen; aber er verfehlte in der Nacht und voll Angſt wegen ſeiner Geliebten den Weg, und gerieth immer tiefer in den Wald hinein. Seine Angſt wuchs, wie er ſeinen Irrthum bemerkte. Die Prinzeſſin dachte an das Schrecken des Königs und des Hofes; eine unnennbare Aengſtlichkeit fuhr zuweilen, wie ein zerſtörender Strahl, durch ihre Seele, und nur die Stimme ihres Geliebten, der ihr unaufhörlich Troſt zuſprach, gab ihr Muth und Zutrauen zurück, und erleichterte ihre beklommene Bruſt. Der Sturm wüthete fort; alle Bemühungen den Weg zu finden waren vergeblich, und ſie prieſen ſich beide glücklich, bei der Erleuchtung eines Blitzes eine nahe

Höhle an dem ſteilen Abhang eines waldigen Hügels zu entdecken, wo ſie eine ſichere Zuflucht gegen die Gefahren des Ungewitters zu finden hofften, und eine Ruheſtätte für ihre erſchöpften Kräfte. Das Glück begünſtigte ihre Wünſche. Die Höhle war trocken und mit reinlichem Mooſe bewachſen. Der Jüngling zündete ſchnell ein Feuer von Reiſern und Moos an, woran ſie ſich trocknen konnten, und die beiden Liebenden ſahen ſich nun auf eine wunderbare Weiſe von der Welt entfernt, aus einem gefahrvollen Zuſtande gerettet, und auf einem bequemen, warmen Lager allein neben einander.

Ein wilder Mandelſtrauch hing mit Früchten beladen in die Höhle hinein, und ein nahes Rieſeln ließ ſie friſches Waſſer zur Stillung ihres Durſtes finden. Die Laute hatte der Jüngling mitgenommen, und ſie gewährte ihnen jetzt eine aufheiternde und beruhigende Unterhaltung bei dem kniſternden Feuer. Eine höhere Macht ſchien den Knoten ſchneller löſen zu wollen, und brachte ſie unter ſonderbaren Umſtänden in dieſe romantiſche Lage. Die Unſchuld ihrer Herzen, die zauberhafte Stimmung ihrer Gemüther, und die verbundene, unwiderſtehliche Macht ihrer ſüßen Leidenſchaft und ihrer Jugend ließ ſie bald die Welt und ihre Verhältniſſe vergeſſen, und wiegte ſie unter dem Brautgeſange des Sturms und den Hochzeitsfackeln der Blitze in den ſüßeſten Rauſch ein, der je ein ſterbliches Paar beſeligt

haben mag. Der Anbruch des lichten blauen Morgens war für sie das Erwachen in einer neuen seligen Welt. Ein Strom heißer Thränen, der jedoch bald aus den Augen der Prinzessin hervorbrach, verrieth ihrem Geliebten die erwachenden tausendfachen Bekümmernisse ihres Herzens. Er war in dieser Nacht um mehrere Jahre älter, aus einem Jünglinge zum Manne geworden. Mit überschwenglicher Begeisterung tröstete er seine Geliebte, erinnerte sie an die Heiligkeit der wahrhaften Liebe, und an den hohen Glauben, den sie einflöße, und bat sie die heiterste Zukunft von dem Schutzgeist ihres Herzens mit Zuversicht zu erwarten. Die Prinzessin fühlte die Wahrheit seines Trostes und entdeckte ihm, sie sei die Tochter des Königs, und nur bange wegen des Stolzes und der Bekümmernisse ihres Vaters. Nach langen reiflichen Ueberlegungen wurden sie über die zu fassende Entschließung einig, und der Jüngling machte sich sofort auf den Weg, um seinen Vater aufzusuchen, und diesen mit ihrem Plane bekannt zu machen. Er versprach in kurzem wieder bei ihr zu seyn, und verließ sie beruhigt und in süßen Vorstellungen der künftigen Entwickelung dieser Begebenheiten. Der Jüngling hatte bald seines Vaters Wohnung erreicht, und der Alte war sehr erfreut, ihn unverletzt ankommen zu sehen. Er erfuhr nun die Geschichte und den Plan der Liebenden, und bezeigte sich nach einigem Nachdenken bereitwillig ihn zu unterstützen.

Sein Haus lag ziemlich versteckt, und hatte einige unterirdische Zimmer die nicht leicht aufzufinden waren. Hier sollte die Wohnung der Prinzessin seyn. Sie ward also in der Dämmerung abgeholt, und mit tiefer Rührung von dem Alten empfangen. Sie weinte nachher oft in der Einsamkeit, wenn sie ihres traurigen Vaters gedachte, doch verbarg sie ihren Kummer vor ihrem Geliebten, und sagte es nur dem Alten, der sie freundlich tröstete, und ihr die nahe Rückkehr zu ihrem Vater vorstellte.

Unterdeß war man am Hofe in große Bestürzung gerathen, als Abends die Prinzessin vermißt wurde. Der König war ganz außer sich, und schickte überall Leute aus, sie zu suchen. Kein Mensch wußte sich ihr Verschwinden zu erklären. Keinem kam ein heimliches Liebesverständniß in die Gedanken, und so ahndete man keine Entführung, da ohne dies kein Mensch weiter fehlte. Auch nicht zu der entferntesten Vermuthung war Grund da. Die ausgeschickten Boten kamen unverrichteter Sache zurück, und der König fiel in tiefe Traurigkeit. Nur wenn Abends seine Sänger vor ihn kamen und schöne Lieder mitbrachten war es, als ließe sich die alte Freude wieder vor ihm blicken; seine Tochter dünkte ihm nah, und er schöpfte Hoffnung, sie bald wieder zu sehen. War er aber wieder allein, so zerriß es ihm von neuem das Herz, und er weinte laut. Dann gedachte er bei sich selbst: Was hilft mir nun

alle die Herrlichkeit, und meine hohe Geburt. Nun bin ich doch elender als die andern Menschen. Meine Tochter kann mir nichts ersetzen. Ohne sie sind auch die Gesänge nichts, als leere Worte und Blendwerk. Sie war der Zauber der ihnen Leben und Freude, Macht und Gestalt gab. Wollt' ich doch lieber, ich wäre der geringste meiner Diener, dann hätte ich meine Tochter noch; auch wohl einen Eidam dazu und Enkel, die mir auf den Knien säßen: dann wäre ich ein anderer König als jetzt. Es ist nicht die Krone und das Reich, was einen König macht; es ist jenes volle, überfließende Gefühl der Glückseligkeit, der Sättigung mit irdischen Gütern, jenes Gefühl der überschwänglichen Gnüge. So werd' ich nun für meinen Uebermuth bestraft. Der Verlust meiner Gattin hat mich noch nicht genug erschüttert; nun hab' ich auch ein gränzenloses Elend. So klagte der König in den Stunden der heißesten Sehnsucht. Zuweilen brach auch seine alte Strenge und sein Stolz wieder hervor. Er zürnte über seine Klagen; wie ein König wollte er dulden und schweigen. Er meinte dann, er leide mehr als alle Andern, und gehöre ein großer Schmerz zum Königthum; aber wenn es dann dämmerte und er in die Zimmer seiner Tochter trat, und sah ihre Kleider hangen, und ihre kleinern Habseligkeiten stehn, als habe sie eben das Zimmer verlassen: so vergaß er seine Vorsätze, gebehrdete sich wie ein trübseliger Mensch, und rief seine geringsten Diener

um Mitleid an. Die ganze Stadt und das ganze Land weinten und klagten von ganzem Herzen mit ihm. Sonderlich war es, daß eine Sage umherging, die Prinzeſſin lebe noch, und werde bald mit einem Gemahl wiederkommen. Kein Menſch wußte, woher die Sage kam: aber alles hing ſich mit frohem Glauben daran, und ſah mit ungeduldiger Erwartung ihrer baldigen Wiederkunft entgegen. So vergingen mehrere Monden, bis das Frühjahr wieder herankam. Was gilts, ſagten einige im wunderlichen Muthe, nun kommt auch die Prinzeſſin wieder. Selbſt der König ward heitrer und hoffnungsvoller. Die Sage dünkte ihn wie die Verheißung einer gütigen Macht. Die ehemaligen Feſte fingen wieder an, und es ſchien zum völligen Aufblühen der alten Herrlichkeit nur noch die Prinzeſſin zu fehlen. Eines Abends, da es gerade jährig wurde, daß ſie verſchwand, war der ganze Hof im Garten verſammelt. Die Luft war warm und heiter; ein leiſer Wind tönte nur oben in den alten Wipfeln, wie die Ankündigung eines fernen fröhlichen Zuges. Ein mächtiger Springquell ſtieg zwiſchen den vielen Fackeln mit zahlloſen Lichtern hinauf in die Dunkelheit der tönenden Wipfel, und begleitete mit melodiſchem Plätſchern die mannichfaltigen Geſänge, die unter den Bäumen hervorklangen. Der König ſaß auf einem köſtlichen Teppich, und um ihn her war der Hof in feſtlichen Kleidern verſammelt. Eine zahlreiche Menge erfüllte

den Garten, und umgab das prachtvolle Schauſpiel. Der König ſaß eben in tiefen Gedanken. Das Bild ſeiner verlornen Tochter ſtand mit ungewöhnlicher Klarheit vor ihm; er gedachte der glücklichen Tage, die um dieſe Zeit im vergangenen Jahre ein plötzliches Ende nahmen. Eine heiße Sehnſucht übermannte ihn, und es floſſen häufige Thränen von ſeinen ehrwürdigen Wangen; doch empfand er eine ungewöhnliche Heiterkeit. Es dünkte ihm das traurige Jahr nur ein ſchwerer Traum zu ſeyn, und er hob die Augen auf, gleichſam um ihre hohe, heilige entzückende Geſtalt unter den Menſchen und den Bäumen aufzuſuchen. Eben hatten die Dichter geendigt, und eine tiefe Stille ſchien das Zeichen der allgemeinen Rührung zu ſeyn, denn die Dichter hatten die Freuden des Wiederſehns, den Frühling und die Zukunft beſungen, wie ſie die Hoffnung zu ſchmücken pflegt.

Plötzlich wurde die Stille durch leiſe Laute einer unbekannten ſchönen Stimme unterbrochen, die von einer uralten Eiche herzukommen ſchienen. Alle Blicke richteten ſich dahin, und man ſah einen Jüngling in einfacher, aber fremder Tracht ſtehen, der eine Laute im Arm hielt, und ruhig in ſeinem Geſange fortfuhr, indem er jedoch, wie der König ſeinen Blick nach ihm wandte, eine tiefe Verbeugung machte. Die Stimme war außerordentlich ſchön, und der Geſang trug ein fremdes wunderbares Gepräge. Er handelte von

dem Urſprunge der Welt, von der Entſtehung der Geſtirne, der Pflanzen, Thiere und Menſchen, von der allmächtigen Sympathie der Natur, von der uralten goldenen Zeit und ihren Beherrſcherinnen, der Liebe und Poeſie, von der Erſcheinung des Haſſes und der Barbarei und ihren Kämpfen mit jenen wohlthätigen Göttinnen, und endlich von dem zukünftigen Triumph der letztern, dem Ende der Trübſale, der Verjüngung der Natur und der Wiederkehr eines ewigen goldenen Zeitalters. Die alten Dichter traten, ſelbſt von Begeiſterung hingeriſſen, während des Geſanges näher um den ſeltſamen Fremdling her. Ein niegefühltes Entzücken ergriff die Zuſchauer, und der König ſelbſt fühlte ſich wie auf einem Strom des Himmels fortgetragen. Ein ſolcher Geſang war nie vernommen worden, und alle glaubten ein himmliſches Weſen ſei unter ihnen erſchienen, beſonders da der Jüngling unterm Singen immer ſchöner, immer herrlicher, und ſeine Stimme immer gewaltiger zu werden ſchien. Die Luft ſpielte mit ſeinen goldnen Locken. Die Laute ſchien ſich unter ſeinen Händen zu beſeelen, und ſein Blick ſchien trunken in eine geheimere Welt hinüber zu ſchauen. Auch die Kindesunſchuld und Einfalt ſeines Geſichts ſchien allen übernatürlich. Nun war der herrliche Geſang geendigt. Die bejahrten Dichter drückten den Jüngling mit Freudenthränen an ihre Bruſt. Ein ſtilles inniges Jauchzen ging durch die Verſammlung. Der König kam gerührt auf ihn zu.

Der Jüngling warf ſich ihm beſcheiden zu Füßen. Der König hob ihn auf, umarmte ihn herzlich, und hieß ihn ſich eine Gabe ausbitten. Da bat er mit glühenden Wangen den König, noch ein Lied gnädig anzuhören, und dann über ſeine Bitte zu entſcheiden. Der König trat einige Schritte zurück und der Fremdling fing an:

Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreißt in Dornen ſein Gewand;
Er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
Und keins reicht hülfreich ihm die Hand.
Einſam und pfadlos fließt in Klagen
Jetzt über ſein ermattet Herz;
Er kann die Laute kaum noch tragen,
Ihn übermannt ein tiefer Schmerz.

*

Ein traurig Loos ward mir beſchieden,
Ich irre ganz verlaſſen hier,
Ich brachte Allen Luſt und Frieden,
Doch keiner theilte ſie mit mir.
Es wird ein jeder ſeiner Habe
Und ſeines Lebens froh durch mich;
Doch weiſen ſie mit karger Gabe,
Des Herzens Forderung von ſich.

*

Man läßt mich ruhig Abſchied nehmen,
Wie man den Frühling wandern ſieht,
Es wird ſich keiner um ihn grämen,
Wenn er betrübt von dannen zieht.

Verlangend ſehn ſie nach den Früchten,
Und wiſſen nicht, daß er ſie ſät;
Ich kann den Himmel für ſie dichten,
Doch meiner denkt nicht ein Gebet.

*

Ich fühle dankbar Zaubermächte
An dieſe Lippen feſtgebannt.
O! knüpfte nur an meine Rechte
Sich auch der Liebe Zauberband.
Es kümmert keine ſich des Armen,
Der dürftig aus der Ferne kam;
Welch Herz wird ſein ſich noch erbarmen
Und löſen ſeinen tiefen Gram?

*

Er ſinkt im hohen Graſe nieder,
Und ſchläft mit naſſen Wangen ein:
Da ſchwebt der hohe Geiſt der Lieder
In die beklemmte Bruſt hinein:
Vergiß anjetzt was du gelitten,
In Kurzen ſchwindet deine Laſt,
Was Du umſonſt geſucht in Hütten,
Das wirſt du finden im Pallaſt.

*

Du nahſt dem höchſten Erdenlohne,
Bald endigt der verſchlungne Lauf:
Der Myrtekranz wird eine Krone,
Dir ſetzt die treuſte Hand ſie auf.

Ein Herz voll Einklang iſt berufen
Zur Glorie um einen Thron;
Der Dichter ſteigt auf rauhen Stufen
Hinan, und wird des Königs Sohn.

*

So weit war er in ſeinem Geſange gekommen, und ein ſonderbares Erſtaunen hatte ſich der Verſammlung bemächtigt, als während dieſer Strophen ein alter Mann nebſt einer verſchleierten weiblichen Geſtalt von edlem Wuchſe, die ein wunderſchönes Kind auf dem Arme trug, das freundlich in der fremden Verſammlung umherſah, und lächelnd nach dem blitzenden Diadem des Königs die kleinen Händchen ausſtreckte, zum Vorſchein kamen, und ſich hinter den Sänger ſtellten; aber das Staunen wuchs, als plötzlich aus den Gipfeln der alten Bäume der Lieblingsadler des Königs, den er immer um ſich hatte, mit einer goldenen Stirnbinde, die er aus ſeinem Zimmer entwandt haben mußte, herabflog, und ſich auf das Haupt des Jünglings niederließ, ſo daß die Binde ſich um ſeine Locken ſchlang. Der Fremdling erſchrack einen Augenblick; der Adler flog an die Seite des Königs, und ließ die Binde zurück. Der Jüngling reichte ſie dem Kinde, das darnach verlangte, ließ ſich auf ein Knie gegen den König nieder, und fuhr in ſeinem Geſange mit bewegter Stimme fort:

Der Sänger fährt aus ſchönen Träumen
Mit froher Ungeduld empor;
Er wandelt unter hohen Bäumen
Zu des Pallaſtes ehrnem Thor.
Die Mauern ſind wie Stahl geſchliffen,
Doch ſie erklimmt ſein Lied geſchwind,
Es ſteigt von Lieb' und Weh ergriffen
Zu ihm hinab des Königs Kind.

*

Die Liebe drückt ſie feſtzuſammen,
Der Klang der Panzer treibt ſie fort;
Sie lodern auf in ſüßen Flammen,
Im nächtlich ſtillen Zufluchtsort.
Sie halten furchtſam ſich verborgen,
Weil ſie der Zorn des Königs ſchreckt;
Und werden nun von jedem Morgen
Zu Schmerz und Luſt zugleich erweckt.

*

Der Sänger ſpricht mit ſanften Klängen
Der neuen Mutter Hoffnung ein;
Da tritt gelockt von den Geſängen,
Der König in die Kluft hinein.
Die Tochter reicht in goldnen Locken
Den Enkel von der Bruſt ihm hin;
Sie ſinken reuig und erſchrocken,
Und mild zergeht ſein ſtrenger Sinn.

Der Liebe weicht, und dem Geſange,
Auch auf dem Thron ein Vaterherz,
Und wandelt bald in ſüßem Drange
Zu ewger Luſt den tiefen Schmerz.
Die Liebe giebt, was ſie entriſſen,
Mit reichem Wucher bald zurück,
Und unter den Verſöhnungsküſſen
Entfaltet ſich ein himmliſch Glück.

*

Geiſt des Geſangs, komm du hernieder,
Und ſteh auch jetzt der Liebe bei;
Bring die verlorne Tochter wieder,
Daß ihr der König Vater ſei! —
Daß er mit Freuden ſie umſchließet,
Und ſeines Enkels ſich erbarmt,
Und wenn das Herz ihm überfließet,
Den Sänger auch als Sohn umarmt.

Der Jüngling hob mit bebender Hand bei dieſen Worten, die ſanft in den dunkeln Gängen verhallten, den Schleier. Die Prinzeſſin fiel mit einem Strom von Thränen zu den Füßen des Königs, und hielt ihm das ſchöne Kind hin. Der Sänger kniete mit gebeugtem Haupte an ihre Seite. Eine ängſtliche Stille ſchien jeden Athem feſtzuhalten. Der König war einige Augenblicke ſprachlos und ernſt; dann zog er die Prinzeſſin an ſeine Bruſt, drückte ſie lange feſt an ſich, und

weinte laut. Er hob nun auch den Jüngling zu ſich auf, und umſchloß ihn mit herzlicher Zärtlichkeit. Ein helles Jauchzen flog durch die Verſammlung, die ſich dicht zudrängte. Der König nahm das Kind, und reichte es mit rührender Andacht gen Himmel; dann begrüßte er freundlich den Alten. Unendliche Freudenthränen floſſen. In Geſänge brachen die Dichter aus, und der Abend ward ein heiliger Vorabend dem ganzen Lande, deſſen Leben fortan nur ein ſchönes Feſt war. Kein Menſch weiß wo das Land hingekommen iſt. Nur in Sagen heißt es, daß Atlantis von mächtigen Fluthen den Augen entzogen worden ſei.

Viertes Kapitel.

Einige Tagereiſen waren ohne die mindeſte Unterbrechung geendigt. Der Weg war feſt und trocken, die Witterung erquickend und heiter, und die Gegenden, durch die ſie kamen, fruchtbar, bewohnt und mannichfaltig. Der furchtbare Thüringer Wald lag im Rücken; die Kaufleute hatten den Weg öfter gemacht, waren überall mit den Leuten bekannt, und erfuhren die gaſtfreiſte Aufnahme. Sie vermieden die abgelegenen und durch Räubereien bekannten Gegenden, und nahmen, wenn ſie ja gezwungen waren ſolche zu durchreiſen, ein hinlängliches Geleite mit. Einige Beſitzer benachbarter Bergſchlöſſer ſtanden mit den Kaufleuten in gutem Vernehmen. Sie wurden beſucht, und bei ihnen nachgefragt, ob ſie Beſtellungen nach Augsburg zu machen hätten. Eine freundliche Bewirthung ward ihnen zu Theil, und die Frauen und Töchter drängten ſich mit herzlicher Neugier um die Fremdlinge. Heinrichs Mutter gewann ſie bald durch ihre gutmüthige Bereitwilligkeit und Theilnahme. Man war erfreut eine Frau aus der Reſidenzſtadt zu ſehen, die eben ſo willig die Neuig-

keiten der Mode, als die Zubereitung einiger ſchmackhaften Schüſſeln mittheilte. Der junge Oſterdingen ward von Rittern und Frauen wegen ſeiner Beſcheidenheit und ſeines ungezwungenen milden Betragens geprieſen, und die letzteren verweilten gern auf ſeiner einnehmenden Geſtalt, die wie das einfache Wort eines Unbekannten war, das man faſt überhört, bis längſt nach ſeinem Abſchiede es ſeine tiefe unſcheinbare Knospe immer mehr aufthut, und endlich eine herrliche Blume in allem Farbenglanze dichtverſchlungener Blätter zeigt; ſo daß man es nie vergißt, nicht müde wird es zu wiederholen, und einen unverſieglichen immer gegenwärtigen Schatz daran hat. Man beſinnt ſich nun genauer auf den Unbekannten, und ahndet und ahndet, bis es auf einmal klar wird, daß er ein Bewohner der höhern Welt geweſen ſei. — Die Kaufleute erhielten eine große Menge Beſtellungen, und man trennte ſich gegenſeitig, mit herzlichen Wünſchen einander bald wieder zu ſehn. Auf einem dieſer Schlöſſer, wo ſie gegen Abend hinkamen, ging es fröhlich zu. Der Herr des Schloſſes war ein alter Kriegsmann, der die Muße des Friedens und die Einſamkeit ſeines Aufenthalts mit öfteren Gelagen feierte und unterbrach, und außer dem Kriegsgetümmel und der Jagd keinen andern Zeitvertreib kannte, als den gefüllten Becher.

Er empfing die Ankommenden mit brüderlicher Herzlichkeit, mitten unter lärmenden Genoſſen. Die

Mutter ward zur Hausfrau geführt. Die Kaufleute und Heinrich mußten ſich an die luſtige Tafel ſetzen, wo der Becher tapfer umherging. Heinrich ward auf vieles Bitten in Rückſicht ſeiner Jugend das jedesmalige Beſcheidthun erlaſſen, dagegen die Kaufleute ſich nicht faul finden, ſondern ſich den alten Frankenwein tapfer ſchmecken ließen. Das Geſpräch lief über ehemalige Kriegsabentheuer hin. Heinrich hörte mit großer Aufmerkſamkeit den neuen Erzählungen zu. Die Ritter ſprachen vom heiligen Lande, von den Wundern des heiligen Grabes, von den Abentheuern ihres Zuges, und ihrer Seefahrt, von den Sarazenen, in deren Gewalt einige gerathen geweſen waren, und dem frölichen und wunderbaren Leben im Felde und im Lager. Sie äußerten mit großer Lebhaftigkeit ihren Unwillen, jene himmliſche Geburtsſtätte der Chriſtenheit noch im frevelhaften Beſitz der Ungläubigen zu wiſſen. Sie erhoben die großen Helden, die ſich eine ewige Krone durch ihr tapfres, unermüdliches Bezeigen gegen dieſes ruchloſe Volk erworben hätten. Der Schloßherr zeigte das koſtbare Schwerdt, was er einem Anführer deſſelben mit eigner Hand abgenommen, nachdem er ſein Caſtell erobert, ihn getödtet, und ſeine Frau und Kinder zu Gefangenen gemacht, welches ihm der Kaiſer in ſeinem Wappen zu führen vergönnt hatte. Alle beſahen das prächtige Schwerdt; auch Heinrich nahm es in ſeine Hand, und fühlte ſich von einer kriegeriſchen Begeiſte-

rung ergriffen. Er küßte es mit inbrünſtiger Andacht. Die Ritter freuten ſich über ſeinen Antheil. Der Alte umarmte ihn, und munterte ihn auf, auch ſeine Hand auf ewig der Befreiung des heiligen Grabes zu widmen, und das wunderthätige Kreuz auf ſeine Schultern befeſtigen zu laſſen. Er war überraſcht, und ſeine Hand ſchien ſich nicht von dem Schwerdte losmachen zu können. Beſinne dich, mein Sohn, rief der alte Ritter. Ein neuer Kreuzzug iſt vor der Thür. Der Kaiſer ſelbſt wird unſere Schaaren in das Morgenland führen. Durch ganz Europa ſchallt von neuem der Ruf des Kreuzes, und heldenmüthige Andacht regt ſich aller Orten. Wer weiß, ob wir nicht übers Jahr in der großen weltherrlichen Stadt Jeruſalem als frohe Sieger bei einander ſitzen, und uns bei vaterländiſchem Wein an unſere Heimath erinnern. Du kannſt auch bei mir ein morgenländiſches Mädchen ſehn. Sie dünken uns Abendländern gar anmuthig, und wenn du das Schwerdt gut zu führen verſtehſt, ſo kann es dir an ſchönen Gefangenen nicht fehlen. Die Ritter ſangen mit lauter Stimme den Kreuzgeſang, der damals in ganz Europa geſungen wurde:

Das Grab ſteht unter wilden Heiden;
Das Grab, worin der Heiland lag,
Muß Frevel und Verſpottung leiden
Und wird entheiligt jeden Tag.

Es klagt heraus mit dumpfer Stimme;
Wer rettet mich von diesem Grimme!

*

Wo bleiben seine Heldenjünger?
Verschwunden ist die Christenheit!
Wer ist der Glaubens Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieser Zeit?
Wer bricht die schimpflichsten der Ketten,
Und wird das heil'ge Grab erretten?

*

Gewaltig geht auf Land und Meeren
In tiefer Nacht ein heil'ger Sturm;
Die trägen Schläfer aufzustören,
Umbraust er Lager, Stadt und Thurm,
Ein Klaggeschrei um alle Zinnen:
Auf, träge Christen, zieht von hinnen.

*

Es lassen Engel aller Orten
Mit ernstem Antlitz stumm sich sehn,
Und Pilger sieht man vor den Pforten
Mit kummervollen Wangen stehn;
Sie klagen mit den bängsten Tönen
Die Grausamkeit der Sarazenen.

*

Es bricht ein Morgen roth und trübe,
Im weiten Land der Christen an.
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
Verkündet sich bei Jedermann.

Ein jedes greift nach Kreuz und Schwerte
Und zieht entflammt von ſeinem Heerde.

*

Ein Feuereifer tobt im Heere,
Das Grab des Heilands zu befrein.
Sie eilen fröhlich nach dem Meere,
Um bald auf heil'gem Grund zu ſeyn.
Auch Kinder kommen noch gelaufen
Und mehren den geweihten Haufen.

*

Hoch weht das Kreuz im Siegspaniere.
Und alte Helden ſtehn voran.
Des Paradieſes ſel'ge Thüre
Wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein jeder will das Glück genießen
Sein Blut für Chriſtus zu vergießen.

*

Zum Kampf ihr Chriſten! Gottes Schaaren
Ziehn mit in das gelobte Land,
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
Des Chriſtengottes Schreckenshand.
Wir waſchen bald im frohen Muthe
Das heilige Grab mit Heidenblute.

*

Die heil'ge Jungfrau ſchwebt, getragen
Von Engeln, ob der wilden Schlacht,
Wo jeder, den das Schwerdt geſchlagen,
In ihrem Mutterarm erwacht.

Sie neigt ſich mit verklärter Wange
Herunter zu dem Waffenklange.

*

Hinüber zu der heilgen Stäte!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete
Die Schuld der Chriſtenheit verſöhnt!
Das Reich der Heiden wird ſich enden,
Iſt erſt das Grab in unſern Händen.

Heinrichs ganze Seele war in Aufruhr, das Grab kam ihm wie eine bleiche, edle, jugendliche Geſtalt vor, die auf einem großen Stein, mitten unter wildem Pöbel ſäße, und auf eine entſetzliche Weiſe gemißhandelt würde; als wenn ſie mit kummervollem Geſichte nach einem Kreuze blicke was im Hintergrunde mit lichten Zügen ſchimmerte, und ſich in den bewegten Wellen eines Meeres unendlich vervielfältigte.

Seine Mutter ſchickte eben herüber, um ihn zu holen, und der Hausfrau des Ritters vorzuſtellen. Die Ritter waren in ihr Gelag, und ihre Vorſtellungen des bevorſtehenden Zuges vertieft, und bemerkten nicht, daß Heinrich ſich entfernte. Er fand ſeine Mutter in traulichem Geſpräch mit der alten, gutmüthigen Frau des Schloſſes, die ihn freundlich bewillkommte. Der Abend war heiter: die Sonne begann ſich zu neigen, und Heinrich, der ſich nach Einſamkeit ſehnte, und von der gol-

denen Ferne gelockt wurde, die durch die engen, tiefen Bogenfenſter in das düſtre Gemach hineintrat, erhielt leicht die Erlaubniß ſich außerhalb des Schloſſes beſehen zu dürfen. Er eilte ins Freie; ſein ganzes Gemüth war rege. Er ſah von der Höhe des alten Felſens zunächſt in das waldige Thal, durch das ein Bach herunterſtürzte und einige Mühlen trieb, deren Geräuſch man kaum aus der gewaltigen Tiefe vernehmen konnte; und dann in eine unabſehliche Ferne von Bergen, Wäldern und Niederungen, und ſeine innere Unruhe wurde beſänftigt. Das kriegeriſche Getümmel verlor ſich, und es blieb nur eine klare bilderreiche Sehnſucht zurück. Er fühlte, daß ihm eine Laute mangelte, ſo wenig er auch wußte, wie ſie eigentlich gebaut ſei, und welche Wirkung ſie hervorbringe. Das heitere Schauſpiel des herrlichen Abends wiegte ihn in ſanfte Fantaſien; die Blume ſeines Herzens ließ ſich zuweilen wie ein Wetterleuchten in ihm ſehn. — Er ſchweifte durch das wilde Gebüſch und kletterte über bemooſte Felſenſtücke, als auf einmal aus einer nahen Tiefe ein zarter eindringender Geſang einer weiblichen Stimme, von wunderbaren Tönen begleitet, erwachte. Es war ihm gewiß, daß es eine Laute ſei; er blieb verwunderungsvoll ſtehen, und hörte in gebrochener deutſcher Ausſprache folgendes Lied:

Bricht das matte Herz noch immer
Unter fremdem Himmel nicht?
Kommt der Hoffnung bleicher Schimmer
Immer mir noch zu Geſicht?
Kann ich wohl noch Rückkehr wähnen?
Stromweis ſtürzen meine Thränen,
Bis mein Herz in Kummer bricht.

*

Könnt' ich dir die Myrthe zeigen
Und der Ceder dunkles Haar!
Führen dich zum frohen Reigen
Der geſchwiſterlichen Schaar!
Sähſt du im geſtickten Kleide,
Stolz im köſtlichen Geſchmeide,
Deine Freundin wie ſie war.

*

Edle Jünglinge verneigen
Sich mit heißem Blick vor ihr;
Zärtliche Geſänge ſteigen
Mit dem Abendſtern zu mir.
Dem Geliebten darf man trauen;
Ew'ge Lieb' und Treu den Frauen,
Iſt der Männer Loſung hier.

*

Hier, wo um kriſtallne Quellen
Liebend ſich der Himmel legt,
Und mit heißen Balſamwellen
Um den Hayn zuſammenſchlägt,

Der in ſeinen Luſtgebieten,
Unter Früchten, unter Blüthen
Tauſend bunte Sänger hegt.

*

Fern ſind jene Jugendträume!
Abwärts liegt das Vaterland!
Längſt gefällt ſind jene Bäume,
Und das alte Schloß verbrannt.
Fürchterlich, wie Meereswogen,
Kam ein rauhes Heer gezogen,
Und das Paradies verſchwand.

*

Fürchterliche Gluthen floſſen
In die blaue Luft empor,
Und es drang auf ſtolzen Roſſen
Eine wilde Schaar ins Thor.
Säbel klirrten, unſre Brüder,
Unſer Vater kam nicht wieder,
Und man riß uns wild hervor.

*

Meine Augen wurden trübe;
Fernes mütterliches Land,
Ach! ſie bleiben dir voll Liebe
Und voll Sehnſucht zugewandt!
Wäre nicht dies Kind vorhanden,
Längſt hätt' ich des Lebens Banden
Aufgelöſt mit kühner Hand.

Heinrich hörte das Schluchzen eines Kindes und eine tröstende Stimme. Er stieg tiefer durch das Gebüsch hinab, und fand ein bleiches, abgehärmtes Mädchen unter einer alten Eiche sitzen. Ein schönes Kind hing weinend an ihrem Halse: auch ihre Thränen flossen, und eine Laute lag neben ihr auf dem Rasen. Sie erschrak ein wenig, als sie den fremden Jüngling erblickte, der mit wehmüthigem Gesicht sich ihr näherte.

Ihr habt wohl meinen Gesang gehört, sagte sie freundlich. Euer Gesicht dünkt mir bekannt; laßt mich besinnen. — Mein Gedächtniß ist schwach geworden, aber euer Anblick erweckt in mir eine sonderbare Erinnerung aus frohen Zeiten. O! mir ist, als glichet ihr einem meiner Brüder, der noch vor unserm Unglück von uns schied, und nach Persien zu einem berühmten Dichter zog. Vielleicht lebt er noch, und besingt traurig das Unglück seiner Geschwister. Wüßte ich nur noch einige seiner herrlichen Lieder, die er uns hinterließ! Er war edel und zärtlich, und kannte kein größeres Glück als seine Laute. Das Kind war ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, das den fremden Jüngling aufmerksam betrachtete, und sich fest an den Busen der unglücklichen Zulima schmiegte. Heinrichs Herz war von Mitleid durchdrungen; er tröstete die Sängerin mit freundlichen Worten, und bat sie, ihm umständlicher ihre Geschichte zu erzählen. Sie schien es nicht ungern

zu thun. Heinrich ſetzte ſich ihr gegenüber und vernahm ihre von häufigen Thränen unterbrochene Erzählung. Vorzüglich hielt ſie ſich bei dem Lobe ihrer Landsleute und ihres Vaterlandes auf. Sie ſchilderte den Edelmuth derſelben, und ihre reine ſtarke Empfänglichkeit für die Poeſie des Lebens und die wunderbare geheimnißvolle Anmuth der Natur. Sie beſchrieb die romantiſchen Schönheiten der fruchtbaren arabiſchen Gegenden, die wie glückliche Inſeln in unwegſamen Sandwüſteneien lägen, wie Zufluchtsſtätten der Bedrängten und Ruhebedürftigen, wie Kolonien des Paradieſes voll friſcher Quellen, die über dichten Raſen und funkelnde Steine durch alte ehrwürdige Haine rieſelten, voll bunter Vögel mit melodiſchen Kehlen, und anziehend durch mannichfaltige Ueberbleibſel ehemaliger denkwürdiger Zeiten. Ihr würdet mit Verwunderung, ſagte ſie, die buntfarbigen, hellen, ſeltſamen Züge und Bilder auf den alten Steinplatten ſehn. Sie ſcheinen ſo bekannt und nicht ohne Urſach ſo wohl erhalten zu ſeyn. Man ſinnt und ſinnt, einzelne Bedeutungen ahnet man, und wird um ſo begieriger den tiefſinnigen Zuſammenhang dieſer uralten Schrift zu errathen. Der unbekannte Geiſt derſelben erregt ein ungewöhnliches Nachdenken, und wenn man auch ohne den gewünſchten Fund von dannen geht, ſo hat man doch tauſend merkwürdige Entdeckungen in ſich ſelbſt gemacht, die dem Leben einen neuen Glanz, und dem Gemüth eine lange, belohnende

Beschäftigung geben. Das Leben auf einem längst bewohnten und ehemals schon durch Fleiß, Thätigkeit und Neigung verherrlichten Boden hat einen besondern Reiz. Die Natur scheint dort menschlicher und verständlicher geworden; eine dunkle Erinnerung unter der durchsichtigen Gegenwart wirft die Bilder der Welt mit scharfen Umrissen zurück, und so genießt man eine doppelte Welt, die eben dadurch das Schwere und Gewaltsame verliert und die zauberische Dichtung und Fabel unserer Sinne wird. Wer weiß, ob nicht auch ein unbegreiflicher Einfluß der ehemaligen, jetzt unsichtbaren Bewohner mit ins Spiel kommt, und vielleicht ist es dieser dunkle Zug, der die Menschen aus neuen Gegenden, sobald eine gewisse Zeit ihres Erwachens kommt, mit so zerstörender Ungeduld nach der alten Heimath ihres Geschlechts treibt, und sie Gut und Blut an den Besitz dieser Länder zu wagen anregt. Nach einer Pause fuhr sie fort: glaubt ja nicht, was man euch von den Grausamkeiten meiner Landsleute erzählt hat. Nirgends wurden Gefangene großmüthiger behandelt, und auch eure Pilger nach Jerusalem wurden mit Gastfreundschaft aufgenommen, nur daß sie selten derselben werth waren. Die meisten waren nichtsnutzige, böse Menschen, die ihre Wallfahrten mit Bubenstücken bezeichneten, und dadurch freilich oft gerechter Rache in die Hände fielen. Wie ruhig hätten die Christen das heilige Grab besuchen können, ohne nöthig zu haben, einen

fürchterlichen, unnützen Krieg anzufangen, der alles erbittert, unendliches Elend verbreitet, und auf immer das Morgenland von Europa getrennt hat. Was lag an dem Namen des Beſitzers? Unſere Fürſten ehrten andachtsvoll das Grab eures Heiligen, den auch wir für einen göttlichen Propheten halten; und wie ſchön hätte ſein heiliges Grab die Wiege eines glücklichen Einverſtändniſſes, der Anlaß ewiger wohlthätiger Bündniſſe werden können.

Der Abend war unter ihren Geſprächen herbeigekommen. Es fing an Nacht zu werden, und der Mond hob ſich aus dem feuchten Walde mit beruhigendem Glanze herauf. Sie ſtiegen langſam nach dem Schloſſe; Heinrich war voll Gedanken, die kriegeriſche Begeiſterung war gänzlich verſchwunden. Er merkte eine wunderliche Verwirrung in der Welt; der Mond zeigte ihm das Bild eines tröſtenden Zuſchauers, und erhob ihn über die Unebenheiten der Erdoberfläche, die in der Höhe ſo unbeträchtlich erſchienen, ſo wild und unerſteiglich ſie auch dem Wanderer vorkamen. Zulima ging ſtill neben ihm her, und führte das Kind. Heinrich trug die Laute. Er ſuchte die ſinkende Hoffnung ſeiner Begleiterin, ihr Vaterland dereinſt wieder zu ſehn, zu beleben, indem er innerlich einen heftigen Beruf fühlte, ihr Retter zu ſeyn, ohne zu wiſſen, auf welche Art es geſchehen könne. Eine beſondere Kraft ſchien in ſeinen einfachen Worten zu liegen, denn Zulima empfand eine

ungewohnte Beruhigung und dankte ihm für seine Zusprache auf die rührendste Weise.

Die Ritter waren noch bei ihren Bechern, und die Mutter in häuslichen Gesprächen. Heinrich hatte keine Lust in den lärmenden Saal zurückzugehen. Er fühlte sich müde, und begab sich bald mit seiner Mutter in das angewiesene Schlafgemach. Er erzählte ihr vor dem Schlafengehn, was ihm begegnet sei, und schlief bald zu unterhaltenden Träumen ein. Die Kaufleute hatten sich auch zeitig fortbegeben, und waren früh wieder munter. Die Ritter lagen in tiefer Ruhe, als sie abreisten; die Hausfrau aber nahm zärtlichen Abschied. Zulima hatte wenig geschlafen, eine innere Freude hatte sie wach erhalten; sie erschien beim Abschiede, und bediente die Reisenden demüthig und emsig. Als sie Abschied nahmen, brachte sie mit vielen Thränen ihre Laute zu Heinrich, und bat mit rührender Stimme, sie zu Zulimas Andenken mitzunehmen. Es war meines Bruders Laute, sagte sie, der sie mir beim Abschied schenkte; es ist das einzige Besitzthum was ich gerettet habe. Sie schien euch gestern zu gefallen, und ihr laßt mir ein unschätzbares Geschenk zurück: süße Hoffnung. Nehmt dieses geringe Zeichen meiner Dankbarkeit, und laßt es ein Pfand eures Andenkens an die arme Zulima seyn. Wir werden uns gewiß wiedersehn, und dann bin ich vielleicht glücklicher. Heinrich weinte; er weigerte sich, diese ihr so unentbehrliche Laute anzunehmen:

gebt mir, ſagte er, das goldene Band mit den unbekannten Buchſtaben aus euren Haaren, wenn es nicht ein Andenken eurer Eltern oder Geſchwiſter iſt, und nehmt dagegen einen Schleier an, den mir meine Mutter gern abtreten wird. Sie wich endlich ſeinem Zureden und gab ihm das Band, indem ſie ſagte: es iſt mein Name in den Buchſtaben meiner Mutterſprache, den ich in beſſern Zeiten ſelbſt in dieſes Band geſtickt habe. Betrachtet es gern, und denkt, daß es eine lange, kummervolle Zeit meine Haare feſtgehalten hat, und mit ſeiner Beſitzerin verbleicht iſt. Heinrichs Mutter zog den Schleier hervor, und reichte ihn ihr hin, indem ſie ſie an ſich zog, und weinend umarmte.

Fünftes Kapitel.

Nach einigen Tagereisen kamen sie an ein Dorf, am Fuße einiger spitzigen Hügel, die von tiefen Schluchten unterbrochen waren. Die Gegend war übrigens fruchtbar und angenehm, ohngeachtet die Rücken der Hügel ein todtes, abschreckendes Ansehn hatten. Das Wirthshaus war reinlich, die Leute bereitwillig, und eine Menge Menschen, theils Reisende, theils bloße Trinkgäste, saßen in der Stube, und unterhielten sich von allerhand Dingen.

Unsere Reisenden gesellten sich zu ihnen, und mischten sich in die Gespräche. Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tische saß, und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die an ihn geschahen. Er kam aus fremden Landen, hatte sich heute früh die Gegend umher genau betrachtet, und erzählte nun von seinem Gewerbe und seinen heutigen Entdeckungen. Die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Er sprach aber sehr bescheiden von seinen Kenntnissen

und ſeiner Macht, doch trugen ſeine Erzählungen das Gepräge der Seltſamkeit und Neuheit. Er erzählte, daß er aus Böhmen gebürtig ſei. Von Jugend auf habe er eine heftige Neugierde gehabt zu wiſſen, was in den Bergen verborgen ſein müſſe, wo das Waſſer in den Quellen herkomme, und wo das Gold und Silber und die köſtlichen Steine gefunden würden, die den Menſchen ſo unwiderſtehlich an ſich zögen. Er habe in der nahen Kloſterkirche oft dieſe feſten Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet, und nur gewünſcht, daß ſie zu ihm reden könnten, um ihm von ihrer geheimnißvollen Herkunft zu erzählen. Er habe wohl zuweilen gehört, daß ſie aus weit entlegenen Ländern kämen; doch habe er immer gedacht, warum es nicht auch in dieſen Gegenden ſolche Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge ſeyen doch nicht umſonſt ſo weit im Umfange, und erhaben, und ſo feſt verwahrt; auch habe es ihm verdünkt, wie wenn er zuweilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte. Er ſei fleißig in den Felſenritzen und Höhlen umhergeklettert, und habe ſich mit unausſprechlichem Vergnügen in dieſen uralten Hallen und Gewölben umgeſehn. — Endlich ſei ihm einmal ein Reiſender begegnet, der zu ihm geſagt, er müſſe ein Bergmann werden, da könne er die Befriedigung ſeiner Neugier finden. In Böhmen gäbe es Bergwerke. Er ſolle nur immer an dem Fluſſe hinuntergehn, nach zehn bis

zwölf Tagen werde er in Eula seyn, und dort dürfe er nur sprechen, daß er gern ein Bergmann werden wolle. Er habe sich dies nicht zweimal sagen lassen, und sich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht. Nach einem beschwerlichen Gange von mehreren Tagen, fuhr er fort, kam ich nach Eula. Ich kann euch nicht sagen, wie herrlich mir zu Muthe ward, als ich von einem Hügel die Haufen von Steinen erblickte, die mit grünen Gebüschen durchwachsen waren, auf denen bretterne Hütten standen, und als ich aus dem Thale unten die Rauchwolken über den Wald heraufziehen sah. Ein fernes Getöse vermehrte meine Erwartungen, und mit unglaublicher Neugierde und voll stiller Andacht stand ich bald auf einem solchen Haufen, den man Halde nennt, vor den dunklen Tiefen, die im Innern der Hütten steil in den Berg hineinführten. Ich eilte nach dem Thale, und begegnete bald einigen schwarzgekleideten Männern mit Lampen, die ich nicht mit Unrecht für Bergleute hielt, und mit schüchterner Aengstlichkeit ihnen mein Anliegen vortrug. Sie hörten mich freundlich an, und sagten mir, daß ich nur hinunter nach den Schmelzhütten gehn, und nach dem Steiger fragen sollte, welcher den Anführer und Meister unter ihnen vorstellt; dieser werde mir Bescheid geben, ob ich angenommen werden möge. Sie meinten, daß ich meinen Wunsch wohl erreichen würde, und lehrten mich den üblichen Gruß: „Glück auf," womit ich den Stei-

ger anreden ſollte. Voll fröhlicher Erwartungen ſetzte ich meinen Weg fort, und konnte nicht aufhören, den neuen bedeutungsvollen Gruß mir beſtändig zu wiederholen. Ich fand einen alten, ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfing, und nachdem ich ihm meine Geſchichte erzählt, und ihm meine große Luſt, ſeine ſeltne, geheimnißvolle Kunſt zu erlernen, bezeigt hatte, bereitwillig verſprach, mir meinen Wunſch zu gewähren. Ich ſchien ihm zu gefallen, und er behielt mich in ſeinem Hauſe. Den Augenblick konnte ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren, und mich in der reizenden Tracht ſehn würde. Noch denſelben Abend brachte er mir ein Grubenkleid, und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahrt lagen.

Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Geſprächen, ſo unverſtändlich und fremd mir ſowohl die Sprache, als der größte Theil des Inhalts ihrer Erzählungen auch vorkam. Das Wenige jedoch, was ich zu begreifen glaubte, erhöhte die Lebhaftigkeit meiner Neugierde, und beſchäftigte mich des Nachts in ſeltſamen Träumen. Ich erwachte bei Zeiten, und fand mich bei meinem neuen Wirthe ein, bei dem ſich allmählig die Bergleute verſammelten, um ſeine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenſtube war zu einer kleinen Kapelle vorgerichtet. Ein Mönch erſchien und las eine Meſſe, nachher ſprach er ein feier-

liches Gebet, worin er den Himmel anrief, die Bergleute in seine heilige Obhut zu nehmen, sie bei ihren gefährlichen Arbeiten zu unterstützen, vor Anfechtungen und Tücken böser Geister sie zu schützen, und ihnen reiche Anbrüche zu bescheeren. Ich hatte nie mit mehr Inbrunst gebetet, und nie die hohe Bedeutung der Messe lebhafter empfunden. Meine künftigen Genossen kamen mir wie unterirdische Helden vor, die tausend Gefahren zu überwinden hätten, aber auch ein beneidenswerthes Glück an ihren wunderbaren Kenntnissen besäßen, und in dem ernsten, stillen Umgange mit den uralten Felsensöhnen der Natur, in ihren dunkeln, wunderbaren Kammern, zum Empfängniß himmlischer Gaben und zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Bedrängnisse ausgerüstet würden. Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienst eine Lampe und ein kleines hölzernes Krucifix, und ging mit mir nach dem Schachte, wie wir die schroffen Eingänge in die unterirdischen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabsteigens, machte mich mit den nothwendigen Vorsichtigkeitsregeln, so wie mit den Namen der mannichfaltigen Gegenstände und Theile bekannt. Er fuhr voraus, und schurrte auf den runden Balken hinunter, indem er sich mit der einen Hand an einem Seil anhielt, das in einem Knoten an einer Seitenstange fortglitschte, und mit der andern die brennende Lampe trug; ich folgte seinem Beispiel, und wir ge-

langten ſo mit ziemlicher Schnelle bald in eine beträchtliche Tiefe. Mir war ſeltſam feierlich zu Muthe, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte. Wir kamen unten in einen Irrgarten von Gängen, und mein freundlicher Meiſter ward nicht müde meine neugierigen Fragen zu beantworten, und mich über ſeine Kunſt zu belehren. Das Rauſchen des Waſſers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und Verſchlungenheit der Gänge, und das entfernte Geräuſch der arbeitenden Bergleute ergötzte mich ungemein, und ich fühlte nun mit Freuden mich im vollen Beſitz deſſen, was von jeher mein ſehnlichſter Wunſch geweſen war. Es läßt ſich auch dieſe volle Befriedigung eines angebornen Wunſches, dieſe wunderſame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältniß zu unſerm geheimen Daſein haben mögen, zu Beſchäftigungen, für die man von der Wiege an beſtimmt und ausgerüſtet iſt, nicht erklären und beſchreiben. Vielleicht daß ſie jedem Andern gemein, unbedeutend und abſchreckend vorgekommen wären; aber mir ſchienen ſie ſo unentbehrlich zu ſeyn, wie die Luft der Bruſt und die Speiſe dem Magen. Mein alter Meiſter freute ſich über meine innige Luſt, und verhieß mir, daß ich bei dieſem Fleiße und dieſer Aufmerkſamkeit es weit bringen, und ein tüchtiger Bergmann werden würde. Mit welcher Andacht ſah ich zum erſtenmal in meinem

Leben am sechszehnten März, vor nunmehr fünf und vierzig Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwischen den Spalten des Gesteins. Es kam mir vor, als sei er hier wie in festen Gefängnissen eingesperrt, und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit so viel Gefahren und Mühseligkeiten sich den Weg zu ihm durch die starken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen Kronen und Gefäßen und heiligen Reliquien zu Ehren gelangen, und in geachteten und wohlverwahrten Münzen, mit Bildnissen geziert, die Welt beherrschen und leiten möge. Von der Zeit an blieb ich in Eula, und stieg allmählich bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergmann ist, der die Arbeiten auf dem Gestein betreibt, nachdem ich anfänglich bei der Ausförderung der losgehauenen Stufen in Körben angestellt gewesen war.

Der alte Bergmann ruhte ein wenig von seiner Erzählung aus, und trank, indem ihm seine aufmerksamen Zuhörer ein fröhliches Glückauf zubrachten. Heinrich erfreuten die Reden des alten Mannes ungemein, und er war sehr geneigt noch mehr von ihm zu hören.

Die Zuhörer unterhielten sich von den Gefahren und Seltsamkeiten des Bergbaues und erzählten wunderbare Sagen, über die der Alte oft lächelte, und freundlich ihre sonderbaren Vorstellungen zu berichtigen bemüht war.

Nach einer Weile ſagte Heinrich: Ihr mögt ſeitdem viel ſeltſame Dinge geſehn und erfahren haben; hoffentlich hat euch nie eure gewählte Lebensart gereut? Wärt ihr nicht ſo gefällig und erzähltet uns wie es Euch ſeitdem ergangen iſt, und auf welcher Reiſe ihr jetzt begriffen ſeid? Es ſcheint, als hättet ihr euch weiter in der Welt umgeſehn, und gewiß darf ich vermuthen, daß ihr jetzt mehr als einen gemeinen Bergmann vorſtellt. Es iſt mir ſelber lieb, ſagte der Alte, mich der verfloſſenen Zeiten zu erinnern, in denen ich Anläſſe finde, mich der göttlichen Barmherzigkeit und Güte zu erfreun. Das Geſchick hat mich durch ein frohes und heiteres Leben geführt, und es iſt kein Tag vorübergegangen, an welchem ich mich nicht mit dankbarem Herzen zur Ruhe gelegt hätte. Ich bin immer glücklich in meinen Verrichtungen geweſen, und unſer aller Vater im Himmel hat mich vor dem Böſen behütet, und in Ehren grau werden laſſen. Nächſt ihm habe ich alles meinem alten Meiſter zu verdanken, der nun lange zu ſeinen Vätern verſammelt iſt, und an den ich nie ohne Thränen denken kann. Er war ein Mann aus der alten Zeit, nach dem Herzen Gottes. Mit tiefen Einſichten war er begabt, und doch kindlich und demüthig in ſeinem Thun. Durch ihn iſt das Bergwerk in großen Flor gekommen, und hat dem Herzoge von Böhmen zu ungeheuren Schätzen verholfen. Die ganze Gegend iſt dadurch bevölkert und wohl-

habend, und ein blühendes Land geworden. Alle Bergleute verehrten ihren Vater in ihm, und so lange Eula ſteht wird auch ſein Name mit Rührung und Dankbarkeit genannt werden. Er war ſeiner Geburt nach ein Lauſizer, und hieß Werner. Seine einzige Tochter war noch ein Kind, wie ich zu ihm ins Haus kam. Meine Aemſigkeit, meine Treue, und meine leidenſchaftliche Anhänglichkeit an ihn, gewannen mir ſeine Liebe mit jedem Tage mehr. Er gab mir ſeinen Namen und machte mich zu ſeinem Sohne. Das kleine Mädchen ward nach gerade ein wackres, muntres Geſchöpf, deren Geſicht ſo freundlich glatt und weiß war, wie ihr Gemüth. Der Alte ſagte mir oft, wenn er ſah, daß ſie mir zugethan war, daß ich gern mit ihr ſchäkerte, und kein Auge von den ihrigen verwandte, die ſo blau und offen wie der Himmel waren, und wie die Kryſtalle glänzten: wenn ich ein rechtlicher Bergmann werden würde, wolle er ſie mir nicht verſagen; und er hielt Wort. — Den Tag, wie ich Häuer wurde, legte er ſeine Hände auf uns, und ſegnete uns als Braut und Bräutigam ein, und wenig Wochen darauf führte ich ſie als meine Frau auf meine Kammer. Denſelben Tag hieb ich in der Frühſchicht, noch als Lehrhäuer, eben wie die Sonne oben aufging, eine reiche Ader an. Der Herzog ſchickte mir eine goldene Kette mit ſeinem Bildniß auf einer großen Münze, und verſprach mir den Dienſt meines Schwiegervaters. Wie glücklich war

ich, als ich sie am Hochzeitstage meiner Braut um den Hals hängen konnte, und Aller Augen auf sie gerichtet waren. Unser alter Vater erlebte noch einige muntre Enkel, und die Anbrüche seines Herbstes waren reicher, als er gedacht hatte. Er konnte mit Freudigkeit seine Schicht beschließen, und aus der dunkeln Grube dieser Welt fahren, um in Frieden auszuruhen, und den großen Lohntag zu erwarten.

Herr, sagte der Alte, indem er sich zu Heinrich wandte, und einige Thränen aus den Augen trocknete, der Bergbau muß von Gott gesegnet werden! denn es giebt keine Kunst, die ihre Theilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte, und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren, und arm gehet er wieder dahin. Er begnügt sich zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden, und sie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lautres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnsinn, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen, und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheißenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn sie Waaren geworden sind, und er sucht sie lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Vesten der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen, und

auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende, hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte. Jene Mühseligkeiten erhalten sein Herz frisch, und seinen Sinn wacker; er genießt seinen kärglichen Lohn mit innigli-chem Danke, und steigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunkeln Grüften seines Berufes. Nur er kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freien Luft und Aussicht um sich her; nur ihm schmeckt Trank und Speise recht erquicklich und andächtig, wie der Leib des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüth tritt er nicht unter seines Gleichen, oder herzt seine Frau und Kinder, und ergötzt sich dankbar an der schönen Gabe des traulichen Gesprächs!

Sein einsames Geschäft sondert ihn vom Tage und dem Umgange mit Menschen einen großen Theil seines Lebens ab. Er gewöhnt sich nicht zu einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen diese überirdischen, tiefsinnigen Dinge, und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit seinem eigenthümlichsten Geiste und in seiner ursprünglichen bunten Wunderbarkeit erscheint. Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen seyn. Als Eigenthum verwandelt sie sich in ein böses Gift, was die Ruhe verscheucht, und die verderbliche Lust, alles in diesen Kreis des Besitzers zu ziehn, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenschaften herbeilockt. So untergräbt sie heim-

lich den Grund des Eigenthümers, und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen, und so ihre Neigung, Allen anzugehören, allmählig zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme genügsame Bergmann in seinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beseelt. Er gedenkt in seiner Einsamkeit mit inniger Herzlichkeit seiner Genossen und seiner Familie, und fühlt immer erneuert die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtschaft der Menschen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld, und läßt nicht zu, daß sich seine Aufmerksamkeit in unnütze Gedanken zerstreue. Er hat mit einer wunderlichen harten und unbiegsamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beständige Wachsamkeit zu überwinden ist. Aber welches köstliche Gewächs blüht ihm auch in diesen schauerlichen Tiefen, das wahrhafte Vertrauen zu seinem himmlischen Vater, dessen Hand und Vorsorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen sichtbar wird. Wie unzählige Mal habe ich nicht vor Ort gesessen, und bei dem Schein meiner Lampe das schlichte Krucifix mit der innigsten Andacht betrachtet! da habe ich erst den heiligen Sinn dieses räthselhaften Bildnisses recht gefaßt, und den edelsten Gang meines Herzens erschürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat.

Der Alte fuhr nach einer Weile fort und ſagte: Wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann geweſen ſeyn, der den Menſchen zuerſt die edle Kunſt des Bergbaues gelehrt, und in dem Schooße der Felſen dieſes ernſte Sinnbild des menſchlichen Lebens verborgen hat. Hier iſt der Gang mächtig und gebräch, aber arm, dort drückt ihn der Felſen in eine armſelige, unbedeutende Kluft zuſammen, und gerade hier brechen die edelſten Geſchicke ein. Andre Gänge verunedeln ihn, bis ſich ein verwandter Gang freundlich mit ihm ſchaart, und ſeinen Werth unendlich erhöht. Oft zerſchlägt er ſich vor dem Bergmann in tauſend Trümmern: aber der Geduldige läßt ſich nicht ſchrecken, er verfolgt ruhig ſeinen Weg, und ſieht ſeinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein betrügliches Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falſchen Weg, und bricht mit Gewalt querfeldein, bis er den wahren erzführenden Gang wiedergefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie ſicher aber auch, daß Eifer und Beſtändigkeit die einzigen untrüglichen Mittel ſind, ſie zu bemeiſtern, und die von ihnen hartnäckig vertheidigten Schätze zu heben.

Es fehlt euch gewiß nicht, ſagte Heinrich, an ermunternden Liedern. Ich ſollte meinen, daß Euch euer Beruf unwillkührlich zu Geſängen begeiſtern und die

Musik eine willkommne Begleiterin der Bergleute seyn müßte.

Da habt ihr wahr gesprochen, erwiederte der Alte; Gesang und Zitherspiel gehört zum Leben des Bergmanns, und kein Stand kann mit mehr Vergnügen die Reize derselben genießen, als der unsrige. Musik und Tanz sind eigentliche Freuden des Bergmanns; sie sind wie ein fröhliches Gebet, und die Erinnerungen und Hoffnungen desselben helfen die mühsame Arbeit erleichtern und die lange Einsamkeit verkürzen.

Wenn es euch gefällt, so will ich euch gleich einen Gesang zum Besten geben, der fleißig in meiner Jugend gesungen wurde.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt.

*

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

*

Er ist mit ihr verbündet,
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie eine Braut.

Er ſieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und ſcheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

*

Die mächtigen Geſchichten
Der längſt verfloßnen Zeit,
Iſt ſie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

*

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn ſein Angeſicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ewges Licht.

*

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt ſie entgegen
Den Werken ſeiner Hand.

*

Ihm folgen die Gewäſſer
Hilfreich den Berg hinauf;
Und alle Felſenſchlöſſer,
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In ſeines Königs Haus,
Und ſchmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

*

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

*

Sie mögen ſich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

*

Heinrich gefiel das Lied ungemein, und er bat den Alten, ihm noch eins mitzutheilen. Der Alte war auch gern bereit und ſagte: Ich weiß gleich noch ein wunderliches Lied, von dem wir ſelbſt nicht wiſſen, wo es her iſt.

Ein reiſender Bergmann brachte es mit, der weit herkam, und ein ſonderlicher Ruthengänger war. Das Lied fand großen Beifall, weil es ſo ſeltſamlich klang, beinah ſo dunkel und unverſtändlich, wie die Muſik ſelbſt, aber eben darum auch ſo unbegreiflich anzog, und im wachenden Zuſtande wie ein Traum unterhielt.

Ich kenne wo ein feſtes Schloß
Ein ſtiller König wohnt darinnen,
Mit einem wunderlichen Troß;
Doch ſteigt er nie auf ſeine Zinnen.
Verborgen iſt ſein Luſtgemach
Und unſichtbare Wächter lauſchen;
Nur wohlbekannte Quellen rauſchen
Zu ihm herab vom bunten Dach.

*

Was ihre hellen Augen ſahn,
In der Geſtirne weiten Sälen,
Das ſagen ſie ihm treulich an
Und können ſich nicht ſatt erzählen.
Er badet ſich in ihrer Flut,
Wäſcht ſauber ſeine zarten Glieder,
Und ſeine Stralen blinken wieder
Aus ſeiner Mutter weißem Blut.

*

Sein Schloß iſt alt und wunderbar,
Es ſank herab aus tiefen Meeren
Stand feſt und ſteht noch immerdar,
Die Flucht zum Himmel zu verwehren,
Von innen ſchlingt ein heimlich Band
Sich um des Reiches Unterthanen
Und Wolken wehn wie Siegesfahnen
Herunter von der Felſenwand.

Ein unermeßliches Geſchlecht
Umgiebt die feſtverſchloßnen Pforten,
Ein jeder ſpielt den treuen Knecht
Und ruft den Herrn mit ſüßen Worten.
Sie fühlen ſich durch ihn beglückt,
Und ahnden nicht, daß ſie gefangen;
Berauſcht von trüglichem Verlangen
Weiß keiner, wo der Schuh ihn drückt.

*

Nur Wenige ſind ſchlau und wach,
Und dürſten nicht nach ſeinen Gaben;
Sie trachten unabläſſig nach,
Das alte Schloß zu untergraben,
Der Heimlichkeit urmächtgen Bann,
Kann nur die Hand der Einſicht löſen;
Gelingts, das Inn're zu entblößen:
So bricht der Tag der Freiheit an.

*

Dem Fleiß iſt keine Wand zu feſt,
Dem Muth kein Abgrund unzugänglich;
Wer ſich auf Herz und Hand verläßt
Spürt nach dem König unbedenklich.
Aus ſeinen Kammern holt er ihn,
Vertreibt die Geiſter durch die Geiſter,
Macht ſich der wilden Fluthen Meiſter,
Und heißt ſie ſelbſt heraus ſich ziehn.

Je mehr er nun zum Vorſchein kömmt
Und wild umher ſich treibt auf Erden;
Je mehr wird ſeine Macht gedämmt,
Je mehr die Zahl der Freien werden.
Am Ende wird, von Banden los,
Das Meer die leere Burg durchdringen,
Und trägt auf weichen grünen Schwingen
Zurück uns in der Heimath Schooß.

*

Es dünkte Heinrich, wie der Alte geendigt hatte, als habe er das Lied ſchon irgend wo gehört. Er ließ es ſich wiederholen und ſchrieb es ſich auf. Der Alte ging nachher hinaus und die Kaufleute ſprachen unterdeſſen mit den andern Gäſten über die Vortheile des Bergbaues und ſeine Mühſeligkeiten. Einer ſagte: der Alte iſt gewiß nicht umſonſt hier Er iſt heute zwiſchen den Hügeln umhergeklettert und hat gewiß gute Anzeichen gefunden. Wir wollen ihn doch fragen, wenn er wieder herein kömmt. Wißt ihr wohl, ſagte ein Andrer, daß wir ihn bitten könnten, eine Quelle für unſer Dorf zu ſuchen? Das Waſſer iſt weit, und ein guter Brunnen wäre uns ſehr willkommen. Mir fällt ein, ſagte ein dritter, daß ich ihn fragen möchte, ob er einen von meinen Söhnen mit ſich nehmen will, der mir ſchon das ganze Haus voll Steine getragen hat. Der Junge wird gewiß ein tüchtiger Bergmann, und der Alte ſcheint ein guter Mann zu ſeyn, der wird ſchon

was Rechtes aus ihm ziehen. Die Kaufleute meinten, ob sie vielleicht durch den Bergmann ein vortheilhaftes Verkehr mit Böhmen anspinnen und Metalle daher zu guten Preisen erhalten möchten. Der Alte trat wieder in die Stube, und alle wünschten seine Bekanntschaft zu benutzen. Er fing an und sagte: Wie dumpf und ängstlich ist es doch hier in der engen Stube. Der Mond steht draußen in voller Herrlichkeit, und ich hätte große Lust noch einen Spaziergang zu machen. Ich habe heute bei Tage einige merkwürdige Höhlen hier in der Nähe gesehen. Vielleicht entschließen sich Einige mitzugehen; und wenn wir nur Licht mitnehmen, so werden wir ohne Schwierigkeiten uns darin umsehen können.

Den Leuten aus dem Dorfe waren diese Höhlen schon bekannt: aber bis jetzt hatte keiner gewagt hineinzusteigen; vielmehr trugen sie sich mit fürchterlichen Sagen von Drachen und anderen Unthieren, die darin hausen sollten. Einige wollten sie selbst gesehen haben, und behaupteten, daß man Knochen an ihrem Eingange von geraubten und verzehrten Menschen und Thieren fände. Einige andere vermeinten, daß ein Geist dieselben bewohne, wie sie denn einigemal aus der Ferne eine seltsame menschliche Gestalt gesehen, auch zur Nachtzeit Gesänge von dort herüber gehört haben wollten.

Der Alte schien ihnen keinen großen Glauben beizumessen, und versicherte lachend, daß sie unter dem

Schutze eines Bergmanns getrost mitgehen könnten, indem die Ungeheuer sich vor ihm scheuen müßten, ein singender Geist aber gewiß ein wohlthätiges Wesen sei. Die Neugier machte viele beherzt genug, seinen Vorschlag einzugehen; auch Heinrich wünschte ihn zu begleiten, und seine Mutter gab endlich auf das Zureden und Versprechen des Alten, genaue Acht auf Heinrichs Sicherheit zu haben, seinen Bitten nach. Die Kaufleute waren eben so entschlossen. Es wurden lange Kienspäne zu Fackeln zusammengeholt; ein Theil der Gesellschaft versah sich noch zum Ueberfluß mit Leitern, Stangen, Stricken und allerhand Vertheidigungswerkzeugen, und so begann endlich die Wallfahrt nach den nahen Hügeln. Der Alte ging mit Heinrich und den Kaufleuten voran. Jener Bauer hatte seinen wißbegierigen Sohn herbeigeholt, der voller Freude sich einer Fackel bemächtigte, und den Weg zu den Höhlen zeigte. Der Abend war heiter und warm. Der Mond stand in mildem Glanze über den Hügeln, und ließ wunderliche Träume in allen Kreaturen aufsteigen. Selbst wie ein Traum der Sonne, lag er über der in sich gekehrten Traumwelt, und führte die in unzählige Grenzen getheilte Natur in jene fabelhafte Urzeit zurück, wo jeder Keim noch für sich schlummerte, und einsam und unberührt sich vergeblich sehnte, die dunkle Fülle seines unermeßlichen Daseins zu entfalten. In Heinrichs Gemüth spiegelte sich das Märchen des Abends. Es war

ihm, als ruhte die Welt aufgeſchloſſen in ihm, und zeigte ihm, wie einem Gaſtfreunde, alle ihre Schätze und verborgenen Lieblichkeiten. Ihm dünkte die große einfache Erſcheinung um ihn ſo verſtändlich. Die Natur ſchien ihm nur deswegen ſo unbegreiflich, weil ſie das Nächſte und Traulichſte mit einer ſolchen Verſchwendung von mannichfachen Ausdrücken um den Menſchen her thürmte. Die Worte des Alten hatten eine verſteckte Tapetenthür in ihm geöffnet. Er ſah ſein kleines Wohnzimmer dicht an einem erhabenen Münſter gebaut, aus deſſen ſteinernem Boden die ernſte Vorwelt emporſtieg, während von der Kuppel die klare fröliche Zukunft in goldenen Engelskindern ihr ſingend entgegenſchwebte. Gewaltige Klänge bebten in den ſilbernen Geſang, und zu den weiten Thoren traten alle Kreaturen herein, von denen jede ihre innere Natur in einer einfachen Bitte und in einer eigenthümlichen Mundart vernehmlich ausſprach. Wie wunderte er ſich, daß ihm dieſe klare, ſeinem Daſein ſchon unentbehrliche Anſicht ſo lange fremd geblieben war. Nun überſah er auf einmal alle ſeine Verhältniſſe mit der weiten Welt um ihn her; fühlte was er durch ſie geworden, und was ſie ihm werden würde, und begriff alle die ſeltſamen Vorſtellungen und Anregungen, die er ſchon oft in ihrem Anſchauen geſpürt hatte. Die Erzählung der Kaufleute von dem Jünglinge, der die Natur ſo emſig betrachtete, und der Eidam des Königs wurde, kam ihm wieder zu

Gedanken, und tauſend andere Erinnerungen ſeines Lebens knüpften ſich von ſelbſt an einen zauberiſchen Faden. Während der Zeit, daß Heinrich ſeinen Betrachtungen nachhing, hatte ſich die Geſellſchaft der Höhle genähert. Der Eingang war niedrig, und der Alte nahm eine Fackel und kletterte über einige Steine zuerſt hinein. Ein ziemlich fühlbarer Luftſtrom kam ihm entgegen, und der Alte verſicherte, daß ſie getroſt folgen könnten. Die Furchtſamſten gingen zuletzt, und hielten ihre Waffen in Bereitſchaft. Heinrich und die Kaufleute waren hinter dem Alten, und der Knabe wanderte munter an ſeiner Seite. Der Weg lief anfänglich in einem ziemlich ſchmalen Gange, welcher ſich aber bald in eine ſehr weite und hohe Höhle endigte, die der Fackelglanz nicht völlig zu erleuchten vermochte; doch ſah man im Hintergrunde einige Oeffnungen ſich in die Felſenwand verlieren. Der Boden war weich und ziemlich eben; die Wände, ſo wie die Decke, waren ebenfalls nicht rauh und unregelmäßig; aber was die Aufmerkſamkeit Aller vorzüglich beſchäftigte, war die unzählige Menge von Knochen und Zähnen, die den Boden bedeckten. Viele waren völlig erhalten, an andern ſah man Spuren der Verweſung, und die, welche aus den Wänden hin und wieder hervorragten, ſchienen ſteinartig geworden zu ſeyn. Die meiſten waren von ungewöhnlicher Größe und Stärke. Der Alte freute ſich über dieſe Ueberbleibſel einer uralten Zeit; nur den

Bauern war nicht wohl dabei zu Muthe, denn sie hielten sie für deutliche Spuren naher Raubthiere, so überzeugend ihnen auch der Alte die Zeichen eines undenklichen Alterthums daran aufwies, und sie fragte, ob sie je etwas von Verwüstungen unter ihren Heerden und vom Raube benachbarter Menschen gespürt hätten, und ob sie jene Knochen für Knochen bekannter Thiere oder Menschen halten könnten? Der Alte wollte nun weiter in den Berg, aber die Bauern fanden für rathsam sich vor die Höhle zurückzuziehen, und dort seine Rückkunft abzuwarten. Heinrich, die Kaufleute und der Knabe blieben bei dem Alten, und versahen sich mit Stricken und Fackeln. Sie gelangten bald in eine zweite Höhle, wobei der Alte nicht vergaß, den Gang, aus dem sie hereingekommen waren, durch eine Figur von Knochen, die er davor hinlegte, zu bezeichnen. Die Höhle glich der vorigen, und war eben so reich an thierischen Resten. Heinrich war schauerlich und wunderbar zu Muthe; es gemahnte ihn, als wandle er durch die Vorhöfe des innern Erdenpalastes. Himmel und Erde lag ihm auf einmal weit entfernt, und diese dunkeln, weiten Hallen schienen zu einem unterirdischen seltsamen Reiche zu gehören. Wie, dachte er bei sich selbst, wäre es möglich, daß unter unsern Füßen eine eigene Welt in einem ungeheuern Leben sich bewegte? daß unerhörte Geburten in den Vesten der Erde ihr Wesen trieben, die das innere Feuer des dunkeln Schooßes zu riesenmäßigen

und geiſtesgewaltigen Geſtalten auftriebe? Könnten dereinſt dieſe ſchauerlichen Fremden, von der eindringenden Kälte hervorgetrieben, unter uns erſcheinen, während vielleicht zu gleicher Zeit himmliſche Gäſte, lebendige, redende Kräfte der Geſtirne, über unſern Häuptern ſichtbar würden? Sind dieſe Knochen Ueberreſte ihrer Wanderungen nach der Oberfläche, oder Zeichen einer Flucht in die Tiefe?

Auf einmal rief der Alte die andern herbei, und zeigte ihnen eine ziemlich friſche Menſchenſpur auf dem Boden. Mehrere konnten ſie nicht finden, und ſo glaubte der Alte, ohne fürchten zu müſſen, auf Räuber zu ſtoßen, der Spur nachgehen zu können. Sie waren eben im Begriff dies auszuführen, als auf einmal, wie unter ihren Füßen, aus einer fernen Tiefe ein ziemlich vernehmlicher Geſang anfing. Sie erſtaunten nicht wenig, doch horchten ſie genau auf:

Gern verweil' ich noch im Thale
Lächelnd in der tiefen Nacht,
Denn der Liebe volle Schaale
Wird mir täglich dargebracht.

*

Ihre heil'gen Tropfen heben
Meine Seele hoch empor,
Und ich ſteh in dieſem Leben
Trunken an des Himmels Thor.

Eingewiegt in sel'ges Schauen
Aengstigt mein Gemüth kein Schmerz.
O! die Königin der Frauen
Giebt mir ihr getreues Herz.

*

Bangverweinte Jahre haben
Diesen schlechten Thon verklärt,
Und ein Bild ihm eingegraben,
Das ihm Ewigkeit gewährt.

*

Jene lange Zahl von Tagen
Dünkt mir nur ein Augenblick;
Werd' ich einst von hier getragen
Schau ich dankbar noch zurück.

*

Alle waren auf das angenehmste überrascht, und wünschten sehnlichst den Sänger zu entdecken.

Nach einigem Suchen trafen sie in einem Winkel der rechten Seitenwand einen abwärts gesenkten Gang, in welchen die Fußstapfen zu führen schienen. Bald dünkte es ihnen, eine Hellung zu bemerken, die stärker wurde, je näher sie kamen. Es that sich ein neues Gewölbe, von noch größerem Umfange, als die vorherigen, auf, in dessen Hintergrunde sie bei einer Lampe eine menschliche Gestalt sitzen sahen, die vor sich auf einer steinernen Platte ein großes Buch liegen hatte, in welchem sie zu lesen schien.

*

Sie drehte ſich nach ihnen zu, ſtand auf und ging ihnen entgegen. Es war ein Mann, deſſen Alter man nicht errathen konnte. Er ſah weder alt noch jung aus, keine Spuren der Zeit merkte man an ihm, als ſchlichte ſilberne Haare, die auf der Stirn geſcheitelt waren. In ſeinen Augen lag eine unausſprechliche Heiterkeit, als ſähe er von einem hellen Berge in einen unendlichen Frühling hinein. Er hatte Sohlen an die Füße gebunden, und ſchien keine andere Kleidung zu haben, als einen weiten Mantel, der um ihn her geſchlungen war, und ſeine edle große Geſtalt noch mehr heraus hob. Ueber ihre unvermuthete Ankunft ſchien er nicht im mindeſten verwundert; wie ein Bekannter begrüßte er ſie. Es war, als empfing er erwartete Gäſte in ſeinem Wohnhauſe. Es iſt doch ſchön, daß ihr mich beſucht, ſagte er; ihr ſeid die erſten Freunde, die ich hier ſehe, ſo lange ich auch ſchon hier wohne. Scheint es doch, als finge man an, unſer großes wunderbares Haus genauer zu betrachten. Der Alte erwiederte: Wir haben nicht vermuthet einen ſo freundlichen Wirth hier zu finden. Von wilden Thieren und Geiſtern war uns erzählt, und nun ſehen wir uns auf das anmuthigſte getäuſcht. Wenn wir euch in eurer Andacht und in euren tiefſinnigen Betrachtungen geſtört haben, ſo verzeiht es unſerer Neugierde. — Könnte eine Betrachtung erfreulicher ſeyn, ſagte der Unbekannte, als die, froher und zuſagender Menſchengeſichter? Haltet

mich nicht für einen Menſchenfeind, weil ihr mich in dieſer Einöde trefft. Ich habe die Welt nicht geflohen, ſondern ich habe nur eine Ruheſtätte geſucht, wo ich ungeſtört meinen Betrachtungen nachhängen könnte. — Hat euch euer Entſchluß nie gereut, und kommen nicht zuweilen Stunden, wo euch bange wird, und euer Herz nach einer Menſchenſtimme verlangt? — Jetzt nicht mehr. Es war eine Zeit in meiner Jugend, wo eine heiße Schwärmerei mich veranlaßte, Einſiedler zu werden. Dunkle Ahndungen beſchäftigten meine jugendliche Fantaſie. Ich hoffte volle Nahrung meines Herzens in der Einſamkeit zu finden. Unerſchöpflich dünkte mir die Quelle meines innern Lebens. Aber ich merkte bald, daß man eine Fülle von Erfahrungen dahin mitbringen muß, daß ein junges Herz nicht allein ſeyn kann, ja daß der Menſch erſt durch vielfachen Umgang mit ſeinem Geſchlecht eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit erlangt.

Ich glaube ſelbſt, erwiederte der Alte, daß es einen gewiſſen natürlichen Beruf zu jeder Lebensart giebt, und vielleicht, daß die Erfahrungen eines zunehmenden Alters von ſelbſt auf eine Zurückziehung aus der menſchlichen Geſellſchaft führen. Scheint es doch, als ſei dieſelbe der Thätigkeit, ſowohl zum Gewinnſt als zur Erhaltung gewidmet. Eine große Hoffnung, ein gemeinſchaftlicher Zweck treibt ſie mit Macht; und Kinder und Alte ſcheinen nicht dazu zu gehören. Unbehülflichkeit und Unwiſſenheit ſchließen die erſten davon aus;

während die letztern jene Hoffnung erfüllt, jenen Zweck erreicht ſehen, und nun nicht mehr von ihnen in den Kreis jener Geſellſchaft verflochten, in ſich ſelbſt zurückkehren, und genug zu thun finden, ſich auf eine höhere Gemeinſchaft würdig vorzubereiten. Indeß ſcheinen bei euch noch beſondere Urſachen ſtatt gefunden zu haben, um euch ſo gänzlich von den Menſchen abzuſondern und Verzicht auf alle Bequemlichkeiten der Geſellſchaft zu leiſten. Mich dünkt, daß die Spannung eures Gemüths doch oft nachlaſſen, und euch dann unbehaglich zu Muthe werden müßte.

Ich fühlte das wohl, indeß habe ich es glücklich durch eine ſtrenge Regelmäßigkeit meines Lebens zu vermeiden gewußt. Dabei ſuche ich mich durch Bewegung geſund zu erhalten, und dann hat es keine Noth. Jeden Tag gehe ich mehrere Stunden umher, und genieße den Tag und die Luft ſo viel ich kann. Sonſt halte ich mich in dieſen Hallen auf, und beſchäftige mich zu gewiſſen Stunden mit Korbflechten und Schnitzen. Für meine Waaren tauſche ich mir in entlegenen Ortſchaften Lebensmittel ein, Bücher habe ich mir mitgebracht, und ſo vergeht die Zeit, wie ein Augenblick. In jenen Gegenden habe ich einige Bekannte, die um meinen Aufenthalt wiſſen, und von denen ich erfahre, was in der Welt geſchieht. Dieſe werden mich begraben, wenn ich todt bin, und meine Bücher zu ſich nehmen.

Er führte ſie näher an ſeinen Sitz, der nahe an

der Höhlenwand war. Sie ſahen mehrere Bücher auf der Erde liegen, auch eine Zither, und an der Wand hing eine völlige Rüſtung, die ziemlich koſtbar zu ſein ſchien. Der Tiſch beſtand aus fünf großen ſteinernen Platten, die wie ein Kaſten zuſammengeſetzt waren. Auf der oberſten lagen eine männliche und eine weibliche Figur in Lebensgröße eingehauen, die einen Kranz von Lilien und Roſen angefaßt hielten; an den Seiten ſtand:

Friedrich und Maria von Hohenzollern kehrten auf dieſer Stelle in ihr Vaterland zurück.

Der Einſiedler fragte ſeine Gäſte nach ihrem Vaterlande, und wie ſie in dieſe Gegenden gekommen wären. Er war ſehr freundlich und offen, und verrieth eine große Bekanntſchaft mit der Welt. Der Alte ſagte: Ich ſehe, ihr ſeid ein Kriegsmann geweſen, die Rüſtung verräth euch. — Die Gefahren und Wechſel des Krieges, der hohe poetiſche Geiſt, der ein Kriegsheer begleitet, riſſen mich aus meiner jugendlichen Einſamkeit und beſtimmten die Schickſale meines Lebens. Vielleicht, daß das lange Getümmel, die unzähligen Begebenheiten, denen ich beiwohnte, mir den Sinn für die Einſamkeit noch mehr geöffnet haben: die zahlloſen Erinnerungen ſind eine unterhaltende Geſellſchaft, und dies um ſo mehr, je veränderter der Blick iſt, mit dem wir ſie überſchauen, und der nun erſt ihren wahren Zu-

ſammenhang, den Tiefſinn ihrer Folge, und die Bedeutung ihrer Erſcheinungen entdeckt. Der eigentliche Sinn für die Geſchichten der Menſchen entwickelt ſich erſt ſpät, und mehr unter den ſtillen Einflüſſen der Erinnerung, als unter den gewaltſameren Eindrücken der Gegenwart. Die nächſten Ereigniſſe ſcheinen nur locker verknüpft, aber ſie ſympathiſiren deſto wunderbarer mit entfernteren; und nur dann, wenn man im Stande iſt, eine lange Reihe zu überſehen und weder alles buchſtäblich zu nehmen, noch auch mit muthwilligen Träumen die eigentliche Ordnung zu verwirren, bemerkt man die geheime Verkettung des Ehemaligen und Künftigen, und lernt die Geſchichte aus Hoffnung und Erinnerung zuſammenſetzen. Indeß nur dem, welchem die ganze Vorzeit gegenwärtig iſt, mag es gelingen, die einfache Regel der Geſchichte zu entdecken. Wir kommen nur zu unvollſtändigen und beſchwerlichen Formeln, und können froh ſeyn, nur für uns ſelbſt eine brauchbare Vorſchrift zu finden, die uns hinlängliche Aufſchlüſſe über unſer eigenes kurzes Leben verſchafft. Ich darf aber wohl ſagen, daß jede ſorgfältige Betrachtung der Schickſale des Lebens einen tiefen, unerſchöpflichen Genuß gewährt, und unter allen Gedanken uns am meiſten über die irdiſchen Uebel erhebt. Die Jugend lieſt die Geſchichte nur aus Neugier, wie ein unterhaltendes Märchen; dem reiferen Alter wird ſie eine himmliſche, tröſtende und erbauende Freundin, die ihn durch ihre

weiſen Geſpräche ſanft zu einer höheren, umfaſſenderen Laufbahn vorbereitet, und mit der unbekannten Welt ihn in faßlichen Bildern bekannt macht. Die Kirche iſt das Wohnhaus der Geſchichte, und der ſtille Hof ihr ſinnbildlicher Blumengarten. Von der Geſchichte ſollten nur alte, gottesfürchtige Leute ſchreiben, deren Geſchichte ſelbſt zu Ende iſt, und die nichts mehr zu hoffen haben, als die Verpflanzung in den Garten. Nicht finſter und trübe wird ihre Beſchreibung ſeyn; vielmehr wird ein Strahl aus der Kuppel alles in der richtigſten und ſchönſten Erleuchtung zeigen, und heiliger Geiſt wird über dieſen ſeltſam bewegten Gewäſſern ſchweben.

Wie wahr und einleuchtend iſt eure Rede, ſetzte der Alte hinzu. Man ſollte gewiß mehr Fleiß darauf wenden, das Wiſſenswürdige ſeiner Zeit treulich aufzuzeichnen, um es als ein andächtiges Vermächtniß den künftigen Menſchen zu hinterlaſſen. Es giebt tauſend entferntere Dinge, denen Sorgfalt und Mühe gewidmet wird, und gerade um das Nächſte und Wichtigſte, um die Schickſale unſers eigenen Lebens, unſerer Angehörigen, unſers Geſchlechts, deren leiſe Planmäßigkeit wir in den Gedanken einer Vorſehung aufgefaßt haben, bekümmern wir uns ſo wenig, und laſſen ſorglos alle Spuren in unſerm Gedächtniſſe verwiſchen. Wie Heiligthümer wird eine weiſere Nachkommenſchaft jede Nachricht, die von den Begebenheiten der Vergangenheit handelt, aufſuchen, und ſelbſt das Leben eines einzelnen

unbedeutenden Mannes wird ihr nicht gleichgültig seyn, da gewiß sich das große Leben seiner Zeitgenossenschaft darin mehr oder weniger spiegelt.

Es ist nur so schlimm, sagte der Graf von Hohenzollern, daß selbst die Wenigen, die sich der Aufzeichnung der Thaten und Vorfälle ihrer Zeit unterzogen, nicht über ihr Geschäft nachdachten, und ihren Beobachtungen keine Vollständigkeit und Ordnung zu geben suchten, sondern nur aufs Gerathewohl bei der Auswahl und Sammlung ihrer Nachrichten verfuhren. Ein jeder wird leicht an sich bemerken, das er nur dasjenige deutlich und vollkommen beschreiben kann, was er genau kennt, dessen Theile, dessen Entstehung und Folge, dessen Zweck und Gebrauch ihm gegenwärtig sind: denn sonst wird keine Beschreibung, sondern ein verwirrtes Gemisch von unvollständigen Bemerkungen entstehen. Man lasse ein Kind eine Maschine, einen Landmann ein Schiff beschreiben, und gewiß wird kein Mensch aus ihren Worten einigen Nutzen und Unterricht schöpfen können, und so ist es mit den meisten Geschichtsschreibern, die vielleicht fertig genug im Erzählen, und bis zum Ueberdruß weitschweifig sind, aber doch gerade das Wissenswürdigste vergessen, dasjenige, was erst die Geschichte zur Geschichte macht, und die mancherlei Zufälle zu einem angenehmen und lehrreichen Ganzen verbindet. Wenn ich das alles recht bedenke, so scheint es mir, als wenn ein Geschichtschreiber nothwendig auch

ein Dichter ſein müßte, denn nur die Dichter mögen ſich auf jene Kunſt, Begebenheiten ſchicklich zu verknüpfen, verſtehen. In ihren Erzählungen und Fabeln habe ich mit ſtillem Vergnügen ihr zartes Gefühl für den geheimnißvollen Geiſt des Lebens bemerkt. Es iſt mehr Wahrheit in ihren Märchen, als in gelehrten Chroniken. Sind auch ihre Perſonen und deren Schickſale erfunden; ſo iſt doch der Sinn, in dem ſie erfunden ſind, wahrhaft und natürlich. Es iſt für unſern Genuß und unſere Belehrung gewiſſermaßen einerlei, ob die Perſonen, in deren Schickſalen wir den unſrigen nachſpüren, wirklich einmal lebten, oder nicht. Wir verlangen nach der Anſchauung der großen einfachen Seele der Zeiterſcheinungen, und finden wir dieſen Wunſch gewährt, ſo kümmern wir uns nicht um die zufällige Exiſtenz ihrer äußern Figuren.

Auch ich bin den Dichtern, ſagte der Alte, von jeher deshalb zugethan geweſen. Das Leben und die Welt iſt mir klarer und anſchaulicher durch ſie geworden. Es dünkte mich, ſie müßten befreundet mit den ſcharfen Geiſtern des Lichtes ſeyn, die alle Naturen durchdringen und ſondern, und einen eigenthümlichen, zartgefärbten Schleier über jede verbreiten. Meine eigene Natur fühlte ich bei ihren Liedern leicht entfaltet, und es war, als könnte ſie ſich nun freier bewegen, ihrer Geſelligkeit und ihres Verlangens froh werden, mit ſtiller Luſt ihre Glieder gegen einander ſchwin-

gen, und tauſenderlei anmuthige Wirkungen hervorrufen.

Wart ihr ſo glücklich, in eurer Gegend einige Dichter zu haben? fragte der Einſiedler.

Es haben ſich wohl zuweilen einige bei uns eingefunden: aber ſie ſchienen Gefallen am Reiſen zu haben, und ſo hielten ſie ſich meiſt nicht lange auf. Indeß habe ich auf meinen Wanderungen nach Illyrien, nach Sachſen und Schwedenland nicht ſelten welche gefunden, deren Andenken mich immer erfreuen wird.

So ſeid ihr ja weit umhergekommen, und müßt viele denkwürdige Dinge erlebt haben.

Unſere Kunſt macht es faſt nöthig, daß man ſich weit auf dem Erdboden umſieht, und es iſt als triebe den Bergmann ein unterirdiſches Feuer umher. Ein Berg ſchickt ihn dem andern. Er wird nie mit Sehen fertig, und hat ſeine ganze Lebenszeit an jener wunderlichen Baukunſt zu lernen, die unſern Fußboden ſo ſeltſam gegründet und ausgetäfelt hat. Unſere Kunſt iſt uralt und weit verbreitet. Sie mag wohl aus Morgen, mit der Sonne, wie unſer Geſchlecht, nach Abend gewandert ſeyn, und von der Mitte nach den Enden zu. Sie hat überall mit andern Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, und da immer das Bedürfniß den menſchlichen Geiſt zu klugen Erfindungen reizt, ſo kann der Bergmann überall ſeine Einſichten und ſeine Ge-

ſchicklichkeit vermehren, und mit nützlichen Erfahrungen ſeine Heimath bereichern.

Ihr ſeid beinah verkehrte Aſtrologen, ſagte der Einſiedler. Wenn dieſe den Himmel unverwandt betrachten, und ſeine unermeßlichen Räume durchirren: ſo wendet ihr euren Blick auf den Erdboden, und erforſcht ſeinen Bau. Jene ſtudiren die Kräfte und Einflüſſe der Geſtirne, und ihr unterſucht die Kräfte der Felſen und Berge, und die mannichfaltigen Wirkungen der Erd- und Steinſchichten. Jenen iſt der Himmel das Buch der Zukunft, während euch die Erde Denkmale der Urwelt zeigt.

Es iſt dieſer Zuſammenhang nicht ohne Bedeutung, ſagte der Alte lächelnd. Die leuchtenden Profeten ſpielen vielleicht eine Hauptrolle in jener alten Geſchichte des wunderlichen Erdbaus. Man wird vielleicht ſie aus ihren Werken, und ihre Werke aus ihnen mit der Zeit beſſer kennen und erklären lernen. Vielleicht zeigen die großen Gebirgsketten die Spuren ihrer ehemaligen Straßen, und hatten ſelbſt Luſt, ſich auf ihre eigene Hand zu nähren, und ihren eigenen Gang am Himmel zu gehen. Manche hoben ſich kühn genug, um auch Sterne zu werden, und müſſen nun dafür die ſchöne grüne Bekleidung der niedrigern Gegenden entbehren. Sie haben dafür nichts erhalten, als daß ſie ihren Vätern das Wetter machen helfen, und Profeten für das tiefere Land ſind, das ſie bald ſchützen, bald mit Ungewittern überſchwemmen.

Seitdem ich in dieſer Höhle wohne, fuhr der Einſiedler fort, habe ich mehr über die alte Zeit nachdenken gelernt. Es iſt unbeſchreiblich, wie dieſe Betrachtung anzieht, und ich kann mir die Liebe vorſtellen, die ein Bergmann für ſein Handwerk hegen muß. Wenn ich die ſeltſamen alten Knochen anſehe, die hier in ſo gewaltiger Menge verſammelt ſind; wenn ich mir die wilde Zeit denke, wo dieſe fremdartigen ungeheuren Thiere in dichten Schaaren ſich in dieſe Höhlen hereindrängten, von Furcht und Angſt vielleicht getrieben, und hier ihren Tod fanden; wenn ich dann wieder bis zu den Zeiten hinaufſteige, wo dieſe Höhlen zuſammenwuchſen und ungeheure Fluten das Land bedeckten: ſo komme ich mir ſelbſt wie ein Traum der Zukunft, wie ein Kind des ewigen Friedens vor. Wie ruhig und friedfertig, wie mild und klar iſt gegen dieſe gewaltſamen, rieſenmäßigen Zeiten die heutige Natur! und das furchtbarſte Gewitter, das entſetzlichſte Erdbeben in unſern Tagen iſt nur ein ſchwacher Nachhall jener grauſenvollen Geburtswehen. Vielleicht daß auch die Pflanzen- und Thierwelt, ja die damaligen Menſchen ſelbſt, wenn es auf einzelnen Eilanden in dieſem Ozean welche gab, eine andere feſtere und rauhere Bauart hatten, — wenigſtens dürfte man die alten Sagen von einem Rieſenvolke dann keiner Erdichtungen zeihen.

Es iſt erfreulich, ſagte der Alte, jene allmählige Beruhigung der Natur zu bemerken. Ein immer inni-

geres Einverständniß, eine friedlichere Gemeinschaft, eine gegenseitige Unterstützung und Belebung scheint sich allmählig gebildet zu haben, und wir können immer besseren Zeiten entgegensehen. Es wäre vielleicht möglich, daß hin und wieder noch alter Sauerteig gährte, und noch einige heftige Erschütterungen erfolgten; indeß sieht man doch das allmächtige Streben nach freier, einträchtiger Verfassung, und in diesem Geiste wird jede Erschütterung vorübergehen und dem großen Ziele näher führen. Mag es seyn, daß die Natur nicht mehr so fruchtbar ist, daß heut zu Tage keine Metalle und Edelsteine, keine Felsen und Berge mehr entstehen, daß Pflanzen und Thiere nicht mehr zu so erstaunlichen Größen und Kräften aufquellen; je mehr sich ihre erzeugende Kraft erschöpft hat, desto mehr haben ihre bildenden, veredelnden und geselligen Kräfte zugenommen; ihr Gemüth ist empfänglicher und zarter, ihre Fantasie mannichfaltiger und sinnbildlicher, ihre Hand leichter und kunstreicher geworden. Sie nähert sich dem Menschen, und wenn sie ehemals ein wildgebährender Fels war, so ist sie jetzt eine stille, treibende Pflanze, eine stumme menschliche Künstlerin. Wozu wäre auch eine Vermehrung jener Schätze nöthig, deren Ueberfluß auf undenkliche Zeiten ausreicht. Wie klein ist der Raum, den ich durchwandert bin, und welche mächtige Vorräthe habe ich nicht gleich auf den ersten Blick gefunden, deren Benutzung der Nachwelt überlassen bleibt.

Welche Reichthümer verſchließen nicht die Gebirge nach Norden, welche günſtige Anzeichen fand ich nicht in meinem Vaterlande überall, in Ungarn, am Fuße der Carpatiſchen Gebirge, und in den Felſenthälern von Tyrol, Oeſterreich und Baiern. Ich könnte ein reicher Mann ſeyn, wenn ich das hätte mit mir nehmen können, was ich nur aufzuheben, nur abzuſchlagen brauchte. An manchen Orten ſah ich mich wie in einem Zaubergarten. Was ich anſah, war von köſtlichen Metallen, und auf das kunſtreichſte gebildet. In den zierlichen Locken und Aeſten des Silbers hingen glänzende, rubinrothe, durchſichtige Früchte, und die ſchweren Bäumchen ſtanden auf kryſtallenem Grunde, der ganz unnachahmlich ausgearbeitet war. Man traute kaum ſeinen Sinnen an dieſen wunderbaren Orten, und ward nicht müde dieſe reizenden Wildniſſe zu durchſtreifen, und ſich an ihren Kleinodien zu ergötzen. Auch auf meiner jetzigen Reiſe habe ich viele Merkwürdigkeiten geſehen, und gewiß iſt in andern Ländern die Erde eben ſo ergiebig und verſchwenderiſch.

Wenn man, ſagte der Unbekannte, die Schätze bedenkt, die im Orient zu Hauſe ſind, ſo iſt daran kein Zweifel; und iſt das ferne Indien, Afrika und Spanien nicht ſchon im Alterthum durch die Reichthümer ſeines Bodens bekannt geweſen? Als Kriegsmann giebt man freilich nicht ſo genau auf die Adern und Klüfte der Berge Acht, indeß habe ich doch zuweilen meine

Betrachtungen über dieſe glänzende Streifen gehabt, die wie ſeltſame Knospen auf eine unerwartete Blüthe und Frucht deuten. Wie hätte ich damals denken können, wenn ich froh über das Licht des Tages an dieſen dunkeln Behauſungen vorbeizog, daß ich noch im Schooße eines Berges mein Leben beſchließen würde. Meine Liebe trug mich ſtolz über den Erdboden, und in ihrer Umarmung hoffte ich in ſpäten Jahren zu entſchlafen. Der Krieg endigte, und ich zog nach Hauſe, voll froher Erwartungen eines erquicklichen Herbſtes. Aber der Geiſt des Krieges ſchien der Geiſt meines Glücks zu ſeyn. Meine Marie hatte mir zwei Kinder im Orient geboren. Sie waren die Freude unſers Lebens. Die Seefahrt und die rauhere abendländiſche Luft zerſtörte ihre Blüthe. Ich begrub ſie wenig Tage nach meiner Ankunft in Europa. Kummervoll führte ich meine troſtloſe Gattin nach meiner Heimath. Ein ſtiller Gram mochte den Faden ihres Lebens mürbe gemacht haben. Auf einer Reiſe, die ich bald darauf unternehmen mußte, und auf der ſie mich wie immer begleitete, verſchied ſie ſanft und plötzlich in meinen Armen. Es war hier nahe bei, wo unſere irdiſche Wallfahrt zu Ende ging. Mein Entſchluß war im Augenblick reif. Ich fand, was ich nie erwartet hatte; eine göttliche Erleuchtung kam über mich, und ſeit dem Tage, da ich ſie hier ſelbſt begrub, nahm eine himmliſche Hand allen Kummer von meinem Herzen. Das Grabmal habe ich nach-

her errichten lassen. Oft scheint eine Begebenheit sich zu endigen, wenn sie erst eigentlich beginnt, und dies hat bei meinem Leben statt gefunden. Gott verleihe euch allen ein seliges Alter, und ein so ruhiges Gemüth wie mir.

Heinrich und die Kaufleute hatten aufmerksam dem Gespräche zugehört, und der erstere fühlte besonders neue Entwickelungen seines ahndungsvollen Innern. Manche Worte, manche Gedanken fielen wie belebender Fruchtstaub in seinen Schooß, und rückten ihn schnell aus dem engen Kreise seiner Jugend auf die Höhe der Welt. Wie lange Jahre lagen die eben vergangenen Stunden hinter ihm, und er glaubte nie anders gedacht und empfunden zu haben.

Der Einsiedler zeigte ihnen seine Bücher. Es waren alte Historien und Gedichte. Heinrich blätterte in den großen schöngemalten Schriften; die kurzen Zeilen der Verse, die Ueberschriften, einzelne Stellen und die saubern Bilder, die hier und da, wie verkörperte Worte, zum Vorschein kamen, um die Einbildungskraft des Lesers zu unterstützen, reizten mächtig seine Neugierde. Der Einsiedler bemerkte seine innere Lust, und erklärte ihm die sonderbaren Vorstellungen. Die mannichfaltigsten Lebensscenen waren abgebildet. Kämpfe, Leichenbegängnisse, Hochzeitsfeierlichkeiten, Schiffbrüche, Höhlen und Paläste; Könige, Helden, Priester, alte und junge Leute, Menschen in fremden Trachten, und selt-

same Thiere, kamen in verschiedenen Abwechselungen und Verbindungen vor. Heinrich konnte sich nicht satt sehen, und hätte nichts mehr gewünscht, als bei dem Einsiedler, der ihn unwiderstehlich anzog, zu bleiben, und von ihm über diese Bücher unterrichtet zu werden. Der Alte fragte unterdeß, ob es noch mehr Höhlen gäbe, und der Einsiedler sagte ihm, daß noch einige sehr große in der Nähe lägen, wohin er ihn begleiten wolle. Der Alte war dazu bereit, und der Einsiedler, der die Freude merkte, die Heinrich an seinen Büchern hatte, veranlaßte ihn, zurückzubleiben, und sich während dieser Zeit weiter unter denselben umzusehn. Heinrich blieb mit Freuden bei den Büchern, und dankte ihm innig für seine Erlaubniß. Er blätterte mit unendlicher Lust umher. Endlich fiel ihm ein Buch in die Hände, das in einer fremden Sprache geschrieben war, die ihm einige Aehnlichkeit mit der Lateinischen und Italienischen zu haben schien. Er hätte sehnlichst gewünscht, die Sprache zu kennen, denn das Buch gefiel ihm vorzüglich, ohne daß er eine Silbe davon verstand. Es hatte keinen Titel, doch fand er noch beim Suchen einige Bilder. Sie dünkten ihm ganz wunderbar bekannt, und wie er recht zusah, entdeckte er seine eigene Gestalt ziemlich kenntlich unter den Figuren. Er erschrak und glaubte zu träumen, aber beim wiederholten Ansehen konnte er nicht mehr an der vollkommenen Aehnlichkeit zweifeln. Er traute kaum seinen Sinnen, als er bald

auf einem Bilde die Höhle, den Einſiedler, und den Alten neben ſich entdeckte. Allmählig fand er auf den andern Bildern die Morgenländerin, ſeine Eltern, den Landgrafen und die Landgräfin von Thüringen, ſeinen Freund den Hofkaplan, und manche andere ſeiner Bekannten; doch waren ihre Kleidungen verändert, und ſchienen aus einer andern Zeit zu ſeyn. Eine große Menge Figuren wußte er nicht zu nennen, doch däuchten ſie ihm bekannt. Er ſah ſein Ebenbild in verſchiedenen Lagen. Gegen das Ende kam er ſich größer und edler vor. Die Guitarre ruhte in ſeinen Armen, und die Landgräfin reichte ihm einen Kranz. Er ſah ſich am kaiſerlichen Hofe, zu Schiffe, in trauter Umarmung mit einem ſchlanken lieblichen Mädchen, in einem Kampfe mit wild ausſehenden Männern, und in freundlichen Geſprächen mit Sarazenen und Mohren. Ein Mann von ernſtem Anſehen kam häufig in ſeiner Geſellſchaft vor. Er fühlte tiefe Ehrfurcht vor dieſer hohen Geſtalt, und war froh ſich Arm in Arm mit ihm zu ſehen. Die letzten Bilder waren dunkel und unverſtändlich; doch überraſchten ihn einige Geſtalten ſeines Traumes mit dem innigſten Entzücken; der Schluß des Buches ſchien zu fehlen. Heinrich war ſehr bekümmert, und wünſchte nichts ſehnlicher, als das Buch leſen zu können und vollſtändig zu beſitzen. Er betrachtete die Bilder zu wiederholten Malen, und war beſtürzt, wie er die Geſellſchaft zurückkommen hörte. Eine wunder-

liche Schaam befiel ihn. Er getraute sich nicht, seine Entdeckung merken zu lassen, machte das Buch zu, und fragte den Einsiedler nur obenhin nach dem Titel und Sprache desselben, wo er denn erfuhr, daß es in Provenzalischer Sprache geschrieben sey. Es ist lange her, seit ich es gelesen habe, sagte der Einsiedler. Ich kann mich nicht genau mehr des Inhalts entsinnen. Soviel ich weiß, ist es ein Roman von den wunderbaren Schicksalen eines Dichters, worin die Dichtkunst in ihren mannichfachen Verhältnissen dargestellt und gepriesen wird. Der Schluß fehlt an dieser Handschrift, die ich aus Jerusalem mitgebracht habe, wo ich sie in der Verlassenschaft eines Freundes fand, und zu seinem Andenken aufhob.

Sie nahmen nun von einander Abschied, und Heinrich war bis zu Thränen gerührt. Die Höhle war ihm so merkwürdig, der Einsiedler so lieb geworden.

Alle umarmten diesen herzlich, und er selbst schien sie lieb gewonnen zu haben. Heinrich glaubte zu bemerken, daß er ihn mit einem freundlichen durchdringenden Blick ansehe. Seine Abschiedsworte gegen ihn waren sonderbar bedeutend. Er schien von seiner Entdeckung zu wissen, und darauf anzuspielen. Bis zum Eingang der Höhle begleitete er sie, nachdem er sie und besonders den Knaben gebeten hatte, seiner nicht gegen die Bauern zu erwähnen, weil er sonst ihren Zudringlichkeiten ausgesetzt sein würde.

Sie verſprachen es alle. Wie ſie von ihm ſchieden, und ſich ſeinem Gebet empfahlen, ſagte er: Wie lange wird es währen, ſo ſehen wir uns wieder, und werden über unſere heutigen Reden lächeln. Ein himmliſcher Tag wird uns umgeben, und wir werden uns freuen, daß wir einander in dieſen Thälern der Prüfung freundlich begrüßten, und von gleichen Geſinnungen und Ahndungen beſeelt waren. Sie ſind die Engel, die uns hier ſicher geleiten. Wenn euer Auge feſt am Himmel haftet, ſo werdet ihr nie den Weg zu eurer Heimath verlieren. — Sie trennten ſich mit ſtiller Andacht, fanden bald ihre zaghaften Gefährten, und erreichten unter allerlei Erzählungen in kurzem das Dorf, wo Heinrichs Mutter, die in Sorgen geweſen war, ſie mit tauſend Freuden empfing.

Sechstes Kapitel.

Menſchen, die zum Handeln, zur Geſchäftigkeit geboren ſind, können nicht früh genug alles ſelbſt betrachten und beleben. Sie müſſen überall ſelbſt Hand anlegen und viele Verhältniſſe durchlaufen, ihr Gemüth gegen die Eindrücke einer neuen Lage, gegen die Zerſtreuungen vieler und mannichfaltiger Gegenſtände gewiſſermaßen abhärten, und ſich gewöhnen, ſelbſt im Drange großer Begebenheiten, den Faden ihres Zwecks feſtzuhalten, und ihn gewandt hindurch zu führen. Sie dürfen nicht den Einladungen einer ſtillen Betrachtung nachgeben. Ihre Seele darf keine in ſich gekehrte Zuſchauerin, ſie muß unabläſſig nach auſſen gerichtet, und eine emſige, ſchnell entſcheidende Dienerin des Verſtandes ſeyn. Sie ſind Helden, und um ſie her drängen ſich die Begebenheiten, die geleitet und gelöſt ſeyn wollen. Alle Zufälle werden zu Geſchichten unter ihrem Einfluß, und ihr Leben iſt eine ununterbrochene Kette merkwürdiger und glänzender, verwickelter und ſeltſamer Ereigniſſe.

Anders iſt es mit jenen ruhigen, unbekannten Menſchen, deren Welt ihr Gemüth, deren Thätigkeit die Betrachtung, deren Leben ein leiſes Bilden ihrer innern Kräfte iſt. Keine Unruhe treibt ſie nach außen. Ein ſtiller Beſitz genügt ihnen, und das unermeßliche Schauſpiel außer ihnen reizt ſie nicht, ſelbſt darin aufzutreten, ſondern kommt ihnen bedeutend und wunderbar genug vor, um ſeiner Betrachtung ihre Muſſe zu widmen. Verlangen nach dem Geiſte deſſelben hält ſie in der Ferne, und er iſt es, der ſie zu der geheimnißvollen Rolle des Gemüths in dieſer menſchlichen Welt beſtimmte, während jene die äußeren Gliedmaßen und Sinne, und die ausgehenden Kräfte derſelben vorſtellen.

Große und vielfache Begebenheiten würden ſie ſtören. Ein einfaches Leben iſt ihr Loos, und nur aus Erzählungen und Schriften müſſen ſie mit dem reichen Inhalt und den zahlloſen Erſcheinungen der Welt bekannt werden. Nur ſelten darf im Verlauf ihres Lebens ein Vorfall ſie auf einige Zeit in ſeine raſchen Wirbel mit hineinziehen, um durch einige Erfahrungen ſie von der Lage und dem Charakter der handelnden Menſchen genauer zu unterrichten. Dagegen wird ihr empfindlicher Sinn ſchon genug von nahen unbedeutenden Erſcheinungen beſchäftigt, die ihm jene große Welt verjüngt darſtellen, und ſie werden keinen Schritt thun, ohne die überraſchendſten Entdeckungen in ſich ſelbſt über das Weſen und die Bedeutung derſelben zu machen.

Es ſind die Dichter, dieſe ſeltenen Zugmenſchen, die zuweilen durch unſere Wohnſitze wandeln, und überall den alten ehrwürdigen Dienſt der Menſchheit und ihrer erſten Götter, der Geſtirne, des Frühlings, der Liebe, des Glücks, der Fruchtbarkeit, der Geſundheit, und des Frohſinns erneuern; ſie, die ſchon hier im Beſitz der himmliſchen Ruhe ſind, und von keinen thörichten Begierden umhergetrieben, nur den Duft der irdiſchen Früchte einathmen, ohne ſie zu verzehren, und dann unwiderruflich an die Unterwelt gekettet zu ſeyn. Freie Gäſte ſind ſie, deren goldener Fuß nur leiſe auftritt, und deren Gegenwart in Allen unwillkürlich die Flügel ausbreitet. Ein Dichter läßt ſich, wie ein guter König, frohen und klaren Geſichtern nach aufſuchen, und er iſt es, der allein den Namen eines Weiſen mit Recht führt. Wenn man ihn mit dem Helden vergleicht, ſo findet man, daß die Geſänge der Dichter nicht ſelten den Heldenmuth in jugendlichen Herzen erweckt, Heldenthaten aber wohl nie den Geiſt der Poeſie in irgend ein Gemüth gerufen haben.

Heinrich war von Natur zum Dichter geboren. Mannichfaltige Zufälle ſchienen ſich zu ſeiner Bildung zu vereinigen, und noch hatte nichts ſeine innere Regſamkeit geſtört. Alles was er ſah und hörte ſchien nur neue Riegel in ihm wegzuſchieben, und neue Fenſter ihm zu öffnen. Er ſah die Welt in ihren großen und abwechſelnden Verhältniſſen vor ſich liegen. Noch war

ſie aber ſtumm, und ihre Seele, das Geſpräch, noch nicht erwacht. Schon nahte ſich ein Dichter, ein liebliches Mädchen an der Hand, um durch Laute der Mutterſprache und durch Berührung eines ſüßen zärtlichen Mundes, die blöden Lippen aufzuſchließen, und den einfachen Accord in unendliche Melodien zu entfalten.

Die Reiſe war nun geendigt. Es war gegen Abend, als unſere Reiſenden wohlbehalten und fröhlich in der weltberühmten Stadt Augsburg anlangten, und voller Erwartung durch die hohen Gaſſen nach dem anſehnlichen Hauſe des alten Schwaning ritten.

Heinrich war ſchon die Gegend ſehr reizend vorgekommen. Das lebhafte Getümmel der Stadt und die großen, ſteinernen Häuſer befremdeten ihn angenehm. Er freute ſich inniglich über ſeinen künftigen Aufenthalt. Seine Mutter war ſehr vergnügt nach der langen mühſeligen Reiſe ſich hier in ihrer geliebten Vaterſtadt zu ſehen, bald ihren Vater und ihre alten Bekannten wieder zu umarmen, ihren Heinrich ihnen vorſtellen, und einmal alle Sorgen des Hausweſens bei den traulichen Erinnerungen ihrer Jugend ruhig vergeſſen zu können. Die Kaufleute hofften ſich bei den dortigen Luſtbarkeiten für die Unbequemlichkeiten des Weges zu entſchädigen, und einträgliche Geſchäfte zu machen.

Das Haus des alten Schwaning fanden ſie erleuchtet, und eine luſtige Muſik tönte ihnen entgegen.

Was gilt's, ſagten die Kaufleute, euer Großvater giebt ein fröhliches Feſt. Wir kommen wie gerufen. Wie wird er über die ungeladenen Gäſte erſtaunen. Er läßt es ſich wohl nicht träumen, daß das wahre Feſt nun erſt angehen wird. Heinrich fühlte ſich verlegen, und ſeine Mutter war nur wegen ihres Anzugs in Sorgen. Sie ſtiegen ab, die Kaufleute blieben bei den Pferden, und Heinrich und ſeine Mutter traten in das prächtige Haus. Unten war kein Hausgenoſſe zu ſehen. Sie mußten die breite Wendeltreppe hinauf. Einige Diener liefen vorüber; ſie baten dieſe, dem alten Schwaning die Ankunft einiger Fremden anzuſagen, die ihn zu ſprechen wünſchten. Die Diener machten anfangs einige Schwierigkeiten; die Reiſenden ſahen nicht zum beſten aus; doch meldeten ſie es dem Herrn des Hauſes. Der alte Schwaning kam heraus. Er kannte ſie nicht gleich, und fragte nach ihren Namen und Anliegen. Heinrichs Mutter weinte, und fiel ihm um den Hals. Kennt ihr eure Tochter nicht mehr? rief ſie weinend. Ich bringe euch meinen Sohn. Der alte Vater war äußerſt gerührt. Er drückte ſie lange an ſeine Bruſt; Heinrich ſank auf ein Knie, und küßte ihm zärtlich die Hand. Er hob ihn zu ſich, und hielt Mutter und Sohn umarmt. Geſchwind herein, ſagte Schwaning, ich habe lauter Freunde und Bekannte bei mir, die ſich herzlich mit mir freuen werden. Heinrichs Mutter ſchien einigen Zweifel zu haben. Sie hatte keine Zeit ſich zu

beſinnen. Der Vater führte beide in den hohen erleuchteten Saal. Da bringe ich meine Tochter und meinen Enkel aus Eiſenach, rief Schwaning in das frohe Getümmel glänzend gekleideter Menſchen. Aller Augen kehrten ſich nach der Thür; alles lief herzu, die Muſik ſchwieg, und die beiden Reiſenden ſtanden verwirrt und geblendet, in ihren ſtaubigen Kleidern, mitten in der bunten Schaar. Tauſend freudige Ausrufungen gingen von Mund zu Mund. Alte Bekannte drängten ſich um die Mutter. Es gab unzählige Fragen. Jedes wollte zuerſt gekannt und bewillkommet ſeyn. Während der ältere Theil der Geſellſchaft ſich mit der Mutter beſchäftigte, heftete ſich die Aufmerkſamkeit des jüngeren Theils auf den fremden Jüngling, der mit geſenktem Blick da ſtand, und nicht das Herz hatte die unbekannten Geſichter wieder zu betrachten. Sein Großvater machte ihn mit der Geſellſchaft bekannt, und erkundigte ſich nach ſeinem Vater und den Vorfällen ihrer Reiſe.

Die Mutter gedachte der Kaufleute, die unten aus Gefälligkeit bei den Pferden geblieben waren. Sie ſagte es ihrem Vater, welcher ſogleich hinunter ſchickte, und ſie einladen ließ heraufzukommen. Die Pferde wurden in die Ställe gebracht, und die Kaufleute erſchienen.

Schwaning dankte ihnen herzlich für die freundſchaftliche Geleitung ſeiner Tochter. Sie waren mit vielen Anweſenden bekannt, und begrüßten ſich freund-

lich mit ihnen. Die Mutter wünschte sich reinlich anzukleiden zu dürfen. Schwaning nahm sie auf sein Zimmer, und Heinrich folgte ihnen in gleicher Absicht.

Unter der Gesellschaft war Heinrich ein Mann aufgefallen, den er in jenem Buche oft an seiner Seite gesehen zu haben glaubte. Sein edles Ansehen zeichnete ihn vor allen aus. Ein heitrer Ernst war der Geist seines Gesichts; eine offene, schön gewölbte Stirn, große, schwarze, durchdringende und feste Augen, ein schalkhafter Zug um den fröhlichen Mund und durchaus klare, männliche Verhältnisse machten es bedeutend und anziehend. Er war stark gebaut, seine Bewegungen waren ruhig und ausdrucksvoll, und wo er stand, schien er ewig stehen zu wollen. Heinrich fragte seinen Großvater nach ihm. Es ist mir lieb, sagte der Alte, daß du ihn gleich bemerkt hast. Es ist mein trefflicher Freund Klingsohr, der Dichter. Auf seine Bekanntschaft und Freundschaft kannst du stolzer seyn, als auf die des Kaisers. Aber wie stehts mit deinem Herzen? Er hat eine schöne Tochter; vielleicht daß diese den Vater bei dir aussticht. Es sollte mich wundern, wenn du sie nicht bemerkt hättest. Heinrich erröthete. Ich war zerstreut, lieber Großvater. Die Gesellschaft war zahlreich, und ich betrachtete nur euren Freund. Man merkt es, daß du aus Norden kömmst, erwiederte Schwaning. Wir wollen dich hier schon aufthauen. Du sollst schon lernen nach hübschen Augen sehn.

Sie waren nun fertig, und begaben ſich zurück in den Saal, wo indeß die Zurüſtungen zum Abendeſſen gemacht worden waren. Der alte Schwaning führte Heinrich auf Klingsohr zu, und erzählte ihm, daß Heinrich ihn gleich bemerkt und den lebhafteſten Wunſch habe mit ihm bekannt zu ſeyn.

Heinrich war beſchämt. Klingsohr redete freundlich zu ihm von ſeinem Vaterlande und ſeiner Reiſe. Es lag ſoviel Zutrauliches in ſeiner Stimme, daß Heinrich bald ein Herz faßte, und ſich freimüthig mit ihm unterhielt. Nach einiger Zeit kam Schwaning wieder zu ihnen, und brachte die ſchöne Mathilde. Nehmt euch meines ſchüchternen Enkels freundlich an, und verzeiht es ihm, daß er eher euren Vater, als euch geſehn hat. Eure glänzenden Augen werden ſchon die ſchlummernde Jugend in ihm wecken. In ſeinem Vaterlande kommt der Frühling ſpät.

Heinrich und Mathilde wurden roth. Sie ſahen ſich einander mit Verwunderung an. Sie fragte ihn mit kaum hörbaren leiſen Worten: ob er gern tanze. Eben als er die Frage bejahte, fing eine fröhliche Tanzmuſik an. Er bot ihr ſchweigend ſeine Hand; ſie gab ihm die ihrige, und ſie miſchten ſich in die Reihe der walzenden Paare. Schwaning und Klingsohr ſahen zu. Die Mutter und die Kaufleute freuten ſich über Heinrichs Behendigkeit, und ſeine liebliche Tänzerin. Die Mutter hatte genug mit ihren Jugendfreundinnen zu

ſprechen, die ihr zu einem ſo wohlgebildeten und ſo hoffnungsvollen Sohn Glück wünſchten. Klingsohr ſagte zu Schwaning: Euer Enkel hat ein anziehendes Geſicht. Es zeigt ein klares und umfaſſendes Gemüth, und ſeine Stimme kommt tief aus dem Herzen. Ich hoffe, erwiederte Schwaning, daß er euer gelehriger Schüler ſeyn wird. Mir däucht er iſt zum Dichter geboren. Euer Geiſt komme über ihn. Er ſieht ſeinem Vater ähnlich; nur ſcheint er weniger heftig und eigenſinnig. Jener war in ſeiner Jugend voll glücklicher Anlagen. Eine gewiſſe Freiſinnigkeit fehlte ihm. Es hätte mehr aus ihm werden können, als ein fleißiger und fertiger Künſtler. — Heinrich wünſchte den Tanz nie zu endigen. Mit innigem Wohlgefallen ruhte ſein Auge auf den Roſen ſeiner Tänzerin. Ihr unſchuldiges Auge vermied ihn nicht. Sie ſchien der Geiſt ihres Vaters in der lieblichſten Verkleidung. Aus ihren großen ruhigen Augen ſprach ewige Jugend. Auf einem lichthimmelblauen Grunde lag der milde Glanz der braunen Sterne. Stirn und Naſe ſenkten ſich zierlich um ſie her. Eine nach der aufgehenden Sonne geneigte Lilie war ihr Geſicht, und von dem ſchlanken, weißen Halſe ſchlängelten ſich blaue Adern in reizenden Windungen um die zarten Wangen. Ihre Stimme war wie ein fernes Echo, und das braune lockige Köpfchen ſchien über der leichten Geſtalt nur zu ſchweben.

Die Schüſſeln kamen herein, und der Tanz war

aus. Die ältern Leute ſetzten ſich auf die eine Seite, und die jüngern nahmen die andere ein.

Heinrich blieb bei Mathilden. Eine junge Verwandte ſetzte ſich zu ſeiner Linken, und Klingsohr ſaß ihm gerade gegenüber. So wenig Mathilde ſprach, ſo geſprächig war Veronika, ſeine andere Nachbarin. Sie that gleich mit ihm vertraut, und machte ihn in kurzem mit allen Anweſenden bekannt. Heinrich verhörte manches. Er war noch bei ſeiner Tänzerin, und hätte ſich gern öfters rechts gewandt. Klingsohr machte ihrem Plaudern ein Ende. Er fragte ihn nach dem Bande mit ſonderbaren Figuren, welches Heinrich an ſeinem Leibrocke befeſtigt hatte. Heinrich erzählte von der Morgenländerin mit vieler Rührung. Mathilde weinte, und Heinrich konnte nun ſeine Thränen kaum verbergen. Er gerieth darüber mit ihr ins Geſpräch. Alle unterhielten ſich; Veronika lachte und ſcherzte mit ihren Bekannten. Mathilde erzählte ihm von Ungarn, wo ihr Vater ſich oft aufhielt, und von dem Leben in Augsburg. Alle waren vergnügt. Die Muſik verſcheuchte die Zurückhaltung, und reizte alle Neigungen zu einem muntern Spiel. Blumenkörbe dufteten in voller Pracht auf dem Tiſche, und der Wein ſchlich zwiſchen den Schüſſeln und Blumen umher, ſchüttelte ſeine goldenen Flügel, und ſtellte bunte Tapeten zwiſchen die Welt und die Gäſte. Heinrich begriff erſt jetzt, was ein Feſt ſei. Tauſend frohe Geiſter ſchienen

ihm um den Tiſch zu gaukeln, und in ſtiller Sympathie mit den fröhlichen Menſchen von ihren Freuden zu leben, und mit ihren Genüſſen ſich zu berauſchen. Der Lebensgenuß ſtand wie ein klingender Baum voll goldener Früchte vor ihm. Das Uebel ließ ſich nicht ſehen, und es dünkte ihm unmöglich, daß je die menſchliche Neigung von dieſem Baume zu der gefährlichen Frucht des Erkenntniſſes, zu dem Baume des Krieges, ſich gewendet haben ſollte. Er verſtand nun den Wein und die Speiſen. Sie ſchmeckten ihm überaus köſtlich. Ein himmliſches Oehl würzte ſie ihm, und aus dem Becher funkelte die Herrlichkeit des irdiſchen Lebens. Einige Mädchen brachten dem alten Schwaning einen friſchen Kranz. Er ſetzte ihn auf, küßte ſie und ſagte: Auch unſerm Freund Klingsohr müßt ihr einen bringen, wir wollen beide zum Dank euch ein paar neue Lieder lehren. Das meinige ſollt ihr gleich haben. Er gab der Muſik ein Zeichen, und ſang mit lauter Stimme:

Sind wir nicht geplagte Weſen?
Iſt nicht unſer Loos betrübt?
Nur zu Zwang und Noth erleſen
In Verſtellung nur geübt,
Dürfen ſelbſt nicht unſre Klagen —
Sich aus unſerm Buſen wagen.

Allem, was die Eltern ſprechen,
Widerſpricht das volle Herz.
Die verbotne Frucht zu brechen
Fühlen wir der Sehnſucht Schmerz;
Möchten gern die ſüßen Knaben
Feſt an unſern Herzen haben.

*

Wäre dies zu denken Sünde?
Zollfrei ſind Gedanken doch.
Was bleibt einem armen Kinde
Außer ſüßen Träumen noch?
Will man ſie auch gern verbannen,
Nimmer ziehen ſie von dannen.

*

Wenn wir auch des Abends beten,
Schreckt uns doch die Einſamkeit,
Und zu unſern Kiſſen treten
Sehnſucht und Gefälligkeit.
Konnten wir wohl widerſtreben
Alles, Alles hinzugeben?

*

Unſre Reize zu verhüllen
Schreibt die ſtrenge Mutter vor.
Ach! was hilft der gute Willen
Quellen ſie nicht ganz empor?
Bei der Sehnſucht innerm Beben
Muß das beſte Band ſich geben.

Jede Neigung zu verſchließen,
Hart und kalt zu ſein wie Stein,
Schöne Augen nicht zu grüßen,
Fleißig und allein zu ſein,
Keiner Bitte nachzugeben:
Heißt das wohl ein Jugendleben?

*

Groß ſind eines Mädchens Plagen,
Ihre Bruſt iſt krank und wund,
Und zum Lohn für ſtille Klagen
Küßt ſie noch ein welker Mund.
Wird denn nie das Blatt ſich wenden,
Und das Reich der Alten enden?

*

Die alten Leute und die Jünglinge lachten. Die Mädchen errötheten und lächelten abwärts. Unter tauſend Neckereien wurde ein zweiter Kranz geholt, und Klingsohr aufgeſetzt. Sie baten aber inſtändig um keinen ſo leichtfertigen Geſang. Nein, ſagte Klingsohr, ich werde mich wohl hüten ſo frevelhaft von euren Geheimniſſen zu reden. Sagt ſelbſt, was ihr für ein Lied haben wollt. Nur nichts von Liebe, riefen die Mädchen, ein Weinlied, wenn es euch anſteht. Klingsohr ſang:

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn ſich erkoren,
Daß ſie mit Flammen ihn durchdringt.

*

Er wird im Lenz mit Luſt empfangen,
Der zarte Schooß quillt ſtill empor,
Und wenn des Herbſtes Früchte prangen
Springt auch das goldne Kind hervor.

*

Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdiſche Geſchoß.
Er träumt von Feſten und von Siegen
Und baut ſich manches luſt'ge Schloß.

*

Es nahe keiner ſeiner Kammer,
Wenn er ſich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften ſprengt.

*

Denn unſichtbare Wächter ſtellen,
So lang er träumt, ſich um ihn her;
Und wer betritt die heilige Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen ſich entfalten,
Läßt er die lichten Augen ſehn.
Läßt ruhig ſeine Prieſter ſchalten
Und kommt heraus, wenn ſie ihm flehn.

*

Aus ſeiner Wiege dunklem Schooße
Erſcheint er im Kryſtallgewand;
Verſchwiegner Eintracht volle Roſe
Trägt er bedeutend in der Hand.

*

Und überall um ihn verſammeln
Sich ſeine Jünger hocherfreut;
Und tauſend frohe Zungen ſtammeln
Ihm ihre Lieb und Dankbarkeit.

*

Er ſprützt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus ſeinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugeſellt.

*

Er nahm als Geiſt der goldnen Zeiten
Von jeher ſich des Dichters an,
Der immer ſeine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, ſeine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübſchen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund.

*

Ein ſchöner Prophet! riefen die Mädchen. Schwaning freute ſich herzlich. Sie machten noch einige Einwendungen, aber es half nichts. Sie mußten ihm die ſüßen Lippen hinreichen. Heinrich ſchämte ſich nur vor ſeiner ernſten Nachbarin, ſonſt hätte er ſich laut über das Vorrecht der Dichter gefreut. Veronika war unter den Kranzträgerinnen. Sie kam fröhlich zurück und ſagte zu Heinrich: nicht wahr, es iſt hübſch, wenn man ein Dichter iſt? Heinrich getraute ſich nicht dieſe Frage zu benutzen. Der Uebermuth der Freude und der Ernſt der erſten Liebe kämpften in ſeinem Gemüth. Die reizende Veronika ſcherzte mit den Andern, und ſo gewann er Zeit, den erſten etwas zu dämpfen. Mathilde erzählte ihm, daß ſie die Guitarre ſpiele. Ach! ſagte Heinrich, von euch möchte ich ſie lernen. Ich habe mich lange darnach geſehnt. — Mein Vater hat mich unterrichtet. Er ſpielt ſie unvergleichlich, ſagte ſie erröthend. — Ich glaube doch, erwiederte Heinrich, daß ich ſie ſchneller bei euch lerne. Wie freue ich mich euren Geſang zu hören. — Stellet euch nur nicht zu

viel vor. — O! sagte Heinrich, was sollte ich nicht erwarten können, da euere bloße Rede schon Gesang ist, und eure Gestalt eine himmlische Musik verkündigt.

Mathilde schwieg. Ihr Vater fing ein Gespräch mit ihm an, in welchem Heinrich mit der lebhaftesten Begeisterung sprach. Die Nächsten wunderten sich über des Jünglings Beredtsamkeit, über die Fülle seiner bildlichen Gedanken. Mathilde sah ihn mit stiller Aufmerksamkeit an. Sie schien sich über seine Reden zu freuen, die sein Gesicht mit den sprechendsten Mienen noch mehr erklärte. Seine Augen glänzten ungewöhnlich. Er sah sich zuweilen nach Mathilden um, die über den Ausdruck seines Gesichts erstaunte. Im Feuer des Gesprächs ergriff er unvermerkt ihre Hand, und sie konnte nicht umhin, manches, was er sagte, mit einem leisen Druck zu bestätigen. Klingsohr wußte seinen Enthusiasmus zu unterhalten, und lockte allmählig seine ganze Seele auf die Lippen. Endlich stand alles auf. Alles schwärmte durch einander. Heinrich war an Mathildens Seite geblieben. Sie standen unbemerkt abwärts. Er hielt ihre Hand, und küßte sie zärtlich. Sie ließ sie ihm, und blickte ihn mit unbeschreiblicher Freundlichkeit an. Er konnte sich nicht halten, neigte sich zu ihr, und küßte ihre Lippen. Sie war überrascht, und erwiederte unwillkührlich seinen heißen Kuß. Gute Mathilde — lieber Heinrich — das war alles, was sie einander sa-

gen konnten. Sie drückte seine Hand, und ging unter die Anderen. Heinrich stand wie im Himmel. Seine Mutter kam auf ihn zu. Er ließ seine ganze Zärtlichkeit an ihr aus. Sie sagte: Ist es nicht gut, daß wir nach Augsburg gereist sind? Nicht wahr, es gefällt dir? Liebe Mutter, sagte Heinrich, so habe ich mir es doch nicht vorgestellt. Es ist ganz herrlich.

Der Rest des Abends verging in unendlicher Fröhlichkeit. Die Alten spielten, plauderten, und sahen den Tänzen zu. Die Musik wogte wie ein Lustmeer im Saale, und hob die berauschte Jugend.

Heinrich fühlte die entzückenden Weissagungen der ersten Lust und Liebe zugleich. Auch Mathilde ließ sich willig von den schmeichelnden Wellen tragen, und verbarg ihr zärtliches Zutrauen, ihre aufkeimende Neigung zu ihm nur hinter einem leichten Flor. Der alte Schwaning bemerkte das kommende Verständniß, und neckte beide.

Klingsohr hatte Heinrich lieb gewonnen, und freute sich seiner Zärtlichkeit. Die andern Jünglinge und Mädchen hatten es bald bemerkt. Sie zogen die ernste Mathilde mit dem jungen Thüringer auf, und verhehlten nicht, daß es ihnen lieb sei, Mathildens Aufmerksamkeit nicht mehr bei ihren Herzensgeschäften scheuen zu dürfen.

Es war tief in der Nacht, als die Gesellschaft auseinander ging. Das erste und einzige Fest meines Le-

bens! ſagte Heinrich zu ſich ſelbſt, als er allein war, und ſeine Mutter ſich ermüdet zur Ruhe gelegt hatte. Iſt mir nicht zu Muthe, wie in jenem Traume, beim Anblick der blauen Blume? Welcher ſonderbare Zuſammenhang iſt zwiſchen Mathilden und dieſer Blume? Jenes Geſicht, das aus dem Kelche ſich mir entgegenneigte, es war Mathildens himmliſches Geſicht, und nun erinnere ich mich auch, es in jenem Buche geſehen zu haben. Aber warum hat es dort mein Herz nicht ſo bewegt? O! ſie iſt der ſichtbare Geiſt des Geſanges, eine würdige Tochter ihres Vaters. Sie wird mich in Muſik auflöſen. Sie wird meine innerſte Seele, die Hüterin meines heiligen Feuers ſeyn. Welche Ewigkeit von Treue fühle ich in mir! Ich ward nur geboren, um ſie zu verehren, um ihr ewig zu dienen, um ſie zu denken und zu empfinden. Gehört nicht ein eigenes ungetheiltes Daſein zu ihrer Anſchauung und Anbetung? und bin ich der Glückliche, deſſen Weſen das Echo, der Spiegel des ihrigen ſeyn darf? Es war kein Zufall, daß ich ſie am Ende meiner Reiſe ſah, daß ein ſeliges Feſt den höchſten Augenblick meines Lebens umgab. Es konnte nicht anders ſeyn; macht ihre Gegenwart nicht alles feſtlich?

Er trat ans Fenſter. Das Chor der Geſtirne ſtand am dunkeln Himmel, und im Morgen kündigte ein weißer Schein den kommenden Tag an.

Mit vollem Entzücken rief Heinrich aus: Euch,

ihr ewigen Geſtirne, ihr ſtillen Wanderer, euch rufe ich zum Zeugen meines heiligen Schwurs an. Für Mathilden will ich leben, und ewige Treue ſoll mein Herz an das ihrige knüpfen. Auch mir bricht der Morgen eines ewigen Tages an. Die Nacht iſt vorüber. Ich zünde der aufgehenden Sonne mich ſelbſt zum nie verglühenden Opfer an.

Heinrich war erhitzt, und nur ſpät gegen Morgen ſchlief er ein. In wunderliche Träume floſſen die Gedanken ſeiner Seele zuſammen. Ein tiefer blauer Strom ſchimmerte aus der grünen Ebene herauf. Auf der glatten Fläche ſchwamm ein Kahn. Mathilde ſaß und ruderte. Sie war mit Kränzen geſchmückt, ſang ein einfaches Lied, und ſah nach ihm mit ſüßer Wehmuth herüber. Seine Bruſt war beklommen. Er wußte nicht warum. Der Himmel war heiter, die Flut ruhig. Ihr himmliſches Geſicht ſpiegelte ſich in den Wellen. Auf einmal fing der Kahn an ſich umzudrehen. Er rief ihr ängſtlich zu. Sie lächelte und legte das Ruder in den Kahn, der ſich immerwährend drehte. Eine ungeheure Bangigkeit ergriff ihn. Er ſtürzte ſich in den Strom, aber er konnte nicht fort, das Waſſer trug ihn. Sie winkte, ſie ſchien ihm etwas ſagen zu wollen, der Kahn ſchöpfte ſchon Waſſer; doch lächelte ſie mit einer unſäglichen Innigkeit, und ſah heiter in den Wirbel hinein. Auf einmal zog es ſie hinunter. Eine leiſe Luft ſtrich über den Strom, der eben ſo ruhig und

glänzend floß, wie vorher. Die entsetzliche Angst raubte ihm das Bewußtsein. Das Herz schlug nicht mehr. Er kam erst zu sich, als er sich auf trocknem Boden fühlte. Er mochte weit geschwommen seyn. Es war eine fremde Gegend. Er wußte nicht wie ihm geschehen war. Sein Gemüth war verschwunden. Gedankenlos ging er tiefer ins Land. Entsetzlich matt fühlte er sich. Eine kleine Quelle kam aus einem Hügel, sie tönte wie lauter Glocken. Mit der Hand schöpfte er einige Tropfen, und netzte seine dürren Lippen. Wie ein banger Traum lag die schreckliche Begebenheit hinter ihm. Immer weiter und weiter ging er, Blumen und Bäume redeten ihn an. Ihm wurde so wohl und heimathlich zu Sinne. Da hörte er jenes einfache Lied wieder. Er lief den Tönen nach. Auf einmal hielt ihn jemand am Gewande zurück. Lieber Heinrich, rief eine bekannte Stimme. Er sah sich um, und Mathilde schloß ihn in ihre Arme. Warum liefst du vor mir, liebes Herz? sagte sie tiefathmend. Kaum konnte ich dich einholen. Heinrich weinte. Er drückte sie an sich. — Wo ist der Strom? rief er mit Thränen. Siehst du nicht seine blauen Wellen über uns? Er sah hinauf, und der blaue Strom floß leise über ihrem Haupte. Wo sind wir, liebe Mathilde? Bei unsern Eltern. Bleiben wir zusammen? Ewig, versetzte sie, indem sie ihre Lippen an die seinigen drückte, und ihn so umschloß, daß sie nicht wieder von ihm konnte.

Sie ſagte ihm ein wunderbares, geheimes Wort in den Mund, was ſein ganzes Weſen durchklang. Er wollte es wiederholen, als ſein Großvater rief und er aufwachte. Er hätte ſein Leben darum geben mögen, das Wort noch zu wiſſen.

Siebentes Kapitel.

Klingsohr ſtand vor ſeinem Bette, und bot ihm freundlich guten Morgen. Er ward munter, und fiel Klingsohr um den Hals. Das gilt euch nicht, ſagte Schwaning. Heinrich lächelte, und verbarg ſein Erröthen an den Wangen ſeiner Mutter.

Habt ihr Luſt, mit mir vor der Stadt auf einer ſchönen Anhöhe zu frühſtücken? ſagte Klingsohr. Der herrliche Morgen wird euch erfriſchen. Kleidet euch an. Mathilde wartet ſchon auf uns.

Heinrich dankte mit tauſend Freuden für dieſe willkommene Einladung. In einem Augenblick war er fertig, und küßte Klingsohr mit vieler Inbrunſt die Hand.

Sie gingen zu Mathilden, die in ihrem einfachen Morgenkleide wunderlieblich ausſah, und ihn freundlich grüßte. Sie hatte ſchon das Frühſtück in ein Körbchen gepackt, das ſie an den Arm hing, und die andere Hand unbefangen Heinrich reichte. Klingsohr folgte ihnen, und ſo wandelten ſie durch die Stadt, die ſchon voller

Lebendigkeit war, nach einem kleinen Hügel am Fluſſe, wo ſich unter einigen hohen Bäumen eine weite und volle Ausſicht öffnete.

Habe ich doch ſchon oft, rief Heinrich aus, mich an dem Aufgang der bunten Natur, an der friedlichen Nachbarſchaft ihres mannichfaltigen Eigenthums ergötzt; aber eine ſo ſchöpferiſche und gediegene Heiterkeit hat mich noch nie erfüllt, wie heute. Jene Fernen ſind mir ſo nah, und die reiche Landſchaft iſt mir wie eine innere Fantaſie. Wie veränderlich iſt die Natur, ſo unwandelbar auch ihre Oberfläche zu ſein ſcheint. Wie anders iſt ſie, wenn ein Engel, wenn ein kräftiger Geiſt neben uns iſt, als wenn ein Nothleidender vor uns klagt, oder ein Bauer uns erzählt, wie ungünſtig die Witterung ihm ſei, und wie nöthig er düſtre Regentage für ſeine Saat brauche. Euch, theuerſter Meiſter, bin ich dieſes Vergnügen ſchuldig; ja dieſes Vergnügen, denn es giebt kein anders Wort, was wahrhafter den Zuſtand meines Herzens ausdrückte. Freude, Luſt und Entzücken ſind nur die Glieder des Vergnügens, das ſie zu einem höhern Leben verknüpft. Er drückte Mathildens Hand an ſein Herz, und verſank mit einem feurigen Blick in ihr mildes, empfängliches Auge.

Die Natur, verſetzte Klingsohr, iſt für unſer Gemüth, was ein Körper für das Licht iſt. Er hält es zurück; er bricht es in eigenthümliche Farben; er zündet auf ſeiner Oberfläche oder in ſeinem Innern ein

Licht an, das, wenn es ſeiner Dunkelheit gleich kommt, ihn klar und durchſichtig macht, wenn es ſie überwiegt, von ihm ausgeht, um andere Körper zu erleuchten. Aber ſelbſt der dunkelſte Körper kann durch Waſſer, Feuer und Luft dahin gebracht werden, daß er hell und glänzend wird.

Ich verſtehe euch, lieber Meiſter. Die Menſchen ſind Kryſtalle für unſer Gemüth. Sie ſind die durchſichtige Natur. Liebe Mathilde, ich möchte euch einen köſtlichen lautern Sapphir nennen. Ihr ſeid klar und durchſichtig wie der Himmel, ihr erleuchtet mit dem mildeſten Lichte. Aber ſagt mir, lieber Meiſter, ob ich Recht habe: mich dünkt, daß man gerade, wenn man am innigſten mit der Natur vertraut iſt, am wenigſten von ihr ſagen könnte und möchte.

Wie man das nimmt, verſetzte Klingsohr, ein anderes iſt es mit der Natur für unſern Genuß und unſer Gemüth; ein anderes mit der Natur für unſern Verſtand, für das leitende Vermögen unſerer Weltkräfte. Man muß ſich wohl hüten, nicht eins über das andere zu vergeſſen. Es giebt viele, die nur die eine Seite kennen, und die andere geringſchätzen. Aber beide kann man vereinigen, und man wird ſich wohl dabei befinden. Schade, daß ſo wenige darauf denken, ſich in ihrem Innern frei und geſchickt bewegen zu können, und durch eine gehörige Trennung ſich den zweckmäßigſten und natürlichſten Gebrauch ihrer Gemüthskräfte zu ſichern.

Gewöhnlich hindert eine die andere, und ſo entſteht allmählig eine unbehülfliche Trägheit, daß wenn nun ſolche Menſchen einmal mit geſammten Kräften aufſtehen wollen, eine gewaltige Verwirrung und Streit beginnt, und alles über einander ungeſchickt herſtolpert. Ich kann euch nicht genug anrühmen, euren Verſtand, euren natürlichen Trieb, zu wiſſen wie alles ſich begiebt und untereinander nach Geſetzen der Folge zuſammenhängt, mit Fleiß und Mühe zu unterſtützen. Nichts iſt dem Dichter unentbehrlicher, als Einſicht in die Natur jedes Geſchäfts, Bekanntſchaft mit den Mitteln, jeden Zweck zu erreichen, und Gegenwart des Geiſtes, nach Zeit und Umſtänden, die ſchicklichſten zu wählen. Begeiſterung ohne Verſtand iſt unnütz und gefährlich, und der Dichter wird wenig Wunder thun können, wenn er ſelbſt über Wunder erſtaunt.

Iſt aber dem Dichter nicht ein inniger Glaube an die menſchliche Regierung des Schickſals unentbehrlich?

Unentbehrlich allerdings, weil er ſich das Schickſal nicht anders vorſtellen kann, wenn er reiflich darüber nachdenkt; aber wie entfernt iſt dieſe heitere Gewißheit von jener ängſtlichen Ungewißheit, von jener blinden Furcht des Aberglaubens. Und ſo iſt auch die kühle, belebende Wärme eines dichteriſchen Gemüths gerade das Widerſpiel von jener wilden Hitze eines kränklichen Herzens. Dieſe iſt arm, betäubend und vorübergehend; jene ſondert alle Geſtalten rein ab, begünſtigt die Ausbildung der mannichfaltigſten Verhältniſſe, und iſt ewig

durch ſich ſelbſt. Der junge Dichter kann nicht kühl, nicht beſonnen genug ſeyn. Zur wahren melodiſchen Geſprächigkeit gehört ein weiter, aufmerkſamer und ruhiger Sinn. Es wird ein verworrnes Geſchwätz, wenn ein reißender Sturm in der Bruſt tobt, und die Aufmerkſamkeit in eine zitternde Gedankenloſigkeit auflöſt. Nochmals wiederhole ich, das ächte Gemüth iſt wie das Licht, eben ſo ruhig und empfindlich, eben ſo elaſtiſch und durchdringlich, eben ſo mächtig und eben ſo unmerklich wirkſam, wie dieſes köſtliche Element, das auf alle Gegenſtände ſich mit feiner Abgemeſſenheit vertheilt, und ſie alle in reizender Mannichfaltigkeit erſcheinen läßt. Der Dichter iſt reiner Stahl, eben ſo empfindlich, wie ein zerbrechlicher Glasfaden, und eben ſo hart, wie ein ungeſchmeidiger Kieſel.

Ich habe das ſchon zuweilen gefühlt, ſagte Heinrich, daß ich in den innigſten Minuten weniger lebendig war als zu andern Zeiten, wo ich frei umhergehen und alle Beſchäftigungen mit Luſt treiben konnte. Ein geiſtiges ſcharfes Weſen durchdrang mich dann, und ich durfte jeden Sinn nach Gefallen brauchen, jeden Gedanken, wie einen wirklichen Körper, umwenden, und von allen Seiten betrachten. Ich ſtand mit ſtillem Antheil an der Werkſtatt meines Vaters, und freute mich, wenn ich ihm helfen und etwas geſchickt zu Stande bringen konnte. Geſchicklichkeit hat einen ganz beſondern ſtärkenden Reiz, und es iſt wahr, ihr Bewußtſein

verſchafft einen dauerhafteren und deutlicheren Genuß, als jenes überfließende Gefühl einer unbegreiflichen, überſchwenglichen Herrlichkeit.

Glaubt nicht, ſagte Klingsohr, daß ich das letztere tadle; aber es muß von ſelbſt kommen, und nicht geſucht werden. Seine ſparſame Erſcheinung iſt wohlthätig; öfterer wird ſie ermüdend und ſchwächend. Man kann nicht ſchnell genug ſich aus der ſüßen Betäubung reißen, die es hinterläßt, und zu einer regelmäßigen und mühſamen Beſchäftigung zurückkehren. Es iſt wie mit den anmuthigen Morgenträumen, aus deren einſchläferndem Wirbel man nur mit Gewalt ſich herausziehen kann, wenn man nicht in immer drückendere Müdigkeit gerathen, und ſo in krankhafter Erſchöpfung nachher den ganzen Tag hinſchleppen will.

Die Poeſie will vorzüglich, fuhr Klingsohr fort, als ſtrenge Kunſt getrieben werden. Als bloßer Genuß hört ſie auf Poeſie zu ſeyn. Ein Dichter muß nicht den ganzen Tag müßig umherlaufen, und auf Bilder und Gefühle Jagd machen. Das iſt ganz der verkehrte Weg. Ein reines offenes Gemüth, Gewandtheit im Nachdenken und Betrachten, und Geſchicklichkeit alle ſeine Fähigkeiten in eine gegenſeitige belebende Thätigkeit zu verſetzen und darin zu erhalten, das ſind die Erforderniſſe unſerer Kunſt. Wenn ihr euch mir überlaſſen wollt, ſo ſoll kein Tag euch vergehn, wo ihr nicht eure Kenntniſſe bereichert, und einige nützliche Einſichten

erlangt habt. Die Stadt ist reich an Künstlern aller Art. Es giebt einige erfahrne Staatsmänner, einige gebildete Kaufleute hier. Man kann ohne große Umstände mit allen Ständen, mit allen Gewerben, mit allen Verhältnissen und Erfordernissen der menschlichen Gesellschaft sich bekannt machen. Ich will euch mit Freuden in dem Handwerksmäßigen unserer Kunst unterrichten, und die merkwürdigsten Schriften mit euch lesen. Ihr könnt Mathildens Lehrstunden theilen, und sie wird euch gern die Guitarre spielen lehren. Jede Beschäftigung wird die übrigen vorbereiten, und wenn ihr so euren Tag gut angelegt habt, so werden euch das Gespräch und die Freuden des gesellschaftlichen Abends, und die Ansichten der schönen Landschaft umher mit den heitersten Genüssen immer wieder überraschen.

Welches herrliche Leben schließt ihr mir auf, liebster Meister. Unter eurer Leitung werde ich erst merken, welches edle Ziel vor mir steht, und wie ich es nur durch euren Rath zu erreichen hoffen darf.

Klingsohr umarmte ihn zärtlich. Mathilde brachte ihnen das Frühstück, und Heinrich fragte sie mit zärtlicher Stimme, ob sie ihn gern zum Begleiter ihres Unterrichts und zum Schüler annehmen wollte. Ich werde wohl ewig euer Schüler bleiben, sagte er, indem sich Klingsohr nach einer andern Seite wandte. Sie neigte sich unmerklich zu ihm hin. Er umschlang sie, und küßte den weichen Mund des erröthenden Mäd-

chens. Nur ſanft bog ſie ſich von ihm weg, doch reichte ſie ihm mit der kindlichſten Anmuth eine Roſe, die ſie am Buſen trug. Sie machte ſich mit ihrem Körbchen zu thun. Heinrich ſah ihr mit ſtillem Entzücken nach, küßte die Roſe, heftete ſie an ſeine Bruſt, und ging auf Klingsohrs Seite, der nach der Stadt hinüber ſah.

Wo ſeid ihr hergekommen? fragte Klingsohr. Ueber jenen Hügel herunter, erwiederte Heinrich. In jene Ferne verliert ſich unſer Weg. — Ihr müßt ſchöne Gegenden geſehen haben. — Faſt ununterbrochen ſind wir durch reizende Landſchaften gereiſet. Auch eure Vaterſtadt hat wohl eine anmuthige Lage? — Die Gegend iſt abwechſelnd genug; doch iſt ſie noch wild, und ein großer Fluß fehlt ihr. Die Ströme ſind die Augen einer Landſchaft. — Die Erzählung eurer Reiſe, ſagte Klingsohr, hat mir geſtern Abend eine angenehme Unterhaltung gewährt. Ich habe wohl gemerkt, daß der Geiſt der Dichtkunſt euer freundlicher Begleiter iſt. Eure Gefährten ſind unbemerkt ſeine Stimmen geworden. In der Nähe des Dichters bricht die Poeſie überall aus. Das Land der Poeſie, das romantiſche Morgenland, hat euch mit ſeiner ſüßen Wehmuth begrüßt; der Krieg hat euch in ſeiner wilden Herrlichkeit angeredet, und die Natur und Geſchichte ſind euch unter der Geſtalt eines Bergmanns und eines Einſiedlers begegnet.

Ihr vergeßt das Beſte, lieber Meiſter, die himmliſche Erſcheinung der Liebe. Es hängt nur von euch

ab, dieſe Erſcheinung mir auf ewig feſtzuhalten. Was meinſt du? rief Klingsohr, indem er ſich zu Mathilden wandte, die eben auf ihn zukam; haſt du Luſt Heinrichs unzertrennliche Gefährtin zu ſeyn? Wo du bleibſt, bleibe ich auch. Mathilde erſchrak; ſie flog in die Arme ihres Vaters. Heinrich zitterte in unendlicher Freude. Wird er mich denn ewig geleiten wollen, lieber Vater? Frage ihn ſelbſt, ſagte Klingsohr gerührt. Sie ſah Heinrich mit der innigſten Zärtlichkeit an. Meine Ewigkeit iſt ja dein Werk, rief Heinrich, indem ihm die Thränen über die blühenden Wangen ſtürzten. Sie umſchlangen ſich zugleich. Klingsohr faßte ſie in ſeine Arme. Meine Kinder, rief er, ſeid einander treu bis in den Tod! Liebe und Treue werden euer Leben zur ewigen Poeſie machen.

Achtes Kapitel.

Nachmittags führte Klingsohr seinen neuen Sohn, an dessen Glück seine Mutter und Großvater den zärtlichsten Antheil nahmen, und Mathilden wie seinen Schutzgeist verehrten, in seine Stube und machte ihn mit den Büchern bekannt. Sie sprachen nachher von Poesie.

Ich weiß nicht, sagte Klingsohr, warum man es für Poesie nach gemeiner Weise hält, wenn man die Natur für einen Poeten ausgiebt. Sie ist es nicht zu allen Zeiten. Es ist in ihr, wie in dem Menschen, ein entgegengesetztes Wesen, die dumpfe Begierde und die stumpfe Gefühllosigkeit und Trägheit, die einen rastlosen Streit mit der Poesie führen. Es wäre ein schöner Stoff zu einem Gedicht, dieser gewaltige Kampf. Manche Länder und Zeiten scheinen, wie die meisten Menschen, ganz unter der Botmäßigkeit dieser Feindin der Poesie zu stehen, dagegen in andern die Poesie einheimisch und überall sichtbar ist. Für den Geschichtschreiber sind die Zeiten dieses Kampfes äußerst merkwürdig,

ihre Darſtellung ein reizendes und belohnendes Geſchäft. Es ſind gewöhnlich die Geburtszeiten der Dichter. Der Widerſacherin iſt nichts unangenehmer, als daß ſie der Poeſie gegenüber ſelbſt zu einer poetiſchen Perſon wird, und nicht ſelten in der Hitze die Waffen mit ihr tauſcht, und von ihrem eigenen heimtückiſchen Geſchoſſe heftig getroffen wird, dahingegen die Wunden der Poeſie, die ſie von ihren eigenen Waffen erhält, leicht heilen, und ſie nur noch reizender und gewaltiger machen.

Der Krieg überhaupt, ſagte Heinrich, ſcheint mir eine poetiſche Wirkung. Die Leute glauben ſich für irgend einen armſeligen Beſitz ſchlagen zu müſſen, und merken nicht, daß ſie der romantiſche Geiſt aufregt, um die unnützen Schlechtigkeiten durch ſich ſelbſt zu vernichten. Sie führen die Waffen für die Sache der Poeſie, und beide Heere folgen Einer unſichtbaren Fahne.

Im Kriege, verſetzte Klingsohr, regt ſich das Urgewäſſer. Neue Welttheile ſollen entſtehen, neue Geſchlechter ſollen aus der großen Auflöſung anſchießen. Der wahre Krieg iſt der Religionskrieg; der geht gerade zu auf Untergang, und der Wahnſinn der Menſchen erſcheint in ſeiner völligen Geſtalt. Viele Kriege, beſonders die vom Nationalhaß entſpringen, gehören in dieſe Klaſſe mit, und ſie ſind ächte Dichtungen. Hier ſind die wahren Helden zu Hauſe, die, das edelſte Ge-

genbild der Dichter, nichts anderes, als unwillkürlich von Poesie durchdrungene Weltkräfte sind. Ein Dichter, der zugleich Held wäre, ist schon ein göttlicher Gesandter, aber seiner Darstellung ist unsere Poesie nicht gewachsen.

Wie versteht ihr das, lieber Vater? sagte Heinrich. Kann ein Gegenstand zu überschwenglich für die Poesie seyn?

Allerdings. Nur kann man im Grunde nicht sagen, für die Poesie, sondern nur für unsere irdischen Mittel und Werkzeuge. Wenn es schon für einen einzelnen Dichter nur ein eigenthümliches Gebiet giebt, innerhalb dessen er bleiben muß, um nicht alle Haltung und den Athem zu verlieren: so giebt es auch für die ganze Summe menschlicher Kräfte eine bestimmte Grenze der Darstellbarkeit, über welche hinaus die Darstellung die nöthige Dichtigkeit und Gestaltung nicht behalten kann, und in ein leeres täuschendes Unding sich verliert. Besonders als Lehrling kann man nicht genug sich vor diesen Ausschweifungen hüten, da eine lebhafte Fantasie nur gar zu gern nach den Grenzen sich begiebt, und übermüthig das Unsinnliche, Uebermäßige zu ergreifen und auszusprechen sucht. Reifere Erfahrung lehrt erst, jene Unverhältnißmäßigkeit der Gegenstände zu vermeiden, und die Aufspürung des Einfachsten und Höchsten der Weltweisheit zu überlassen. Der ältere Dichter steigt nicht höher, als er es gerade nöthig hat, um sei-

nen mannichfaltigen Vorrath in eine leichtfaßliche Ordnung zu ſtellen, und hütet ſich wohl, die Mannichfaltigkeit zu verlaſſen, die ihm Stoff genug und auch die nöthigen Vergleichungspunkte darbietet. Ich möchte faſt ſagen, das Chaos muß in jeder Dichtung durch den regelmäßigen Flor der Ordnung ſchimmern. Den Reichthum der Erfindung macht nur eine leichte Zuſammenſtellung faßlich und anmuthig, dagegen auch das bloße Ebenmaaß die unangenehme Dürre einer Zahlfigur hat. Die beſte Poeſie liegt uns ganz nahe, und ein gewöhnlicher Gegenſtand iſt nicht ſelten ihr liebſter Stoff. Für den Dichter iſt die Poeſie an beſchränkte Werkzeuge gebunden, und eben dadurch wird ſie zur Kunſt. Die Sprache überhaupt hat ihren beſtimmten Kreis. Noch enger iſt der Umfang einer beſondern Volksſprache. Durch Uebung und Nachdenken lernt der Dichter ſeine Sprache kennen. Er weiß genau, was er mit ihr leiſten kann, und wird keinen thörichten Verſuch machen, ſie über ihre Kräfte anzuſpannen. Nur ſelten wird er alle ihre Kräfte in Einen Punkt zuſammendrängen, denn ſonſt wird er ermüdend, und vernichtet ſelbſt die koſtbare Wirkung einer gutangebrachten Kraftäußerung. Auf ſeltſame Sprünge richtet ſie nur ein Gaukler, kein Dichter ab. Ueberhaupt können die Dichter nicht genug von den Muſikern und Malern lernen. In dieſen Künſten wird es recht auffallend, wie nöthig es iſt, wirthſchaftlich mit den Hülfsmitteln der Kunſt umzu-

gehen, und wie viel auf geſchickte Verhältniſſe ankommt. Dagegen könnten freilich jene Künſtler auch von uns die poetiſche Unabhängigkeit und den innern Geiſt jeder Dichtung und Erfindung, jedes ächten Kunſtwerks überhaupt, dankbar annehmen. Sie ſollten poetiſcher und wir muſikaliſcher und mahleriſcher ſeyn — beides nach der Art und Weiſe unſerer Kunſt. Der Stoff iſt nicht der Zweck der Kunſt, aber die Ausführung iſt es. Du wirſt ſelbſt ſehen, welche Geſänge dir am beſten gerathen, gewiß die, deren Gegenſtände dir am geläufigſten und gegenwärtigſten ſind. Daher kann man ſagen, daß die Poeſie ganz auf Erfahrung beruht. Ich weiß ſelbſt, daß mir in jungen Jahren ein Gegenſtand nicht leicht zu entfernt und zu unbekannt ſeyn konnte, den ich nicht am liebſten beſungen hätte. Was wurde es? ein leeres, armſeliges Wortgeräuſch, ohne einen Funken wahrer Poeſie. Daher iſt auch ein Märchen eine ſehr ſchwierige Aufgabe, und ſelten wird ein junger Dichter ſie gut löſen.

Ich möchte gern eins von dir hören, ſagte Heinrich. Die wenigen, die ich gehört habe, haben mich unbeſchreiblich ergötzt, ſo unbedeutend ſie auch ſeyn mochten.

Ich will heute Abend deinen Wunſch befriedigen. Es iſt mir eins erinnerlich, was ich noch in ziemlich jungen Jahren machte, wovon es auch noch deutliche Spuren an ſich trägt; indeß wird es dich vielleicht deſto

lehrreicher unterhalten, und dich an manches erinnern, was ich dir gesagt habe.

Die Sprache, sagte Heinrich, ist wirklich eine kleine Welt in Zeichen und Tönen. Wie der Mensch sie beherrscht, so möchte er gern die große Welt beherrschen, und sich frei darin ausdrücken können. Und eben in dieser Freude, das, was außer der Welt ist, in ihr zu offenbaren, das thun zu können, was eigentlich der ursprüngliche Trieb unsers Daseyns ist, liegt der Ursprung der Poesie.

Es ist recht übel, sagte Klingsohr, daß die Poesie einen besondern Namen hat, und die Dichter eine besondere Zunft ausmachen. Es ist gar nichts besonderes. Es ist die eigenthümliche Handlungsweise des menschlichen Geistes. Dichtet und trachtet nicht jeder Mensch in jeder Minute? — Eben trat Mathilde ins Zimmer, als Klingsohr noch sagte: Man betrachte nur die Liebe. Nirgends wird wohl die Nothwendigkeit der Poesie zum Bestand der Menschheit so klar, als in ihr. Die Liebe ist stumm, nur die Poesie kann für sie sprechen. Oder die Liebe ist selbst nichts, als die höchste Naturpoesie. Doch ich will dir nicht Dinge sagen, die du besser weißt, als ich.

Du bist ja der Vater der Liebe, sagte Heinrich, indem er Mathilden umschlang, und beide seine Hand küßten.

Klingsohr umarmte sie, und ging hinaus. Liebe

Mathilde, ſagte Heinrich nach einem langen Kuſſe, es iſt mir wie ein Traum, daß du mein biſt; aber noch wunderbarer iſt es mir, daß du es nicht immer geweſen biſt. Mich dünkt, ſagte Mathilde, ich kennte dich ſeit undenklichen Zeiten. — Kannſt du mich denn lieben? — Ich weiß nicht, was Liebe iſt, aber das kann ich dir ſagen, daß mir iſt, als finge ich erſt jetzt zu leben an, und daß ich dir ſo gut bin, daß ich gleich für dich ſterben wollte. — Meine Mathilde, erſt jetzt fühle ich, was es heißt unſterblich zu ſeyn. — Lieber Heinrich, wie unendlich gut biſt du, welcher herrliche Geiſt ſpricht aus dir. Ich bin ein armes, unbedeutendes Mädchen. — Wie du mich tief beſchämſt! bin ich doch nur durch dich, was ich bin. Ohne dich wäre ich nichts. Was iſt ein Geiſt ohne Himmel, und du biſt der Himmel, der mich trägt und erhält. — Welches ſelige Geſchöpf wär' ich, wenn du ſo treu wärſt, wie mein Vater. Meine Mutter ſtarb kurz nach meiner Geburt. Mein Vater weint faſt alle Tage noch um ſie. — Ich verdiene es nicht, aber möchte ich glücklicher ſeyn, als er. — Ich lebte gern recht lange an deiner Seite, lieber Heinrich. Ich werde durch dich gewiß viel beſſer. — Ach! Mathilde, auch der Tod wird uns nicht trennen. — Nein Heinrich, wo ich bin, wirſt du ſeyn. — Ja wo du biſt, Mathilde, werd' ich ewig ſeyn. — Ich begreife nichts von der Ewigkeit, aber ich dächte, das müßte die Ewigkeit ſeyn, was ich empfinde, wenn ich

an dich denke. — Ja Mathilde, wir ſind ewig, weil wir uns lieben. — Du glaubſt nicht, Lieber, wie inbrünſtig ich heute früh, wie wir nach Hauſe kamen, vor dem Bilde der himmliſchen Mutter niederkniete, wie unſäglich ich zu ihr gebetet habe. Ich glaubte in Thränen zu zerfließen. Es kam mir vor, als lächelte ſie mir zu. Nun weiß ich erſt was Dankbarkeit iſt. — O Geliebte, der Himmel hat dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete dich an. Du biſt die Heilige, die meine Wünſche zu Gott bringt, durch die er ſich mir offenbart, durch die er mir die Fülle ſeiner Liebe kund thut. Was iſt die Religion, als ein unendliches Einverſtändniß, eine ewige Vereinigung liebender Herzen? Wo zwei verſammelt ſind, iſt Er ja unter ihnen. Ich habe ewig an dir zu athmen; meine Bruſt wird nie aufhören dich in ſich zu ziehn. Du biſt die göttliche Herrlichkeit, das ewige Leben in der lieblichſten Hülle. — Ach! Heinrich, du weißt das Schickſal der Roſen; wirſt du auch die welken Lippen, die bleichen Wangen mit Zärtlichkeit an deine Lippen drücken? Werden die Spuren des Alters nicht die Spuren der vorübergegangenen Liebe ſeyn? — O! könnteſt du durch meine Augen in mein Gemüth ſehen! aber du liebſt mich und ſo glaubſt du mir auch. Ich begreife das nicht, was man von der Vergänglichkeit der Reize ſagt. O! ſie ſind unverwelklich. Was mich ſo unzertrennlich zu dir zieht, was ein ewiges Verlangen in mir geweckt hat,

das ist nicht aus dieser Zeit. Könntest du nur sehn, wie du mir erscheinst, welches wunderbare Bild deine Gestalt durchdringt, und mir überall entgegen leuchtet, du würdest kein Alter fürchten. Deine irdische Gestalt ist nur ein Schatten dieses Bildes. Die irdischen Kräfte ringen und quellen, um es festzuhalten, aber die Natur ist noch unreif; das Bild ist ein ewiges Urbild, ein Theil der unbekannten heiligen Welt. — Ich verstehe dich, lieber Heinrich, denn ich sehe etwas Aehnliches, wenn ich dich anschaue. — Ja Mathilde, die höhere Welt ist uns näher, als wir gewöhnlich denken. Schon hier leben wir in ihr, und wir erblicken sie auf das Innigste mit der irdischen Natur verwebt. — Du wirst mir noch viel herrliche Sachen offenbaren, Geliebtester. — O! Mathilde, von dir allein kommt mir die Gabe der Weissagung. Alles ist ja dein, was ich habe; deine Liebe wird mich in die Heiligthümer des Lebens, in das Allerheiligste des Gemüths führen; du wirst mich zu den höchsten Anschauungen begeistern. Wer weiß, ob unsre Liebe nicht dereinst noch zu Flammenfittigen wird, die uns aufheben, und uns in unsre himmlische Heimath tragen, ehe das Alter und der Tod uns erreichen. Ist es nicht schon ein Wunder, daß du mein bist, daß ich dich in meinen Armen halte, daß du mich liebst, und ewig mein seyn willst? — Auch mir ist jetzt alles glaublich, und ich fühle ja so deutlich eine stille Flamme in mir lodern; wer weiß ob sie uns nicht

verklärt, und die irdiſchen Banden allmählich auflöſt. Sage mir nur, Heinrich, ob du auch ſchon das grenzenloſe Vertrauen zu mir haſt, was ich zu dir habe? Noch nie hab' ich ſo etwas gefühlt, ſelbſt nicht gegen meinen Vater, den ich doch ſo unendlich liebe. — Liebe Mathilde, es peinigt mich ordentlich, daß ich dir nicht alles auf einmal ſagen, daß ich dir nicht gleich mein ganzes Herz auf einmal hingeben kann. Es iſt auch zum erſtenmal in meinem Leben, daß ich ganz offen bin. Keinen Gedanken, keine Empfindung kann ich vor dir mehr geheim haben; du mußt alles wiſſen. Mein ganzes Weſen ſoll ſich mit dem deinigen vermiſchen. Nur die grenzenloſeſte Hingebung kann meiner Liebe genügen. In ihr beſteht ſie ja. Sie iſt ja ein geheimnißvolles Zuſammenfließen unſers geheimſten und eigenthümlichſten Daſeyns. — Heinrich, ſo können ſich noch nie zwei Menſchen geliebt haben. — Ich kanns nicht glauben. Es gab ja noch keine Mathilde. — Auch keinen Heinrich. — Ach! ſchwöre es mir noch einmal, daß du ewig mein biſt; die Liebe iſt eine endloſe Wiederholung. — Ja, Heinrich, ich ſchwöre ewig dein zu ſeyn, bei der unſichtbaren Gegenwart meiner guten Mutter. — Ich ſchwöre ewig dein zu ſeyn, Mathilde, ſo wahr die Liebe, die Gegenwart Gottes bei uns iſt. Eine lange Umarmung, unzählige Küſſe beſiegelten den ewigen Bund des ſeligen Paars.

Neuntes Kapitel.

Abends waren einige Gäste da; der Großvater trank die Gesundheit des jungen Brautpaars, und versprach bald ein schönes Hochzeitfest auszurichten. Was hilft das lange Zaudern, sagte der Alte. Frühe Hochzeiten, lange Liebe. Ich habe immer gesehen, daß Ehen, die frühe geschlossen wurden, am glücklichsten waren. In spätern Jahren ist gar keine solche Andacht mehr im Ehestande, als in der Jugend. Eine gemeinschaftlich genossene Jugend ist ein unzerreißliches Band. Die Erinnerung ist der sicherste Grund der Liebe. Nach Tische kamen mehrere. Heinrich bat seinen neuen Vater um die Erfüllung seines Versprechens. Klingsohr sagte zu der Gesellschaft: Ich habe heute Heinrich versprochen ein Märchen zu erzählen; wenn ihr es zufrieden seyd, so bin ich bereit. Das ist ein kluger Einfall von Heinrich, sagte Schwaning. Ihr habt lange nichts von euch hören lassen. Alle setzten sich um das lodernde Feuer im Kamin. Heinrich saß dicht bei Mathilden, und schlang seinen Arm um sie. Klingsohr begann:

Die lange Nacht war eben angegangen. Der alte Held ſchlug an ſeinen Schild, daß es weit umher in den öden Gaſſen der Stadt erklang. Er wiederholte das Zeichen dreimal. Da fingen die hohen bunten Fenſter des Pallaſtes an von innen heraus helle zu werden, und ihre Figuren bewegten ſich. Sie bewegten ſich lebhafter, je ſtärker das röthliche Licht ward, das die Gaſſen zu erleuchten begann. Auch ſah man allmählig die gewaltigen Säulen und Mauern ſelbſt ſich erhellen; endlich ſtanden ſie im reinſten milchblauen Schimmer, und ſpielten mit den ſanfteſten Farben. Die ganze Gegend ward nun ſichtbar, und der Widerſchein der Figuren, das Getümmel der Spieße, der Schwerdter, der Schilder und der Helme, die ſich nach hier und da erſcheinenden Kronen von allen Seiten neigten, und endlich wie dieſe verſchwanden, und einem ſchlichten, grünen Kranze Platz machten, um dieſen her einen weiten Kreis ſchloſſen: alles dies ſpiegelte ſich in dem ſtarren Meere, das den Berg umgab, auf dem die Stadt lag, und auch der ferne hohe Berggürtel, der ſich rund um das Meer herzog, ward bis in die Mitte mit einem milden Abglanz überzogen. Man konnte nichts deutlich unterſcheiden; doch hörte man ein wunderliches Getöſe herüber, wie aus einer fernen ungeheuren Werkſtatt. Die Stadt erſchien dagegen hell und klar. Ihre glatten, durchſichtigen Mauern warfen die ſchönen Strahlen zurück, und das vortreffliche

Ebenmaaß, der edle Styl aller Gebäude, und ihre schöne Zusammenordnung kam zum Vorschein. Vor allen Fenstern standen zierliche Gefäße von Thon, voll der mannichfaltigsten Eis- und Schneeblumen, die auf das anmuthigste funkelten.

Am herrlichsten nahm sich auf dem großen Platze vor dem Pallaste der Garten aus, der aus Metallbäumen und Krystallpflanzen bestand, und mit bunten Edelsteinblüthen und Früchten übersäet war. Die Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit der Gestalten und die Lebhaftigkeit der Lichter und Farben gewährten das herrlichste Schauspiel, dessen Pracht durch einen hohen Springquell in der Mitte des Gartens, der zu Eis erstarrt war, vollendet wurde. Der alte Held ging vor den Thoren des Pallastes langsam vorüber. Eine Stimme rief seinen Namen im Innern. Er lehnte sich an das Thor, das mit einem sanften Klange sich öffnete, und trat in den Saal. Seinen Schild hielt er vor die Augen. Hast du noch nichts entdeckt? sagte die schöne Tochter Arcturs mit klagender Stimme. Sie lag an seidenen Polstern auf einem Throne, der von einem großen Schwefelkrystall künstlich erbaut war, und einige Mädchen rieben ämsig ihre zarten Glieder, die wie aus Milch und Purpur zusammengeflossen schienen. Nach allen Seiten strömte unter den Händen der Mädchen das reizende Licht von ihr aus, was den Pallast so wundersam erleuchtete. Ein duftender Wind wehte im

Saale. Der Held schwieg. Laß mich deinen Schild berühren, sagte sie sanft. Er näherte sich dem Throne und betrat den köstlichen Teppich. Sie ergriff seine Hand, drückte sie mit Zärtlichkeit an ihren himmlischen Busen, und rührte seinen Schild an. Seine Rüstung klang, und eine durchdringende Kraft beseelte seinen Körper. Seine Augen blitzten, und das Herz pochte hörbar an den Panzer. Die schöne Freya schien heiterer, und das Licht ward brennender, das von ihr ausströmte. Der König kommt, rief ein prächtiger Vogel, der im Hintergrunde des Thrones saß. Die Dienerinnen legten eine himmelblaue Decke über die Prinzessin, die sie bis über den Busen bedeckte. Der Held senkte seinen Schild, und sah nach der Kuppel hinauf, zu welcher zwei breite Treppen von beiden Seiten des Saals sich hinauf schlangen. Eine leise Musik ging dem Könige voran, der bald mit einem zahlreichen Gefolge in der Kuppel erschien und herunter kam.

Der schöne Vogel entfaltete seine glänzenden Schwingen, bewegte sie sanft und sang, wie mit tausend Stimmen, dem Könige entgegen:

Nicht lange wird der schöne Fremde säumen.
Die Wärme naht, die Ewigkeit beginnt.
Die Königin erwacht aus langen Träumen,
Wenn Meer und Land in Liebesglut zerrinnt.
Die kalte Nacht wird diese Stätte räumen,
Wenn Fabel erst das alte Recht gewinnt.

In Freyas Schooß wird sich die Welt entzünden
Und jede Sehnsucht ihre Sehnsucht finden.

Der König umarmte seine Tochter mit Zärtlichkeit. Die Geister der Gestirne stellten sich um den Thron, und der Held nahm in der Reihe seinen Platz ein. Eine unzählige Menge Sterne füllten den Saal in zierlichen Gruppen. Die Dienerinnen brachten einen Tisch und ein Kästchen, worin eine Menge Blätter lagen, auf denen heilige tiefsinnige Zeichen standen, die aus lauter Sternbildern zusammengesetzt waren. Der König küßte ehrfurchtsvoll diese Blätter, mischte sie sorgfältig untereinander, und reichte seiner Tochter einige hin; die andern behielt er für sich. Die Prinzessin zog sie nach der Reihe heraus und legte sie auf den Tisch, dann betrachtete der König die seinigen genau, und wählte mit vielem Nachdenken, ehe er eins dazu hinlegte. Zuweilen schien er gezwungen zu seyn, dies oder jenes Blatt zu wählen. Oft aber sah man ihm die Freude an, wenn er durch ein gutgetroffenes Blatt eine schöne Harmonie der Zeichen und Figuren legen konnte. Wie das Spiel anfing, sah man an allen Umstehenden Zeichen der lebhaftesten Theilnahme, und die sonderbarsten Mienen und Gebehrden, gleichsam als hätte jeder ein unsichtbares Werkzeug in Händen, womit er eifrig arbeite. Zugleich ließ sich eine sanfte, aber tief bewegende Musik in der Luft hören, die von den im Saale sich wunderlich durcheinander schlingenden Sternen, und den

übrigen ſonderbaren Bewegungen zu entſtehen ſchien. Die Sterne ſchwangen ſich, bald langſam, bald ſchnell, in beſtändig veränderten Linien umher, und bildeten, nach dem Gange der Muſik, die Figuren der Blätter auf das kunſtreichſte nach. Die Muſik wechſelte, wie die Bilder auf dem Tiſche, unaufhörlich, und ſo wunderlich und hart auch die Uebergänge nicht ſelten waren, ſo ſchien doch nur Ein einfaches Thema das Ganze zu verbinden. Mit einer unglaublichen Leichtigkeit flogen die Sterne den Bildern nach. Sie waren bald alle in Einer großen Verſchlingung, bald wieder in einzelne Haufen ſchön geordnet, bald zerſtäubte der lange Zug, wie ein Strahl, in unzählige Funken, bald kam durch immer wachſende kleinere Kreiſe und Muſter wieder Eine große, überraſchende Figur zum Vorſchein. Die bunten Geſtalten in den Fenſtern blieben während dieſer Zeit ruhig ſtehen. Der Vogel bewegte unaufhörlich die Hülle ſeiner koſtbaren Federn auf die mannichfaltigſte Weiſe. Der alte Held hatte bisher auch ſein unſichtbares Geſchäft ämſig betrieben, als auf einmal der König voll Freuden ausrief: Es wird alles gut. Eiſen, wirf du dein Schwerdt in die Welt, daß ſie erfahren, wo der Friede ruht. Der Held riß das Schwerdt von der Hüfte, ſtellte es mit der Spitze gen Himmel, dann ergriff er es, und warf es aus dem geöffneten Fenſter über die Stadt und das Eismeer. Wie ein Komet flog es durch die Luft, und ſchien an dem Berggürtel mit

hellem Klange zu zersplittern, denn es fiel in lauter Funken herunter.

Zu der Zeit lag der schöne Knabe Eros in seiner Wiege und schlummerte sanft, während Ginnistan seine Amme die Wiege schaukelte, und seiner Milchschwester Fabel die Brust reichte. Ihr buntes Halstuch hatte sie über die Wiege ausgebreitet, daß die hellbrennende Lampe, die der Schreiber vor sich stehen hatte, das Kind mit ihrem Scheine nicht beunruhigen möchte. Der Schreiber schrieb unverdrossen, sah sich nur zuweilen mürrisch nach den Kindern um, und schnitt der Amme finstere Gesichter, die ihn gutmüthig anlächelte und schwieg.

Der Vater der Kinder ging immer ein und aus, indem er jedesmal die Kinder betrachtete und Ginnistan freundlich begrüßte. Er hatte unaufhörlich dem Schreiber etwas zu sagen. Dieser vernahm ihn genau, und wenn er es aufgezeichnet hatte, reichte er die Blätter einer edlen, göttergleichen Frau hin, die sich an einen Altar lehnte, auf welchem eine dunkle Schaale mit klarem Wasser stand, in welches sie mit heiterm Lächeln blickte. Sie tauchte die Blätter jedesmal hinein, und wenn sie beim Herausziehen gewahr wurde, daß einige Schrift stehen geblieben und glänzend geworden war, so gab sie das Blatt dem Schreiber zurück, der es in ein großes Buch heftete, und oft verdrießlich zu seyn schien, wenn seine Mühe vergeblich gewesen und alles

ausgelöscht war. Die Frau wandte sich zu Zeiten gegen Ginnistan und die Kinder, tauchte den Finger in die Schaale, und spritzte einige Tropfen auf sie hin, die, sobald sie die Amme, das Kind, oder die Wiege berührten, in einen blauen Dunst zerrannen, der tausend seltsame Bilder zeigte, und beständig um sie herzog und sich veränderte. Traf einer davon zufällig auf den Schreiber, so fielen eine Menge Zahlen und geometrische Figuren nieder, die er mit vieler Aemsigkeit auf einen Faden zog, und sich zum Zierrath um den magern Hals hing. Die Mutter des Knaben, die wie die Anmuth und Lieblichkeit selbst aussah, kam oft herein. Sie schien beständig beschäftigt, und trug immer irgend ein Stück Hausgeräthe mit sich hinaus; bemerkte es der argwöhnische und mit spähenden Blicken sie verfolgende Schreiber, so begann er eine lange Strafrede, auf die aber kein Mensch achtete. Alle schienen seiner unnützen Widerreden gewohnt. Die Mutter gab auf einige Augenblicke der kleinen Fabel die Brust; aber bald ward sie wieder abgerufen, und dann nahm Ginnistan das Kind zurück, das an ihr lieber zu trinken schien. Auf einmal brachte der Vater ein zartes eisernes Stäbchen herein, das er im Hofe gefunden hatte. Der Schreiber besah es, drehte es dann mit vieler Lebhaftigkeit herum, und brachte bald heraus, daß es sich von selbst, in der Mitte an einem Faden aufgehängt, nach Norden drehe. Ginnistan nahm es auch in die Hand, bog es,

drückte es, hauchte es an, und hatte ihm bald die Gestalt einer Schlange gegeben, die sich nun plötzlich in den Schwanz biß. Der Schreiber ward bald des Betrachtens überdrüßig. Er schrieb alles auf, und war sehr weitläuftig über den Nutzen, den dieser Fund gewähren könne. Wie ärgerlich war er aber, als sein ganzes Schreibwerk die Probe nicht bestand, und das Papier weiß aus der Schaale hervorkam. Die Amme spielte fort. Zufällig berührte sie die Wiege damit, da fing der Knabe an wach zu werden, schlug die Decke zurück, hielt die Hand gegen das Licht, und langte mit der andern nach der Schlange. Wie er sie erhielt, sprang er rüstig, daß Ginnistan erschrak, und der Schreiber beinah vor Entsetzen vom Stuhle fiel, aus der Wiege; stand, nur von seinen langen goldenen Haaren bedeckt, im Zimmer, und betrachtete mit unaussprechlicher Freude das Kleinod, das sich in seinen Händen nach Norden ausstreckte, und ihn heftig im Innern zu bewegen schien. Zusehends wuchs er.

Sophie, sagte er mit rührender Stimme zu der Frau, laß mich aus der Schaale trinken. Sie reichte sie ihm ohne Anstand, und er konnte nicht aufhören zu trinken, indem die Schaale sich immer voll zu erhalten schien. Endlich gab er sie zurück, indem er die edle Frau innig umarmte. Er herzte Ginnistan, und bat sie um das bunte Tuch, das er sich anständig um die Hüften band. Die kleine Fabel nahm er auf den Arm.

Sie ſchien unendliches Wohlgefallen an ihm zu haben, und fing zu plaudern an. Ginniſtan machte ſich viel um ihn zu ſchaffen. Sie ſah äußerſt reizend und leichtfertig aus, und drückte ihn mit der Innigkeit einer Braut an ſich. Sie zog ihn mit heimlichen Worten nach der Kammerthür, aber Sophie winkte ernſthaft, und deutete nach der Schlange; da kam die Mutter herein, auf die er ſogleich zuflog, und ſie mit heißen Thränen bewillkommte. Der Schreiber war ingrimmig fortgegangen. Der Vater trat herein, und wie er Mutter und Sohn in ſtiller Umarmung ſah, trat er hinter ihren Rücken zur reizenden Ginniſtan, und liebkoſte ihr. Sophie ſtieg die Treppe hinauf. Die kleine Fabel nahm die Feder des Schreibers und fing zu ſchreiben an. Mutter und Sohn vertieften ſich in ein leiſes Geſpräch, und der Vater ſchlich ſich mit Ginniſtan in die Kammer, um ſich von den Geſchäften des Tags in ihren rmen zu erholen. Nach geraumer Zeit kam Sophie zurück, Der Schreiber trat herein. Der Vater kam aus der Kammer, und ging an ſeine Geſchäfte. Ginniſtan kam mit glühenden Wangen zurück. Der Schreiber jagte die kleine Fabel mit vielen Schmähungen von ſeinem Sitze, und hatte einige Zeit nöthig ſeine Sachen in Ordnung zu bringen. Er reichte Sophien die von Fabel vollgeſchriebenen Blätter, um ſie rein zurück zu erhalten, gerieth aber bald in den äußerſten Unwillen, wie Sophie die Schrift völlig glänzend und unverſehrt

aus der Schaale zog, und sie ihm hinlegte. Fabel schmiegte sich an ihre Mutter, die sie an die Brust nahm, und das Zimmer aufputzte, die Fenster öffnete, frische Luft hereinließ, und Zubereitungen zu einem köstlichen Mahle machte. Man erblickte durch die Fenster die herrlichsten Aussichten und einen heitern Himmel über die Erde gespannt. Auf dem Hofe war der Vater in voller Thätigkeit. Wenn er müde war, sah er hinauf ans Fenster, wo Ginnistan stand, und ihm allerhand Näschereien herunterwarf. Die Mutter und der Sohn gingen hinaus, um überall zu helfen, und den gefaßten Entschluß vorzubereiten. Der Schreiber rührte die Feder, und machte immer eine Fratze, wenn er genöthigt war, Ginnistan um etwas zu fragen, die ein sehr gutes Gedächtniß hatte, und alles behielt, was sich zutrug. Eros kam bald in schöner Rüstung, um die das bunte Tuch wie eine Schärpe gebunden war, zurück, und bat Sophien um Rath, wann und wie er seine Reise antreten sollte. Der Schreiber war vorlaut, und wollte gleich mit einem ausführlichen Reiseplan dienen, aber seine Vorschläge wurden überhört. Du kannst sogleich reisen; Ginnistan mag dich begleiten, sagte Sophie; sie weiß mit den Wegen Bescheid, und ist überall gut bekannt. Sie wird die Gestalt deiner Mutter annehmen, um dich nicht in Versuchung zu führen. Findest du den König, so denke an mich; dann komme ich um dir zu helfen.

Ginniſtan tauſchte ihre Geſtalt mit der Mutter, worüber der Vater ſehr vergnügt zu ſeyn ſchien; der Schreiber freute ſich, daß die beiden fortgingen; beſonders da ihm Ginniſtan ihr Taſchenbuch zum Abſchiede ſchenkte, worin die Chronik des Hauſes umſtändlich aufgezeichnet war; nur blieb ihm die kleine Fabel ein Dorn im Auge, und er hätte, um ſeiner Ruhe und Zufriedenheit willen, nichts mehr gewünſcht, als daß auch ſie unter der Zahl der Abreiſenden ſeyn möchte. Sophie ſegnete die Niederknieenden ein, und gab ihnen ein Gefäß voll Waſſer aus der Schaale mit; die Mutter war ſehr bekümmert. Die kleine Fabel wäre gern mitgegangen, und der Vater war zu ſehr außer dem Hauſe beſchäftigt, als daß er lebhaften Antheil hätte nehmen ſollen. Es war Nacht, wie ſie abreiſten, und der Mond ſtand hoch am Himmel. Lieber Eros, ſagte Ginniſtan, wir müſſen eilen, daß wir zu meinem Vater kommen, der mich lange nicht geſehn, und ſo ſehnſuchtsvoll mich überall auf der Erde geſucht hat. Siehſt du wohl ſein bleiches abgehärmtes Geſicht? Dein Zeugniß wird mich ihm in der fremden Geſtalt kenntlich machen.

Die Liebe ging auf dunkler Bahn,
Vom Monde nur erblickt,
Das Schattenreich war aufgethan
Und ſeltſam aufgeſchmückt.

*

Ein blauer Dunſt umſchwebte ſie
Mit einem goldnen Rand,
Und eilig zog die Fantaſie
Sie über Strom und Land.

*

Es hob ſich ihre volle Bruſt
In wunderbarem Muth;
Ein Vorgefühl der künft'gen Luſt
Beſprach die wilde Glut.

*

Die Sehnſucht klagt' und wußt' es nicht,
Daß Liebe näher kam;
Und tiefer grub in ihr Geſicht
Sich hoffnungsloſer Gram.

*

Die kleine Schlange blieb getreu,
Sie wies nach Norden hin,
Und beide folgten ſorgenfrei
Der ſchönen Führerin.

*

Die Liebe ging durch Wüſtenein
Und durch der Wolken Land,
Trat in den Hof des Mondes ein,
Die Tochter an der Hand.

Er ſaß auf ſeinem Silberthron,
Allein mit ſeinem Harm;
Da hört er ſeines Kindes Ton,
Und ſank in ihren Arm.

Eros ſtand gerührt bei den zärtlichen Umarmungen. Endlich ſammelte ſich der alte, erſchütterte Mann, und bewillkommte ſeinen Gaſt. Er ergriff ſein großes Horn, und ſtieß mit voller Macht hinein. Ein gewaltiger Ruf dröhnte durch die uralte Burg. Die ſpitzen Thürme mit ihren glänzenden Knöpfen und die tiefen ſchwarzen Dächer ſchwankten. Die Burg ſtand ſtill, denn ſie war auf das Gebirge jenſeits des Meers gekommen. Von allen Seiten ſtrömten ſeine Diener herzu, deren ſeltſame Geſtalten und Trachten Ginniſtan unendlich ergötzten, und den tapfern Eros nicht erſchreckten. Erſtere grüßte ihre alten Bekannten, und alle erſchienen vor ihr mit neuer Stärke und in der ganzen Herrlichkeit ihrer Naturen. Der ungeſtüme Geiſt der Flut folgte der ſanften Ebbe. Die alten Orkane legten ſich an die klopfende Bruſt der heißen leidenſchaftlichen Erdbeben. Die zärtlichen Regenſchauer ſahen ſich nach dem bunten Bogen um, der von der Sonne, die ihn mehr anzieht, entfernt, bleich da ſtand. Der rauhe Donner ſchalt über die Thorheiten der Blitze hinter den unzähligen Wolken hervor, die mit tauſend Reizen daſtanden, und die feurigen Jünglinge lockten. Die beiden Schweſtern,

Morgen und Abend, freuten ſich vorzüglich über die beiden Ankömmlinge. Sie weinten ſanfte Thränen in ihren Umarmungen. Unbeſchreiblich war der Anblick dieſes wunderlichen Hofſtaats. Der alte König konnte ſich an ſeiner Tochter nicht ſatt ſehen. Sie fühlte ſich zehnfach glücklich in ihrer väterlichen Burg, und ward nicht müde die bekannten Wunder und Seltenheiten zu beſchauen. Ihre Freude war ganz unbeſchreiblich, als ihr der König den Schlüſſel zur Schatzkammer und die Erlaubniß gab, ein Schauſpiel für Eros darin zu veranſtalten, das ihn ſo lange unterhalten könnte, bis das Zeichen des Aufbruchs gegeben würde. Die Schatzkammer war ein großer Garten, deſſen Mannichfaltigkeit und Reichthum alle Beſchreibung übertraf. Zwiſchen den ungeheuren Wetterbäumen lagen unzählige Luftſchlöſſer von überraſchender Bauart, eins immer köſtlicher, als das andere. Große Heerden von Schäfchen, mit ſilberweißer, goldner und roſenfarbner Wolle irrten umher, und die ſonderbarſten Thiere belebten den Hain. Merkwürdige Bilder ſtanden hie und da, und die feſtlichen Aufzüge, die ſeltſamen Wagen, die überall zum Vorſchein kamen, beſchäftigten die Aufmerkſamkeit unaufhörlich. Die Beete ſtanden voll der bunteſten Blumen. Die Gebäude waren gehäuft voll von Waffen aller Art, voll der ſchönſten Teppiche, Tapeten, Vorhänge, Trinkgeſchirre und aller Arten von Geräthen und Werkzeugen, in unüberſehlichen Reihen. Auf einer An-

höhe erblickten ſie ein romantiſches Land, das mit Städten und Burgen, mit Tempeln und Begräbniſſen überſät war, und alle Anmuth bewohnter Ebenen mit den furchtbaren Reizen der Einöde und ſchroffer Felſengegenden vereinigte. Die ſchönſten Farben waren in den glücklichſten Miſchungen. Die Bergſpitzen glänzten wie Luftfeuer in ihren Eis- und Schneehüllen. Die Ebene lachte im friſcheſten Grün. Die Ferne ſchmückte ſich mit allen Veränderungen von Blau, und aus der Dunkelheit des Meeres wehten unzählige bunte Wimpel von zahlreichen Flotten. Hier ſah man einen Schiffbruch im Hintergrunde, und vorne ein ländliches fröhliches Mahl von Landleuten; dort den ſchrecklich ſchönen Ausbruch eines Vulkans, die Verwüſtungen des Erdbebens, und im Vordergrunde ein liebendes Paar unter ſchattenden Bäumen, in den ſüßeſten Liebkoſungen. Abwärts eine fürchterliche Schlacht, und unter ihr ein Theater voll der lächerlichſten Masken. Nach einer andern Seite im Vordergrunde einen jugendlichen Leichnam auf der Bahre, die ein troſtloſer Geliebter feſthielt, und die weinenden Eltern daneben; im Hintergrunde eine liebliche Mutter mit dem Kinde an der Bruſt, und Engel ſitzend zu ihren Füßen, und aus den Zweigen über ihrem Haupte herunterblickend. Die Szenen verwandelten ſich unaufhörlich, und floſſen endlich in eine große geheimnißvolle Vorſtellung zuſammen. Himmel und Erde waren in vollem Aufruhr. Alle

Schrecken waren losgebrochen. Eine gewaltige Stimme rief zu den Waffen. Ein entsetzliches Heer von Todtengerippen, mit schwarzen Fahnen, kam wie ein Sturm von dunklen Bergen herunter, und griff das Leben an, das mit seinen jugendlichen Schaaren in der hellen Ebene in muntern Festen begriffen war, und sich keines Angriffs versah. Es entstand ein entsetzliches Getümmel, die Erde zitterte; der Sturm brauste, und die Nacht ward von fürchterlichen Meteoren erleuchtet. Mit unerhörten Grausamkeiten zerriß das Heer der Gespenster die zarten Glieder der Lebendigen. Ein Scheiterhaufen thürmte sich empor, und unter dem grausenvollsten Geheul wurden die Kinder des Lebens von den Flammen verzehrt. Plötzlich brach aus dem dunklen Aschenhaufen ein milchblauer Strom nach allen Seiten aus. Die Gespenster wollten die Flucht ergreifen, aber die Flut wuchs zusehends und verschlang die scheußliche Brut. Bald waren alle Schrecken vertilgt. Himmel und Erde flossen in süße Musik zusammen. Eine wunderschöne Blume schwamm glänzend auf den sanften Wogen. Ein glänzender Bogen schloß sich über der Flut, auf welchem göttliche Gestalten auf prächtigen Thronen, nach beiden Seiten herunter, saßen. Sophie saß zu oberst, die Schaale in der Hand, neben einem herrlichen Manne, mit einem Eichenkranze um die Locken und einer Friedenspalme statt des Szepters in der Rechten. Ein Lilienblatt bog sich über den Kelch der schwimmenden

Blume: die kleine Fabel saß auf demselben, und sang zur Harfe die süßesten Lieder. In dem Kelche saß Eros selbst, über ein schönes schlummerndes Mädchen hergebeugt, das ihn fest umschlungen hielt. Eine kleinere Blüthe schloß sich um beide her, so daß sie von den Hüften an in Eine Blume verwandelt zu seyn schienen.

Eros dankte Ginnistan mit tausend Entzücken. Er umarmte sie zärtlich, und sie erwiederte seine Liebkosungen. Ermüdet von den Beschwerden des Weges und den mannichfaltigen Gegenständen, die er gesehen hatte, sehnte er sich nach Bequemlichkeit und Ruhe. Ginnistan, die sich von dem schönen Jüngling lebhaft angezogen fühlte, hütete sich wohl des Trankes zu erwähnen, den Sophie ihm mitgegeben hatte. Sie führte ihn zu einem abgelegenen Bade, zog ihm die Rüstung aus, und zog selbst ein Nachtkleid an, in welchem sie fremd und verführerisch aussah. Eros tauchte sich in die gefährlichen Wellen, und stieg berauscht wieder heraus. Ginnistan trocknete ihn, und rieb seine starken, von Jugendkraft gespannten Glieder. Er gedachte mit glühender Sehnsucht seiner Geliebten, und umfaßte im süßen Wahne die reizende Ginnistan. Unbesorgt überließ er sich seiner ungestümen Zärtlichkeit, und schlummerte endlich nach den wollüstigsten Genüssen an dem reizenden Busen seiner Begleiterin ein.

Unterdessen war zu Hause eine traurige Veränderung vorgegangen. Der Schreiber hatte das Gesinde

in eine gefährliche Verschwörung verwickelt. Sein feindseliges Gemüth hatte längst Gelegenheit gesucht, sich des Hausregiments zu bemächtigen, und sein Joch abzuschütteln. Er hatte sie gefunden. Zuerst bemächtigte sich sein Anhang der Mutter, die in eiserne Bande gelegt wurde. Der Vater ward bei Wasser und Brod ebenfalls hingesetzt. Die kleine Fabel hörte den Lärm im Zimmer. Sie verkroch sich hinter dem Altare, und wie sie bemerkte, daß eine Thür an seiner Rückseite verborgen war, so öffnete sie dieselbe mit vieler Behendigkeit, und fand, daß eine Treppe in ihm hinunterging. Sie zog die Thür nach sich, und stieg im Dunkeln die Treppe hinunter. Der Schreiber stürzte mit Ungestüm herein, um sich an der kleinen Fabel zu rächen, und Sophien gefangen zu nehmen. Beide waren nicht zu finden. Die Schaale fehlt auch, und in seinem Grimme zerschlug er den Altar in tausend Stücke, ohne jedoch die heimliche Treppe zu entdecken.

Die kleine Fabel stieg geraume Zeit. Endlich kam sie auf einen freien Platz hinaus, der rund herum mit einer prächtigen Colonnade geziert, und durch ein großes Thor geschlossen war. Alle Figuren waren hier dunkel. Die Luft war wie ein ungeheurer Schatten; am Himmel stand ein schwarzer strahlender Körper. Man konnte alles auf das deutlichste unterscheiden, weil jede Figur einen andern Anstrich von schwarz zeigte, und einen lichten Schein hinter sich warf; Licht und Schatten

ſchienen hier ihre Rolle vertauſcht zu haben. Fabel freute ſich in einer neuen Welt zu ſeyn. Sie beſah alles mit kindlicher Neugierde. Endlich kam ſie an das Thor, vor welchem auf einem maſſiven Poſtament eine ſchöne Sphinx lag.

Was ſuchſt du? ſagte die Sphinx; mein Eigenthum, erwiederte Fabel. — Wo kommſt du her? — Aus alten Zeiten; — Du biſt noch ein Kind — und werde ewig ein Kind ſeyn. — Wer wird dir beiſtehen? — Ich ſtehe für mich. Wo ſind die Schweſtern? fragte Fabel. — Ueberall und nirgends, gab die Sphinx zur Antwort. — Kennſt du mich? — Noch nicht. — Wo iſt die Liebe? — In der Einbildung. — Und Sophie? — Die Sphinx murmelte unvernehmlich vor ſich hin, und rauſchte mit den Flügeln. Sophie und Liebe! rief triumphirend Fabel, und ging durch das Thor. Sie trat in die ungeheure Höhle, und ging fröhlich auf die alten Schweſtern zu, die bei der kärglichen Nacht einer ſchwarzbrennenden Lampe ihr wunderliches Geſchäft trieben. Sie thaten nicht, als ob ſie den kleinen Gaſt bemerkten, der mit artigen Liebkoſungen ſich geſchäftig um ſie erzeigte. Endlich krächzte die eine mit rauhen Worten und ſcheelem Geſicht: Was willſt du hier, Müßiggängerin? wer hat dich eingelaſſen? Dein kindiſches Hüpfen bewegt die ſtille Flamme. Das Oel verbrennt unnützer Weiſe. Kannſt du dich nicht hinſetzen und etwas vornehmen? — Schöne Baſe, ſagte Fabel,

am Müßiggehen ist mir nichts gelegen. Ich mußte recht über eure Thürhüterin lachen. Sie hätte mich gern an die Brust genommen, aber sie mußte zu viel gegessen haben, sie konnte nicht aufstehen. Laßt mich vor der Thür sitzen, und gebt mir etwas zu spinnen; denn hier kann ich nicht gut sehen, und wenn ich spinne, muß ich singen und plaudern dürfen, und das könnte euch in euren ernsthaften Gedanken stören. — Hinaus sollst du nicht, aber in der Nebenkammer bricht ein Strahl der Oberwelt durch die Felsritzen, da magst du spinnen, wenn du so geschickt bist; hier liegen ungeheure Haufen von alten Enden, die drehe zusammen; aber hüte dich: wenn du saumselig spinnst, oder der Faden reißt, so schlingen sich die Fäden um dich her und ersticken dich. — Die Alte lachte hämisch, und spann. Fabel raffte einen Arm voll Fäden zusammen, nahm Wocken und Spindel, und hüpfte singend in die Kammer. Sie sah durch die Oeffnung hinaus, und erblickte das Sternbild Phönix. Froh über das glückliche Zeichen fing sie an lustig zu spinnen, ließ die Kammerthür ein wenig offen, und sang halbleise:

Erwacht in euren Zellen,
Ihr Kinder alter Zeit;
Laßt eure Ruhestellen,
Der Morgen ist nicht weit.

Ich ſpinne eure Fäden
In einen Faden ein;
Aus iſt die Zeit der Fehden,
Ein Leben ſollt' ihr ſeyn.

*

Ein jeder lebt in Allen,
Und All' in Jedem auch;
Ein Herz wird in euch wallen,
Von Einem Lebenshauch.

*

Noch ſeid ihr nichts als Seele,
Nur Traum und Zauberei.
Geht furchtbar in die Höhle,
Und neckt die heil'ge Drei.

*

Die Spindel ſchwang ſich mit unglaublicher Behendigkeit zwiſchen den kleinen Füßen, während ſie mit beiden Händen den zarten Faden drehte. Unter dem Liede wurden unzählige Lichterchen ſichtbar, die aus der Thürſpalte ſchlüpften, und durch die Höhle in ſcheußlichen Larven ſich verbreiteten. Die Alten hatten während der Zeit immer mürriſch fortgeſponnen, und auf das Jammergeſchrei der kleinen Fabel gewartet, aber wie entſetzten ſie ſich, als auf einmal eine fürchterliche Naſe über ihre Schultern guckte, und wie ſie ſich umſahen, die ganze Höhle voll der gräßlichſten Figuren

war, die tauſenderlei Unfug trieben. Sie fuhren in einander, heulten mit fürchterlicher Stimme, und wären vor Schrecken zu Stein geworden, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Schreiber in die Höhle getreten wäre, und eine Alraunwurzel bei ſich gehabt hätte. Die Lichterchen verkrochen ſich in die Felsklüfte und die Höhle wurde ganz hell, weil die ſchwarze Lampe in der Verwirrung umgefallen und ausgelöſcht war. Die Alten waren froh, wie ſie den Schreiber kommen hörten, aber voll Ingrimms gegen die kleine Fabel. Sie riefen ſie heraus, ſchnarchten ſie fürchterlich an, und verboten ihr fortzuſpinnen. Der Schreiber ſchmunzelte höhniſch, weil er die kleine Fabel nun in ſeiner Gewalt zu haben glaubte, und ſagte: Es iſt gut, daß du hier biſt, und zur Arbeit angehalten werden kannſt. Ich hoffe, daß es an Züchtigungen nicht fehlen ſoll. Dein guter Geiſt hat dich hergeführt. Ich wünſche dir langes Leben und viel Vergnügen. Ich danke dir für deinen guten Willen, ſagte Fabel; man ſieht dir jetzt die gute Zeit an; dir fehlt nur noch das Stundenglas und die Hippe, ſo ſiehſt du ganz wie der Bruder meiner ſchönen Baſen aus. Wenn du Gänſeſpulen brauchſt, ſo zupfe ihnen nur eine Handvoll zarten Flaums aus den Wangen. Der Schreiber ſchien Miene zu machen, über ſie herzufallen. Sie lächelte und ſagte: Wenn dir dein ſchöner Haarwuchs und dein geiſtreiches Auge lieb ſind, ſo nimm dich in Acht; bedenke meine Nägel, du haſt nicht

viel mehr zu verlieren. Er wandte ſich mit verbißner Wuth zu den Alten, die ſich die Augen wiſchten, und nach ihren Wocken umhertappten. Sie konnten nichts finden, da die Lampe ausgelöſcht war, und ergoſſen ſich in Schimpfreden gegen Fabel. Laßt ſie doch gehen, ſprach er tückiſch, daß ſie euch Taranteln fange, zur Bereitung eures Oels. Ich wollte euch zu eurem Troſte ſagen, daß Eros ohne Raſt umherfliegt, und eure Scheere fleißig beſchäftigen wird. Seine Mutter, die euch ſo oft zwang, die Fäden länger zu ſpinnen, wird morgen ein Raub der Flammen. Er kitzelte ſich, um zu lachen, wie er ſah, daß Fabel einige Thränen bei dieſer Nachricht vergoß, gab ein Stück von der Wurzel den Alten, und ging naſerümpfend von dannen. Die Schweſtern hießen die Fabel mit zorniger Stimme Taranteln ſuchen, ohngeachtet ſie noch Oel vorräthig hatten, und Fabel eilte fort. Sie that, als öffne ſie das Thor, warf es ungeſtüm wieder zu, und ſchlich ſich leiſe nach dem Hintergrunde der Höhle, wo eine Leiter herunter hing. Sie kletterte ſchnell hinauf, und kam bald vor eine Fallthür, die ſich in Arkturs Gemach öffnete.

Der König ſaß umringt von ſeinen Räthen, als Fabel erſchien. Die nördliche Krone zierte ſein Haupt. Die Lilie hielt er mit der Linken, die Wage in der Rechten. Der Adler und Löwe ſaßen zu ſeinen Füßen. Monarch, ſagte die Fabel, indem ſie ſich ehrfurchtsvoll

vor ihm neigte: Heil deinem festgegründeten Throne! Frohe Botschaft deinem verwundeten Herzen! Baldige Rückkehr der Weisheit! Ewiges Erwachen dem Frieden! Ruhe der rastlosen Liebe! Verklärung des Herzens! Leben dem Alterthum und Gestalt der Zukunft! Der König berührte ihre offene Stirn mit der Lilie: Was du bittest, sei dir gewährt. — Dreimal werde ich bitten, wenn ich zum viertenmale komme, so ist die Liebe vor der Thür. Jetzt gieb mir die Leier. — Eridanus, bringe sie her! rief der König. Rauschend strömte Eridanus von der Decke, und Fabel zog die Leier aus seinen blinkenden Fluthen.

Fabel that einige weissagende Griffe; der König ließ ihr den Becher reichen, aus dem sie nippte und mit vielen Danksagungen hinweg eilte. Sie glitt in reizenden Bogenschwüngen über das Eismeer, indem sie fröliche Musik aus den Saiten lockte.

Das Eis gab unter ihren Tritten die herrlichsten Töne von sich. Der Felsen der Trauer hielt sie für Stimmen seiner suchenden rückkehrenden Kinder, und antwortete in einem tausendfachen Echo.

Fabel hatte bald das Gestade erreicht. Sie begegnete ihrer Mutter, die abgezehrt und bleich aussah, schlank und ernst geworden war, und in edlen Zügen die Spuren eines hoffnungslosen Grams und rührender Treue verrieth.

Was ist aus dir geworden, liebe Mutter? sagte

Fabel, du ſcheinſt mir gänzlich verändert; ohne inneres Anzeichen hätt ich dich nicht erkannt. Ich hoffte mich an deiner Bruſt einmal wieder zu erquicken; ich habe lange nach dir geſchmachtet. Ginniſtan liebkoſte ſie zärtlich, und ſah heiter und freundlich aus. Ich dachte es gleich, ſagte ſie, daß dich der Schreiber nicht würde gefangen haben. Dein Anblick erfriſcht mich. Es geht mir ſchlimm und knapp genug, aber ich tröſte mich bald. Vielleicht habe ich einen Augenblick Ruhe. Eros iſt in der Nähe, und wenn er dich ſieht, und du ihm vorplauderſt, verweilt er vielleicht einige Zeit. Indeß kannſt du dich an meine Bruſt legen, ich will dir geben, was ich habe. Sie nahm die Fabel auf den Schooß, reichte ihr die Bruſt, und fuhr fort, indem ſie lächelnd auf die Kleine herunter ſah, die es ſich gut ſchmecken ließ: Ich bin ſelbſt Urſach, daß Eros ſo wild und unbeſtändig geworden iſt. Aber mich reut es dennoch nicht, denn jene Stunden, die ich in ſeinen Armen zubrachte, haben mich zur Unſterblichen gemacht. Ich glaubte unter ſeinen feurigen Liebkoſungen zu zerſchmelzen. Wie ein himmliſcher Räuber ſchien er mich grauſam vernichten, und ſtolz über ſein bebendes Opfer triumphiren zu wollen. Wir erwachten ſpät aus dem verbotenen Rauſche, in einem ſonderbar vertauſchten Zuſtande. Lange ſilberweiße Flügel bedeckten ſeine weißen Schultern, und die reizende Fülle und Biegung ſeiner Geſtalt. Die Kraft, die ihn ſo plötzlich aus ei-

nem Knaben zum Jünglinge quellend getrieben, schien sich ganz in die glänzenden Schwingen gezogen zu haben, und er war wieder zum Knaben geworden. Die stille Glut seines Gesichts war in das tändelnde Feuer eines Irrlichts, der heilige Ernst in verstellte Schalkheit, die bedeutende Ruhe in kindische Unstätigkeit, der edle Anstand in drollige Beweglichkeit verwandelt. Ich fühlte mich von einer ernsthaften Leidenschaft unwiderstehlich zu dem muthwilligen Knaben gezogen, und empfand schmerzlich seinen lächelnden Hohn und seine Gleichgültigkeit gegen meine rührendsten Bitten. Ich sah meine Gestalt verändert. Meine sorglose Heiterkeit war verschwunden, und hatte einer traurigen Bekümmerniß, einer zärtlichen Schüchternheit Platz gemacht. Ich hätte mich mit Eros vor aller Augen verbergen mögen. Ich hatte nicht das Herz in seine beleidigenden Augen zu sehen, und fühlte mich entsetzlich beschämt und erniedrigt. Ich hatte keinen andern Gedanken, als ihn, und hätte mein Leben hingegeben, um ihn von seinen Unarten zu befreien. Ich mußte ihn anbeten, so tief er auch alle meine Empfindungen kränkte.

Seit der Zeit, wo er sich aufmachte, und mir entfloh, so rührend ich auch mit den heißesten Thränen ihn beschwor, bei mir zu bleiben, bin ich ihm überall gefolgt. Er scheint es ordentlich darauf anzulegen, mich zu necken. Kaum habe ich ihn erreicht, so fliegt er

tückiſch weiter. Sein Bogen richtet überall Verwüſtungen an. Ich habe nichts zu thun, als die Unglücklichen zu tröſten, und habe doch ſelbſt Troſt nöthig. Ihre Stimmen, die mich rufen, zeigen mir ſeinen Weg, und ihre wehmüthigen Klagen, wenn ich ſie wieder verlaſſen muß, gehen mir tief zu Herzen. Der Schreiber verfolgt uns mit entſetzlicher Wuth, und rächt ſich an den armen Getroffenen. Die Frucht jener geheimnißvollen Nacht waren eine zahlreiche Menge wunderlicher Kinder, die ihrem Großvater ähnlich ſehen, und nach ihm genannt ſind. Geflügelt wie ihr Vater begleiten ſie ihn beſtändig, und plagen die Armen, die ſein Pfeil trifft. Doch da kommt der fröliche Zug. Ich muß fort: lebe wohl, ſüßes Kind. Seine Nähe erregt meine Leidenſchaft. Sei glücklich in deinem Vorhaben. — Eros zog weiter, ohne Ginniſtan, die auf ihn zueilte, einen zärtlichen Blick zu gönnen. Aber zu Fabel wandte er ſich freundlich, und ſeine kleinen Begleiter tanzten frölich um ſie her. Fabel freute ſich, ihren Milchbruder wieder zu ſehen, und ſang zu ihrer Leier ein munteres Lied. Eros ſchien ſich beſinnen zu wollen, und ließ den Bogen fallen. Die Kleinen entſchliefen auf dem Raſen. Ginniſtan konnte ihn faſſen, und er litt ihre zärtlichen Liebkoſungen. Endlich fing Eros auch an zu nicken, ſchmiegte ſich an Ginniſtans Schooß und ſchlummerte ein, indem er ſeine Flügel über ſie ausbreitete. Unendlich froh war die müde Ginniſtan, und

verwandte kein Auge von dem holden Schläfer. Während des Geſanges waren von allen Seiten Taranteln zum Vorſchein gekommen, die über die Grashalme ein glänzendes Netz zogen, und lebhaft nach dem Takte ſich an ihren Fäden bewegten. Fabel tröſtete nun ihre Mutter, und verſprach ihr baldige Hülfe. Vom Felſen tönte der ſanfte Wiederhall der Muſik, und wiegte den Schläfer ein. Ginniſtan ſprengte aus dem wohlverwahrten Gefäß einige Tropfen in die Luft, und die anmuthigſten Träume fielen auf ſie nieder. Fabel nahm das Gefäß mit, und ſetzte ihre Reiſe fort. Ihre Saiten ruhten nicht, und die Taranteln folgten auf ſchnellgeſponnenen Fäden den bezaubernden Tönen.

Sie ſah bald von weitem die hohe Flamme des Scheiterhaufens, die über den grünen Wald emporſtieg. Traurig ſah ſie gen Himmel, und freute ſich wie ſie Sophiens blauen Schleier erblickte, der wallend über der Erde ſchwebte, und auf ewig die ungeheure Gruft bedeckte. Die Sonne ſtand feuerroth vor Zorn am Himmel, die gewaltige Flamme ſog an ihrem geraubten Lichte, und ſo heftig ſie es auch an ſich zu halten ſchien, ſo ward ſie doch immer bleicher und fleckiger. Die Flamme ward weißer und mächtiger, je fahler die Sonne ward. Sie ſog das Licht immer ſtärker in ſich, und bald war die Glorie um das Geſtirn des Tages verzehrt, und nur als eine matte, glänzende Scheibe ſtand es noch da, indem jede neue Regung des Neides und

der Wuth den Ausbruch der entfliehenden Lichtwellen vermehrte. Endlich war nichts von der Sonne mehr übrig, als eine ſchwarze ausgebrannte Schlacke, die herunter ins Meer fiel. Die Flamme war über allen Ausdruck glänzend geworden. Sie hob ſich langſam in die Höhe, und zog nach Norden. Fabel trat in den Hof, der verödet ausſah; das Haus war unterdeß verfallen. Dornſträucher wuchſen in den Ritzen der Fenſtergeſimſe und Ungeziefer aller Art kribbelte auf den zerbrochenen Stiegen. Sie hörte im Zimmer einen entſetzlichen Lärm; der Schreiber und ſeine Geſellen hatten ſich an dem Flammentode der Mutter geweidet, waren aber gewaltig erſchrocken, wie ſie den Untergang der Sonne wahrgenommen hatten.

Sie hatten ſich vergeblich angeſtrengt, die Flamme zu löſchen, und waren bei dieſer Gelegenheit nicht ohne Beſchädigungen geblieben. Der Schmerz und die Angſt preßte ihnen entſetzliche Verwünſchungen und Klagen aus. Sie erſchraken noch mehr, als Fabel ins Zimmer trat, und ſtürmten mit wüthendem Geſchrei auf ſie ein, um an ihr den Grimm auszulaſſen. Fabel ſchlüpfte hinter die Wiege, und ihre Verfolger traten ungeſtüm in das Gewebe der Taranteln, die ſich durch unzählige Biſſe an ihnen rächten. Der ganze Haufen fing nun toll an zu tanzen, wozu Fabel ein luſtiges Lied ſpielte. Mit vielem Lachen über ihre poſſirlichen Fratzen ging ſie auf die Trümmer des Altars zu, und räumte ſie

weg, um die verborgene Treppe zu finden, auf der ſie mit ihrem Tarantelgefolge hinunter ſtieg. Die Sphinx fragte: Was kommt plötzlicher, als der Blitz? Die Rache, ſagte Fabel. — Was iſt am vergänglichſten? — Ungerechter Beſitz. — Wer kennt die Welt? — Wer ſich ſelbſt kennt. — Was iſt das ewige Geheimniß? — Die Liebe. — Bei wem ruht es? — Bei Sophien. Die Sphinx krümmte ſich kläglich, und Fabel trat in die Höhle.

Hier bringe ich euch Taranteln, ſagte ſie zu den Alten, die ihre Lampe wieder angezündet hatten, und ſehr ämſig arbeiteten. Sie erſchraken, und die eine lief mit der Scheere auf ſie zu, um ſie zu erſtechen. Unverſehens trat ſie auf eine Tarantel, und dieſe ſtach ihr in den Fuß. Sie ſchrie erbärmlich. Die andern wollten ihr zu Hülfe kommen, und wurden ebenfalls von den erzürnten Taranteln geſtochen. Sie konnten ſich nun nicht an Fabel vergreifen, und ſprangen wild umher. Spinn' uns gleich, riefen ſie grimmig der Kleinen zu, leichte Tanzkleider. Wir können uns in den ſteifen Röcken nicht rühren, und vergehen faſt vor Hitze, aber mit Spinnenſaft mußt du den Faden einweichen, daß er nicht reißt, und wirke Blumen hinein, die im Feuer gewachſen ſind, ſonſt biſt du des Todes. Recht gern, ſagte Fabel, und ging in die Nebenkammer.

Ich will euch drei tüchtige Fliegen verſchaffen, ſagte ſie zu den Kreuzſpinnen, die ihre luftigen Gewebe rund

um an der Decke und den Wänden angeheftet hatten, aber ihr müßt mir gleich drei hübſche, leichte Kleider ſpinnen. Die Blumen, die hinein gewirkt werden ſollen, will ich auch gleich bringen. Die Kreuzſpinnen waren bereit, und fingen raſch zu weben an. Fabel ſchlich ſich zur Leiter, und begab ſich zu Arktur. Monarch, ſagte ſie, die Böſen tanzen, die Guten ruhen. Iſt die Flamme angekommen? Sie iſt angekommen, ſagte der König. Die Nacht iſt vorbei und das Eis ſchmilzt. Meine Gattin zeigt ſich von weitem. Meine Feindin iſt verſenkt. Alles fängt zu leben an. Noch darf ich mich nicht ſehen laſſen, denn allein bin ich nicht König. Bitte, was du willſt. — Ich brauche, ſagte Fabel, Blumen, die im Feuer gewachſen ſind. Ich weiß, du haſt einen geſchickten Gärtner, der ſie zu ziehen verſteht. — Zink, rief der König, gieb uns Blumen. Der Blumengärtner trat aus der Reihe, holte einen Topf voll Feuer, und ſäete glänzenden Samenſtaub hinein. Es währte nicht lange, ſo flogen die Blumen empor. Fabel ſammelte ſie in ihre Schürze, und machte ſich auf den Rückweg. Die Spinnen waren fleißig geweſen, und es fehlte nichts mehr, als das Anheften der Blumen, welches ſie ſogleich mit vielem Geſchmack und Behendigkeit begannen. Fabel hütete ſich wohl die Enden abzureißen, die noch an den Weberinnen hingen.

Sie trug die Kleider den ermüdeten Tänzerinnen hin, die triefend von Schweiß umgeſunken waren, und

ſich einige Augenblicke von der ungewohnten Anſtrengung erholten. Mit vieler Geſchicklichkeit entkleidete ſie die hagern Schönheiten, die es an Schmähungen der kleinen Dienerin nicht fehlen ließen, und zog ihnen die neuen Kleider an, die ſehr niedlich gemacht waren, und vortrefflich paßten. Sie pries während dieſes Geſchäftes die Reize und den liebenswürdigen Charakter ihrer Gebieterinnen, und die Alten ſchienen ordentlich erfreut über die Schmeicheleien und die Zierlichkeit des Anzuges. Sie hatten ſich unterdeß erholt, und fingen von neuer Tanzluſt beſeelt wieder an, ſich munter umherzudrehen, indem ſie heimtückiſch der Kleinen langes Leben und große Belohnungen verſprachen. Fabel ging in die Kammer zurück, und ſagte zu den Kreuzſpinnen: Ihr könnt nun die Fliegen getroſt verzehren, die ich in eure Weben gebracht habe. Die Spinnen waren ſo ſchon und ungeduldig über das Hin- und Herreißen, da die Enden noch in ihnen waren, und die Alten ſo toll umherſprangen; ſie rannten alſo hinaus, und fielen über die Tänzerinnen her; dieſe wollten ſich mit der Scheere vertheidigen, aber Fabel hatte ſie in aller Stille mitgenommen. Sie unterlagen alſo ihren hungrigen Handwerksgenoſſen, die lange keine ſo köſtlichen Biſſen geſchmeckt hatten, und ſie bis auf das Mark ausſaugten. Fabel ſah durch die Felſenkluft hinaus und erblickte den Perſeus mit dem großen eiſernen Schilde. Die Scheere flog von ſelbſt dem Schilde zu, und Fabel bat ihn,

Eros Flügel damit zu verschneiden, und dann mit seinem Schilde die Schwestern zu verewigen, und das große Werk zu vollenden.

Sie verließ nun das unterirdische Reich, und stieg frölich zu Arkturs Pallaste.

Der Flachs ist versponnen. Das Leblose ist wieder entseelt. Das Lebendige wird regieren, und das Leblose bilden und gebrauchen. Das Innere wird offenbart, und das Aeußere verborgen. Der Vorhang wird sich bald heben, und das Schauspiel seinen Anfang nehmen. Noch einmal bitte ich, dann spinne ich Tage der Ewigkeit. — Glückliches Kind, sagte der gerührte Monarch, du bist unsre Befreierin. Ich bin nichts als Sophiens Pathe, sagte die Kleine. Erlaube, daß Turmalin, der Blumengärtner, und Gold mich begleiten. Die Asche meiner Pflegemutter muß ich sammeln, und der alte Träger muß wieder aufstehn, daß die Erde wieder schwebe, und nicht auf dem Chaos liege.

Der König rief allen Dreien, und befahl ihnen, die Kleine zu begleiten. Die Stadt war hell, und auf den Straßen war ein lebhaftes Verkehr. Das Meer brach sich brausend an der hohen Klippe, und Fabel fuhr auf des Königs Wagen mit ihren Begleitern hinüber. Turmalin sammelte sorgfältig die auffliegende Asche. Sie gingen rund um die Erde, bis sie an den alten Riesen kamen, an dessen Schultern sie hinunter klimmten. Er schien vom Schlage gelähmt, und konnte kein Glied

rühren. Gold legte ihm eine Münze in den Mund, und der Blumengärtner schob eine Schüssel unter seine Lenden. Fabel berührte ihm die Augen, und goß das Gefäß auf seiner Stirn aus. So wie das Wasser über das Auge in den Mund, und herunter über ihn in die Schüssel floß, zuckte ein Blitz des Lebens ihm in allen Muskeln. Er schlug die Augen auf, und hob sich rüstig empor. Fabel sprang zu ihren Begleitern auf die steigende Erde, und bot ihm freundlich guten Morgen. Bist du wieder da, liebliches Kind? sagte der Alte; habe ich doch immer von dir geträumt. Ich dachte immer, du würdest erscheinen, ehe mir die Erde und die Augen zu schwer würden. Ich habe wohl lange geschlafen. Die Erde ist wieder leicht, wie sie es immer den Guten war, sagte Fabel. Die alten Zeiten kehren zurück. In kurzem bist du wieder unter alten Bekannten. Ich will dir fröliche Tage spinnen, und an einem Gehülfen soll es auch nicht fehlen, damit du zuweilen an unsern Freuden Theil nehmen, und im Arm einer Freundin Jugend und Stärke einathmen kannst. Wo sind unsere alten Gastfreundinnen, die Hesperiden? — An Sophiens Seite. Bald wird ihr Garten wieder blühen, und die goldne Frucht duften. Sie gehen umher und sammeln die schmachtenden Pflanzen.

Fabel entfernte sich, und eilte dem Hause zu. Es war zu völligen Ruinen geworden. Epheu umzog die Mauern. Hohe Büsche beschatteten den ehemaligen

Hof, und weiches Moos polſterte die alten Stiegen. Sie trat ins Zimmer. Sophie ſtand am Altar, der wieder aufgebaut war. Eros lag zu ihren Füßen in voller Rüſtung, ernſter und edler als jemals. Ein prächtiger Kronleuchter hing von der Decke. Mit bunten Steinen war der Fußboden ausgelegt, und zeigte einen großen Kreis um den Altar her, der aus lauter edlen bedeutungsvollen Figuren beſtand. Ginniſtan bog ſich über ein Ruhebett, worauf der Vater in tiefem Schlummer zu liegen ſchien, und weinte. Ihre blühende Anmuth war durch einen Zug von Andacht und Liebe unendlich erhöht. Fabel reichte die Urne, worin die Aſche geſammelt war, der heiligen Sophie, die ſie zärtlich umarmte.

Liebliches Kind, ſagte ſie, dein Eifer und deine Treue haben dir einen Platz unter den ewigen Sternen erworben. Du haſt das Unſterbliche in dir gewählt. Der Phönix gehört dir. Du wirſt die Seele unſers Lebens ſeyn. Jetzt wecke den Bräutigam auf. Der Herold ruft, und Eros ſoll Freya ſuchen und aufwecken.

Fabel freute ſich unbeſchreiblich bei dieſen Worten. Sie rief ihren Begleitern Gold und Zink, und nahte ſich dem Ruhebette. Ginniſtan ſah erwartungsvoll ihrem Beginnen zu. Gold ſchmolz die Münze und füllte das Behältniß, worin der Vater lag, mit einer glänzenden Flut, Zink ſchlang um Ginniſtans Buſen eine Kette. Der Körper ſchwamm auf den zitternden Wellen. Bücke

dich, liebe Mutter, ſagte Fabel, und lege die Hand auf das Herz des Geliebten.

Ginniſtan bückte ſich. Sie ſah ihr vielfaches Bild. Die Kette berührte die Flut, ihre Hand ſein Herz; er erwachte und zog die entzückte Braut an ſeine Bruſt. Das Metall gerann, und ward ein heller Spiegel. Der Vater erhob ſich, ſeine Augen blitzten, und ſo ſchön und bedeutend auch ſeine Geſtalt war, ſo ſchien doch ſein ganzer Körper eine feine unendlich bewegliche Flüſſigkeit zu ſeyn, die jeden Eindruck in den mannigfaltigſten und reizendſten Bewegungen verrieth.

Das glückliche Paar näherte ſich Sophien, welche Worte der Weihe über ſie ausſprach, und ſie ermahnte, den Spiegel fleißig zu Rathe zu ziehen, der alles in ſeiner wahren Geſtalt zurückwerfe, jedes Blendwerk vernichte, und ewig das urſprüngliche Bild feſthalte. Sie ergriff nun die Urne und ſchüttete die Aſche in die Schaale auf dem Altar. Ein ſanftes Brauſen verkündigte die Auflöſung, und ein leiſer Wind wehte in den Gewändern und Locken der Umſtehenden.

Sophie reichte die Schaale dem Eros, und dieſer den Andern. Alle koſteten den göttlichen Trank, und vernahmen die freundliche Begrüßung der Mutter in ihrem Innern mit unſäglicher Freude. Sie war jedem gegenwärtig, und ihre geheimnißvolle Anweſenheit ſchien alle zu verklären.

Die Erwartung war erfüllt und übertroffen. Alle merkten, was ihnen gefehlt habe, und das Zimmer war ein Aufenthalt der Seligen geworden. Sophie ſagte: das große Geheimniß iſt allen offenbart, und bleibt ewig unergründlich. Aus Schmerzen wird die neue Welt geboren, und in Thränen wird die Aſche zum Trank des ewigen Lebens aufgelöſt. In jedem wohnt die himmliſche Mutter, um jedes Kind ewig zu gebären. Fühlt ihr die ſüße Geburt im Klopfen eurer Bruſt?

Sie goß in den Altar den Reſt aus der Schale hinunter. Die Erde bebte in ihren Tiefen. Sophie ſagte: Eros, eile mit deiner Schweſter zu deiner Geliebten. Bald ſeht ihr mich wieder.

Fabel und Eros gingen mit ihrer Begleitung ſchnell hinweg. Es war ein mächtiger Frühling über die Erde verbreitet. Alles hob und regte ſich. Die Erde ſchwebte näher unter dem Schleier. Der Mond und die Wolken zogen mit frölichem Getümmel nach Norden. Die Königsburg ſtrahlte mit herrlichem Glanze über das Meer, und auf ihren Zinnen ſtand der König in voller Pracht mit ſeinem Gefolge. Ueberall erblickten ſie Staubwirbel, in denen ſich bekannte Geſtalten zu bilden ſchienen. Sie begegneten zahlreichen Schaaren von Jünglingen und Mädchen, die nach der Burg ſtrömten, und ſie mit Jauchzen bewillkommten. Auf manchen Hügeln ſaß ein glückliches eben erwachtes Paar in lang entbehrter Umarmung, hielt die neue Welt für einen Traum, und

konnte nicht aufhören, ſich von der ſchönen Wahrheit zu überzeugen.

Die Blumen und Bäume wuchſen und grünten mit Macht. Alles ſchien beſeelt. Alles ſprach und ſang. Fabel grüßte überall alte Bekannte. Die Thiere nahten ſich mit freundlichem Grüßen den erwachten Menſchen. Die Pflanzen bewirtheten ſie mit Früchten und Düften, und ſchmückten ſie auf das Zierlichſte. Kein Stein lag mehr auf einer Menſchenbruſt, und alle Laſten waren in ſich ſelbſt zu einem feſten Fußboden zuſammengeſunken. Sie kamen an das Meer. Ein Fahrzeug von geſchliffenem Stahl lag am Ufer feſtgebunden. Sie traten hinein und löſten das Tau. Die Spitze richtete ſich nach Norden, und das Fahrzeug durchſchnitt wie im Fluge die buhlenden Wellen. Liſpelndes Schilf hielt ſeinen Ungeſtüm auf, und es ſtieß leiſe an das Ufer. Sie eilten die breiten Treppen hinan. Die Liebe wunderte ſich über die königliche Stadt und ihre Reichthümer. Im Hofe ſprang der lebendiggewordene Quell; der Hain bewegte ſich mit den ſüßeſten Tönen, und ein wunderbares Leben ſchien in ſeinen heißen Stämmen und Blättern, in ſeinen funkelnden Blumen und Früchten zu quellen und zu treiben. Der alte Held empfing ſie an den Thoren des Pallaſtes. Ehrwürdiger Alter, ſagte Fabel, Eros bedarf deines Schwerdtes. Gold hat ihm eine Kette gegeben, die mit einem Ende in das Meer hinunter reicht, und mit dem andern um ſeine

Bruſt geſchlungen iſt. Faſſe ſie mit mir an, und führe uns in den Saal, wo die Prinzeſſin ruht. Eros nahm aus der Hand des Alten das Schwerdt, ſetzte den Knopf auf ſeine Bruſt, und neigte die Spitze vorwärts. Die Flügelthüren des Saals flogen auf, und Eros nahte ſich entzückt der ſchlummernden Freya. Plötzlich geſchah ein gewaltiger Schlag. Ein heller Funken fuhr von der Prinzeſſin nach dem Schwerdte; das Schwerdt und die Kette leuchteten, der Held hielt die kleine Fabel, die beinah umgeſunken wäre. Eros Helmbuſch wallte empor. Wirf das Schwerdt weg, rief Fabel, und erwecke deine Geliebte. Eros ließ das Schwerdt fallen, flog auf die Prinzeſſin zu, und küßte feurig ihre ſüßen Lippen. Sie ſchlug ihre großen dunklen Augen auf, und erkannte den Geliebten. Ein langer Kuß verſiegelte den ewigen Bund.

Von der Kuppel herunter kam der König mit Sophien an der Hand. Die Geſtirne und die Geiſter der Natur folgten in glänzenden Reihen. Ein unausſprechlich heiterer Tag erfüllte den Saal, den Pallaſt, die Stadt und den Himmel. Eine zahlloſe Menge ergoß ſich in dem weiten königlichen Saal, und ſah mit ſtiller Andacht die Liebenden vor dem Könige und der Königin knieen, die ſie feierlich ſegneten. Der König nahm ſein Diadem vom Haupte, und band es um Eros goldene Locken. Der alte Held zog ihm die Rüſtung ab, und der König warf ſeinen Mantel um ihn her. Dann

gab er ihm die Lilie in die linke Hand, und Sophie knüpfte ein köſtliches Armband um die verſchlungenen Hände der Liebenden, indem ſie zugleich ihre Krone auf Freyas braune Haare ſetzte.

Heil unſern alten Beherrſchern! rief das Volk. Sie haben immer unter uns gewohnt, und wir haben ſie nicht erkannt! Heil uns! Sie werden uns ewig beherrſchen! Segnet uns auch! Sophie ſagte zu der neuen Königin: Wirf du das Armband eures Bundes in die Luft, daß das Volk und die Welt euch verbunden bleiben. Das Armband zerfloß in der Luft, und bald ſah man lichte Ringe um jedes Haupt, und ein glänzendes Band zog ſich über die Stadt und das Meer und die Erde, die ein ewiges Feſt des Frühlings feierte. Perſeus trat herein, und trug eine Spindel und ein Körbchen. Er brachte dem neuen Könige das Körbchen. Hier, ſagte er, ſind die Reſte deiner Feinde. Eine ſteinerne Platte mit ſchwarzen und weißen Feldern lag darin, und daneben eine Menge Figuren von Alabaſter und ſchwarzem Marmor. Es iſt ein Schachſpiel, ſagte Sophie; aller Krieg iſt auf dieſe Platte und dieſe Figuren gebannt. Es iſt ein Denkmal der alten trüben Zeit. Perſeus wandte ſich zu Fabel, und gab ihr die Spindel. In deinen Händen wird dieſe Spindel uns ewig erfreuen, und aus dir ſelbſt wirſt du uns einen goldenen, unzerreißlichen Faden ſpinnen. Der Phönix flog mit melodiſchem Geräuſch zu ihren Füßen, ſpreizte ſeine

Fittiche vor ihr aus, auf die sie sich setzte, und schwebte mit ihr über den Thron, ohne sich wieder niederzulassen. Sie sang ein himmlisches Lied, und fing zu spinnen an, indem der Faden aus ihrer Brust sich hervorzuwinden schien. Das Volk gerieth in neues Entzücken, und aller Augen hingen an dem lieblichen Kinde. Ein neues Jauchzen kam von der Thür her. Der alte Mond kam mit seinem wunderlichen Hofstaat herein, und hinter ihm trug das Volk Ginnistan und ihren Bräutigam, wie im Triumph, einher.

Sie waren mit Blumenkränzen umwunden; die königliche Familie empfing sie mit der herzlichsten Zärtlichkeit, und das neue Königspaar rief sie zu seinen Statthaltern auf Erden aus.

Gönnet mir, sagte der Mond, das Reich der Parzen, dessen seltsame Gebäude eben auf dem Hofe des Pallastes aus der Erde gestiegen sind. Ich will euch mit Schauspielen darin ergötzen, wozu die kleine Fabel mir behülflich seyn wird.

Der König willigte in die Bitte; die kleine Fabel nickte freundlich; und das Volk freute sich auf den seltsamen unterhaltenden Zeitvertreib. Die Hesperiden ließen zur Thronbesteigung Glück wünschen, und um Schutz in ihren Gärten bitten. Der König ließ sie bewillkommen, und so folgten sich unzählige fröliche Botschaften. Unterdessen hatte sich unmerklich der Thron verwandelt, und war ein prächtiges Hochzeitbett geworden, über

deſſen Himmel der Phönix mit der kleinen Fabel ſchwebte. Drei Karyatiden aus dunkelm Porphyr trugen es hinten, und vorn ruhte daſſelbe auf einer Sphinx von Baſalt. Der König umarmte ſeine erröthende Geliebte, und das Volk folgte dem Beiſpiel des Königs, und liebkoſte ſich unter einander. Man hörte nichts, als zärtliche Namen und ein Kußgeflüſter. Endlich ſagte Sophie: die Mutter iſt unter uns, ihre Gegenwart wird uns ewig beglücken. Folgt uns in unſre Wohnung, in dem Tempel dort werden wir ewig wohnen, und das Geheimniß der Welt bewahren. Die Fabel ſpann ämſig, und ſang mit lauter Stimme:

Gegründet iſt das Reich der Ewigkeit;
In Lieb' und Frieden endigt ſich der Streit;
Vorüber ging der lange Traum der Schmerzen;
Sophie iſt ewig Prieſterin der Herzen.

Heinrich von Ofterdingen.

Zweiter Theil.

Die Erfüllung.

Digitized by Google

Das Kloſter, oder der Vorhof.

Aſtralis.

An einem Sommermorgen ward ich jung;
Da fühlt' ich meines eignen Lebens Puls
Zum erſtenmal, — und wie die Liebe ſich
In tiefere Entzückungen verlor,
Erwacht ich immer mehr, und das Verlangen
Nach innigerer, gänzlicher Vermiſchung
Ward dringender mit jedem Augenblick.
Wolluſt iſt meines Daſeyns Zeugungskraft.
Ich bin der Mittelpunkt, der heil'ge Quell,
Aus welchem jede Sehnſucht ſtürmiſch fließt,
Wohin ſich jede Sehnſucht mannichfach
Gebrochen, wieder ſtill zuſammen zieht.
Ihr kennt mich nicht und ſaht mich werden. —
Wart ihr nicht Zeugen wie ich noch
Nachtwandler mich zum erſtenmale traf
An jenem frohen Abend? Flog euch nicht

Ein ſüßer Schauer der Entzündung an?
Verſunken lag ich ganz in Honigkelchen;
Ich duftete, die Blume ſchwankte ſtill
In goldner Morgenluft. Ein innres Quellen
War ich, ein ſanftes Ringen, alles floß
Durch mich und über mich und hob mich leiſe.
Da ſank das erſte Stäubchen in die Narbe,
Denkt an den Kuß nach aufgehobnem Tiſch.
Ich quoll in meine eigne Flut zurück —
Es war ein Blitz, — nun konnt' ich ſchon mich regen,
Die zarten Fäden und den Kelch bewegen,
Schnell ſchoſſen, wie ich ſelber mich begann,
Zu irdſchen Sinnen die Gedanken an.
Noch war ich blind, doch ſchwankten lichte Sterne
Durch meines Weſens wunderbare Ferne,
Nichts war noch nah, ich fand mich nur von weiten,
Ein Anklang alter, ſo wie künft'ger Zeiten.
Aus Wehmuth, Lieb' und Ahndungen entſprungen
War der Beſinnung Wachsthum nur ein Flug,
Und wie die Wolluſt Flammen in mir ſchlug,
Ward ich zugleich vom höchſten Weh durchdrungen.
Die Welt lag blühend um den hellen Hügel,
Die Worte des Propheten wurden Flügel,
Nicht einzeln mehr: nur Heinrich und Mathilde
Vereinten beide ſich zu einem Bilde. —
Ich hob mich nun gen Himmel neugeboren,
Vollendet war das irdiſche Geſchick
Im ſeligen Verklärungs-Augenblick.

Es hatte nun die Zeit ihr Recht verloren,
Und forderte, was ſie geliehn, zurück.
Es bricht die neue Welt herein
Und verdunkelt den hellſten Sonnenſchein.
Man ſieht nun aus bemooſten Trümmern
Eine wunderſeltſame Zukunft ſchimmern,
Und was vordem alltäglich war
Scheint jetzo fremd und wunderbar.
Der Liebe Reich iſt aufgethan,
Die Fabel fängt zu ſpinnen an.
Das Urſpiel jeder Natur beginnt,
Auf kräftige Worte jedes ſinnt,
Und ſo das große Weltgemüth
Ueberall ſich regt und unendlich blüht.
Alles muß in einander greifen,
Eins durch das Andere gedeihn und reifen;
Jedes in allen dar ſich ſtellt,
Indem es ſich mit ihnen vermiſchet
Und gierig in ihre Tiefen fällt,
Sein eigenthümliches Weſen erfriſchet,
Und tauſend neue Gedanken erhält.
Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt,
Und was man glaubt es ſei geſchehn,
Kann man von weitem erſt kommen ſehn,
Frei ſoll die Fantaſie erſt ſchalten,
Nach ihrem Gefallen die Fäden verweben,
Hier manches verſchleiern, dort manches entfalten,
Und endlich in magiſchem Dunſt verſchweben.

Wehmuth und Wolluſt, Tod und Leben
Sind hier in innigſter Sympathie, —
Wer ſich der höchſten Lieb ergeben,
Geneſt von ihren Wunden nie.
Schmerzhaft muß jenes Band zerreißen,
Was ſich ums innre Auge zieht,
Einmal das treuſte Herz verwaiſen,
Eh es der trüben Welt entflieht.
Der Leib wird aufgelöſt in Thränen,
Zum weiten Grabe wird die Welt,
In das, verzehrt von bangem Sehnen,
Das Herz als Aſche niederfällt.

Auf dem schmalen Fußsteige, der ins Gebirge hinauflief, ging ein Pilgrim in tiefen Gedanken. Mittag war vorbei: ein starker Wind sauste durch die blaue Luft. Seine dumpfen, mannichfaltigen Stimmen verloren sich, wie sie kamen. War er vielleicht durch die Gegenden der Kindheit geflogen, oder durch andere redende Länder? Es waren Stimmen, deren Echo noch im Innersten klang, und dennoch schien sie der Pilgrim nicht zu kennen. Er hatte nun das Gebirge erreicht, wo er das Ziel seiner Reise zu finden hoffte. — Hoffte? — Er hoffte gar nichts mehr. Die entsetzliche Angst und dann die trockne Kälte der gleichgültigsten Verzweiflung trieben ihn, die wilden Schrecknisse des Gebirgs aufzusuchen; der mühseligste Gang beruhigte das Zerstörende der innern Gewalten. Er war matt, aber still. Noch sah er nichts, was um ihn her sich allmählig gehäuft hatte, als er sich auf einen Stein setzte, und den Blick rückwärts wandte. Es dünkte ihm, als träumte er jetzt, oder habe er geträumt. Eine unübersehliche Herrlichkeit schien sich vor ihm aufzuthun. Bald flossen seine Thränen, indem sein Innres plötzlich brach; er wollte sich

in der Ferne verweinen, daß auch keine Spur seines Daseins übrig bliebe. Unter dem heftigen Schluchzen schien er zu sich selbst zu kommen; die weiche heitere Luft durchdrang ihn, seinen Sinnen ward die Welt wieder gegenwärtig, und alte Gedanken fingen tröstlich zu reden an.

Dort lag Augsburg mit seinen Thürmen, fern am Gesichtskreis blinkte der Spiegel des furchtbaren, geheimnißvollen Stroms; der ungeheure Wald bog sich mit tröstlichem Ernst zu dem Wanderer, das gezackte Gebirge ruhte so bedeutend über der Ebene, und beide schienen zu sagen: Eile nur, Strom, du entfliehst uns nicht; ich will dir folgen mit geflügelten Schiffen; ich will dich brechen und halten und dich verschlucken in meinem Schooß! Vertraue dich uns, Pilgrim, er ist auch unser Feind, den wir selbst erzeugten; laß ihn eilen mit seinem Raube, er entflieht uns nicht.

Der arme Pilgrim gedachte der alten Zeiten und ihrer unsäglichen Entzückungen, aber wie matt gingen diese köstlichen Erinnerungen vorüber. Der breite Hut verdeckte ein jugendliches Gesicht, es war bleich, wie eine Nachtblume; in Thränen hatte sich der Balsamsaft des jungen Lebens, in tiefe Seufzer sein schwellender Hauch verwandelt, in ein fahles Aschgrau waren alle seine Farben verschossen.

Seitwärts am Gehäge schien ihm ein Mönch unter einem alten Eichbaum zu knieen. Sollte das der alte

Hofkaplan seyn? so dachte er bei sich, ohne große Verwunderung. Der Mönch kam ihm größer und ungestalter vor, je näher er zu ihm trat; er merkte nun seinen Irrthum, denn es war ein einzelner Felsen, über den sich der Baum herbog. Stillgerührt faßte er den Stein in seine Arme, und drückte ihn lautweinend an seine Brust. Ach daß doch jetzt deine Reden sich bewährten, und die heilige Mutter ein Zeichen an mir thäte! Bin ich doch so ganz elend und verlassen. Wohnt in meiner Wüste kein Heiliger, der mir sein Gebet liehe? Bete du, theurer Vater, jetzt in diesem Augenblick für mich.

Wie er so bei sich dachte, fing der Baum an zu zittern; dumpf dröhnte der Felsen, und wie aus tiefer unterirdischer Ferne erhoben sich einige klare Stimmchen und sangen:

Ihr Herz war voller Freuden,
Von Freuden sie nur wußt';
Sie wußt' von keinen Leiden,
Drückt's Kindelein an ihre Brust.
Sie küßt es mannichfalt,
Mit Lieb' ward sie umfangen
Durch Kindeleins schöne Gestalt.

Die Stimmchen schienen mit unendlicher Lust zu singen Sie wiederholten den Vers einigemal. Es ward alles wieder ruhig, und nun hörte der erstaunte Pilger, daß jemand aus dem Baume sagte:

Wenn du ein Lied zu meinen Ehren auf deiner Laute ſpielen wirſt, ſo wird ein armes Mädchen herfür kommen; nimm ſie mit und laß ſie nicht von dir; gedenke meiner, wenn du zum Kaiſer kommſt; ich habe mir dieſe Stätte auserſehen, um mit meinem Kindlein hier zu wohnen; laß mir ein ſtarkes, warmes Haus hier bauen. Mein Kindlein hat den Tod überwunden, härme dich nicht, ich bin bei dir: du wirſt noch eine Weile auf Erden bleiben: aber das Mädchen wird dich tröſten, bis du auch ſtirbſt, und zu unſern Freuden eingehſt.

Es iſt Mathildens Stimme! rief der Pilger und fiel auf ſeine Kniee, um zu beten. Da drang durch die Aeſte ein langer Strahl zu ſeinen Augen, und er ſah durch den Strahl in eine ferne kleine wunderſame Herrlichkeit hinein, welche nicht zu beſchreiben, noch kunſtreich mit Farben nachzubilden möglich geweſen wäre. Es waren überaus feine Figuren, und die innigſte Luſt und Freude, ja eine himmliſche Glückſeligkeit war darin überall zu ſchauen; ſogar daß die lebloſen Gefäße, das Säulwerk, die Teppiche, Zierrathen und alles, was zu ſehen war, nicht gemacht, ſondern wie ein vollſaftiges Kraut alſo gewachſen und zuſammen gekommen zu ſein ſchien. Es waren die ſchönſten menſchlichen Geſtalten, die dazwiſchen umher gingen, und ſich über die Maaßen freundlich und holdſelig gegen einander erzeigten. Ganz vorn ſtand die Geliebte des Pilgers, und es hatte das

Anſehen, als wolle ſie mit ihm ſprechen, doch war nichts zu hören; und der Pilger betrachtete nur mit tiefer Sehnſucht ihre anmuthigen Züge, und wie ſie ſo freundlich und lächelnd ihm zuwinkte, und die Hand auf ihre linke Bruſt legte. Der Anblick war unendlich tröſtend und erquickend, und der Pilger lag noch lang in heiliger Entzückung, als die Erſcheinung wieder hinweggenommen war. Der heilige Strahl hatte alle Schmerzen und Bekümmerniß aus ſeinem Herzen geſogen, ſo daß ſein Gemüth wieder rein und leicht, und ſein Geiſt wieder frei und frölich war, wie vordem. Nichts war übrig geblieben, als ein ſtilles inniges Sehnen, und ein wehmüthiger Klang im Aller-Innerſten; aber die wilden Qualen der Einſamkeit, die herbe Pein eines unſäglichen Verluſtes, die trübe entſetzliche Leere, die irdiſche Ohnmacht war gewichen und der Pilgrim ſah ſich wieder in einer vollen bedeutſamen Welt. Stimme und Sprache waren wieder lebendig bei ihm geworden, und es dünkte ihm nunmehr alles viel bekannter und weiſſagender als ehemals, ſo daß ihm der Tod wie eine höhere Offenbarung des Lebens erſchien, und er ſein eigenes, ſchnell vorübergehendes Daſeyn mit kindlicher heiterer Rührung betrachtete. Zukunft und Vergangenheit hatten ſich in ihm berührt und einen innigen Verein geſchloſſen; er ſtand weit außer der Gegenwart, und die Welt ward ihm erſt theuer, als er ſie verloren hatte, und ſich nur als Fremdling in ihr fand, der ihre

Weichet nie aus meinem Herzen.
Unvergeßlich sei die Stelle,
Wo des Lichtes heil'ge Quelle
Weggespült den Traum der Schmerzen.

Unter seinem Gesang war er nichts gewahr worden; wie er aber aufsah, stand ein junges Mädchen nahe bei ihm am Felsen, die ihn freundlich wie einen alten Bekannten grüßte, und ihn einlud mit zu ihrer Wohnung zu gehn, wo sie ihm schon ein Abendessen zubereitet habe. Ihr ganzes Wesen und Thun war ihm befreundet. Sie bat ihn noch einige Augenblicke zu verziehen, trat unter den Baum, sah mit einem unaussprechlichen Lächeln hinauf, und schüttete aus ihrer Schürze viele Rosen auf das Gras. Sie kniete still daneben, stand aber bald wieder auf, und führte den Pilger fort.

Wer hat dir von mir gesagt? fragte der Pilger.

Unsere Mutter.

Wer ist deine Mutter?

Die Mutter Gottes.

Seit wann bist du hier?

Seitdem ich aus dem Grabe gekommen bin.

Warst du schon einmal gestorben?

Wie könnt ich denn leben?

Lebst du hier ganz allein?

Ein alter Mann ist zu Hause, doch kenn' ich noch viele, die gelebt haben.

Haſt du Luſt bei mir zu bleiben?

Ich habe dich ja lieb.

Woher kennſt du mich?

O! von alten Zeiten; auch erzählte mir meine ehemalige Mutter zeither immer von dir.

Haſt du noch eine Mutter?

Ja, aber es iſt eigentlich dieſelbe.

Wie heißt ſie?

Maria.

Wer war dein Vater?

Der Graf von Hohenzollern.

Den kenn' ich auch.

Wohl mußt du ihn kennen, denn er iſt auch dein Vater.

Mein Vater iſt in Eiſenach.

Du haſt mehr Eltern.

Wo gehen wir denn hin?

Immer nach Hauſe.

Sie waren jetzt auf einen geräumigen Platz im Holze gekommen, auf welchem einige verfallene Thürme hinter tiefen Gräben ſtanden. Junges Gebüſch ſchlang ſich um die alten Mauern, wie ein jugendlicher Kranz um das Silberhaupt eines Greiſes. Man ſah in die Unermeßlichkeit der Zeiten, und erblickte die weiteſten Geſchichten in kleine glänzende Minuten zuſammen gezogen, wenn man die grauen Steine, die blitzähnlichen Riſſe, und die hohen, ſchaurigen Geſtalten betrachtete.

So zeigt uns der Himmel unendliche Räume in dunkles Blau gekleidet, und wie milchfarbene Schimmer, so unschuldig wie die Wangen eines Kindes, die fernsten Heere seiner schweren ungeheuren Welten. Sie gingen durch einen alten Thorweg, und der Pilger war nicht wenig erstaunt, als er sich nun von lauter seltenen Gewächsen umringt, und die Reize des anmuthigsten Gartens unter diesen Trümmern versteckt sah. Ein kleines steinernes Häuschen von neuer Bauart mit großen Fenstern lag dahinter. Dort stand ein alter Mann hinter den breitblättrigen Stauden, und band die schwanken Zweige an Stäbchen. Den Pilgrim führte seine Begleiterin zu ihm, und sagte: Hier ist Heinrich, nach dem du mich oft gefragt hast.

Wie sich der Alte zu ihm wandte, glaubte Heinrich den Bergmann vor sich zu sehen. Du siehst den Arzt Sylvester, sagte das Mädchen.

Sylvester freute sich ihn zu sehen und sprach: Es ist eine geraume Zeit her, daß ich deinen Vater eben so jung bei mir sah. Ich ließ es mir damals angelegen seyn, ihn mit den Schätzen der Vorzeit, mit der kostbaren Hinterlassenschaft einer zu früh abgeschiedenen Welt bekannt zu machen. Ich bemerkte in ihm die Anzeichen eines großen Bildkünstlers, sein Auge regte sich voll Lust, ein wahres Auge, ein schaffendes Werkzeug zu werden; sein Gesicht zeigte von innerer Festigkeit und ausdaurendem Fleiß, aber die gegenwärtige Welt hatte

zu tiefe Wurzeln ſchon bei ihm geſchlagen, er wollte nicht Achtung geben auf den Ruf ſeiner eigenſten Natur; die trübe Strenge ſeines vaterländiſchen Himmels hatte die zarten Spitzen der edelſten Pflanze in ihm verdorben; er ward ein geſchickter Handwerker, und die Begeiſterung iſt ihm zur Thorheit geworden.

Wohl, verſetzte Heinrich, habe ich in ihm oft mit Schmerzen eine ſtille Wehmuth bemerkt. Er arbeitete unaufhörlich aus Gewohnheit, und nicht aus innerer Luſt; es ſcheint ihm etwas zu fehlen, was die friedliche Stille ſeines Lebens, die Bequemlichkeiten ſeines Auskommens, die Freude ſich geehrt und geliebt von ſeinen Mitbürgern zu ſehen, und in allen Stadtangelegenheiten zu Rathe gezogen zu werden, ihm nicht erſetzen kann. Seine Bekannten halten ihn für ſehr glücklich, aber ſie wiſſen nicht, wie lebensſatt er iſt, wie leer ihm oft die Welt vorkommt, wie ſehnlich er ſich hinweg wünſcht, und wie er nicht aus Erwerbluſt, ſondern um dieſe Stimmung zu verſcheuchen, ſo fleißig arbeitet.

Was mich am meiſten wundert, verſetzte Sylveſter, iſt, daß er eure Erziehung ganz in den Händen eurer Mutter gelaſſen hat, und ſorgfältig ſich gehütet, in eure Entwickelung ſich zu miſchen, oder euch zu irgend einem beſtimmten Stande anzuhalten. Ihr habt von Glück zu ſagen, daß ihr habt aufwachſen dürfen, ohne von euren Eltern die mindeſte Beſchränkung zu leiden, denn die meiſten Menſchen ſind nur Ueberbleibſel eines vollen

Gastmahls, das Menschen von verschiedenem Appetit und Geschmack geplündert haben.

Ich weiß selbst nicht, erwiederte Heinrich, was Erziehung heißt, wenn es nicht das Leben und die Sinnesweise meiner Eltern ist, oder der Unterricht meines Lehrers, des Hofkaplans. Mein Vater scheint mir, bei aller seiner kühlen und durchaus festen Denkungsart, die ihn alle Verhältnisse wie ein Stück Metall und eine künstliche Arbeit ansehen läßt, doch unwillkürlich, und ohne es selbst zu wissen, eine stille Ehrfurcht und Gottesfurcht vor allen unbegreiflichen und höheren Erscheinungen zu haben, und daher das Aufblühen eines Kindes mit demüthiger Selbstverleugnung zu betrachten. Ein Geist ist hier geschäftig, der frisch aus der unendlichen Quelle kommt, und dieses Gefühl der Ueberlegenheit eines Kindes in den allerhöchsten Dingen, der unwiderstehliche Gedanke einer nähern Führung dieses unschuldigen Wesens, das jetzt im Begriff steht, eine so bedenkliche Laufbahn anzutreten; das Gepräge einer wunderbaren Welt, was noch keine irdische Flut unkenntlich gemacht hat, und endlich die Sympathie der Selbst- Erinnerung jener fabelhaften Zeiten, wo die Welt uns heller, freundlicher und seltsamer dünkte, und der Geist der Weissagung fast sichtbar uns begleitete, alles dies hat meinen Vater gewiß zu der andächtigsten und bescheidensten Behandlung vermocht.

Laß uns hieher auf die Rasenbank unter die Blu-

men ſetzen, unterbrach ihn der Alte; Cyane wird uns rufen, wenn unſer Abendeſſen bereit iſt, und wenn ich euch bitten darf, ſo fahrt fort, mir von eurem früheren Leben etwas zu erzählen. Wir Alten hören am liebſten von den Kinderjahren reden, und es dünkt mich, als ließt ihr mich den Duft einer Blume einziehen, den ich ſeit meiner Kindheit nicht wieder eingeathmet hätte. Nur ſagt mir noch vorher, wie euch meine Einſiedelei und mein Garten gefällt, denn dieſe Blumen ſind meine Freundinnen, mein Herz iſt in dieſem Garten. Ihr ſeht nichts, was mich nicht liebt, und von mir nicht zärtlich geliebt wird; ich bin hier mitten unter meinen Kindern, und komme mir vor wie ein alter Baum, aus deſſen Wurzeln dieſe muntre Jugend ausgeſchlagen ſey.

Glücklicher Vater, ſagte Heinrich, euer Garten iſt die Welt. Ruinen ſind die Mütter dieſer blühenden Kinder; die bunte lebendige Schöpfung zieht ihre Nahrung aus den Trümmern vergangener Zeiten. Aber mußte die Mutter ſterben, damit die Kinder gedeihen können, und bleibt der Vater zu ewigen Thränen allein an ihrem Grabe ſitzen?

Sylveſter reichte dem ſchluchzenden Jünglinge die Hand, und ſtand auf, um ihm ein eben aufgeblühtes Vergißmeinnicht zu holen, das er an einen Cypreſſenzweig band, und ihm brachte. Wunderlich rührte der Abendwind die Wipfel der Kiefern, die jenſeits der Ruinen ſtanden, ihr dumpfes Brauſen tönte herüber.

Heinrich verbarg ſein Geſicht in Thränen an dem Halſe des guten Sylveſter, und wie er ſich wieder erhob, trat eben der Abendſtern in voller Glorie über den Wald herüber.

Nach einiger Stille fing Sylveſter an: Ich möchte euch wohl in Eiſenach unter euren Geſpielen geſehen haben; eure Eltern, die vortreffliche Landgräfin, die biedern Nachbarn eures Vaters und der alte Hofkaplan machen eine ſchöne Geſellſchaft aus. Ihre Geſpräche müſſen frühzeitig auf euch gewirkt haben, beſonders da ihr das einzige Kind waret. Auch ſtell' ich mir die Gegend äußerſt anmuthig und bedeutſam vor.

Ich lerne, verſetzte Heinrich, meine Gegend erſt recht kennen, ſeit ich weg bin, und viele andere Gegenden geſehen habe. Jede Pflanze, jeder Baum, jeder Hügel und Berg hat ſeinen beſondern Geſichtskreis, ſeine eigenthümliche Gegend; ſie gehört zu ihm, und ſein Bau, ſeine ganze Beſchaffenheit wird durch ſie erklärt. Nur das Thier und der Menſch können zu allen Gegenden kommen; alle Gegenden ſind die ihrigen. So machen alle zuſammen eine große Weltgegend, einen unendlichen Geſichtskreis aus, deſſen Einfluß über die Menſchen und das Thier eben ſo ſichtbar iſt, wie der Einfluß der engeren Umgebung auf die Pflanze. Daher Menſchen, die viel gereiſt ſind, Zugvögel und Raubthiere, unter den Uebrigen ſich durch beſondern Verſtand und andere wunderbare Gaben auszeichnen.

Doch giebt es auch gewiß mehr oder weniger Fähigkeit unter ihnen, von dieſen Weltkreiſen und ihrem mannichfaltigen Inhalt und ihrer Ordnung gerührt und gebildet zu werden. Auch fehlt wohl manchem Menſchen die nöthige Aufmerkſamkeit und Gelaſſenheit, um den Wechſel der Gegenſtände und ihre Zuſammenſtellung erſt gehörig zu betrachten, und dann darüber nachzudenken, und die nöthigen Vergleichungen vorzunehmen. Oft fühl' ich jetzt, wie mein Vaterland meine früheſten Gedanken mit unvergänglichen Farben angehaucht hat, und ſein Bild eine ſeltſame Andeutung meines Gemüthes geworden iſt, die ich immer mehr errathe, je tiefer ich einſehe, daß Schickſal und Gemüth Namen Eines Begriffes ſind.

Auf mich, ſagte Sylveſter, hat freilich die lebendige Natur, die regſame Ueberkleidung der Gegend, immer am meiſten gewirkt. Ich bin nicht müde geworden, beſonders die verſchiedene Pflanzennatur auf das ſorgfältigſte zu betrachten. Die Gewächſe ſind ſo die unmittelbarſte Sprache des Bodens; jedes neue Blatt, jede ſonderbare Blume iſt irgend ein Geheimniß, das ſich hervordrängt, und das, weil es ſich vor Liebe und Luſt nicht bewegen, und nicht zu Worten kommen kann, eine ſtumme, ruhige Pflanze wird. Findet man in der Einſamkeit eine ſolche Blume, iſt es da nicht, als wäre alles umher verklärt, und hielten ſich die kleinen befiederten Töne am liebſten in ihrer Nähe auf? Man

möchte vor Freuden weinen, und abgesondert von der Welt nur seine Hände und Füße in die Erde stecken, um Wurzeln zu treiben, und nie diese glückliche Nachbarschaft zu verlassen. Ueber die ganze trockne Welt ist dieser grüne, geheimnißvolle Teppich der Liebe gezogen. Mit jedem Frühjahr wird er erneuert, und seine seltsame Schrift ist nur dem Geliebten lesbar, wie der Blumenstrauß des Orients; ewig wird er lesen, und sich nicht satt lesen, und täglich neue Bedeutungen, neue entzückende Offenbarungen der liebenden Natur gewahr werden. Dieser unendliche Genuß ist der geheime Reiz, den die Begehung der Erdfläche für mich hat, indem eine jede Gegend andre Räthsel löset, und mich immer mehr errathen läßt, woher der Weg komme, und wohin er gehe.

Ja, sagte Heinrich, wir haben von Kinderjahren angefangen zu reden, und von der Erziehung, weil wir in euren Gärten waren, und die eigentliche Offenbarung der Kindheit, die unschuldige Blumenwelt, unmerklich in unser Gedächtniß, und auf unsre Lippen die Erinnerung der alten Bekanntschaft brachte. Mein Vater ist auch ein großer Freund des Gartenlebens und die glücklichsten Stunden seines Lebens bringt er unter den Blumen zu. Dies hat auch gewiß seinen Sinn für die Kinder so offen erhalten, da Blumen die Ebenbilder der Kinder sind. Den vollen Reichthum des unendlichen Lebens, die gewaltigen Mächte der spätern

Zeit, die Herrlichkeit des Weltendes, und die goldene Zukunft aller Dinge sehen wir hier noch innig in einander verschlungen, aber doch auf das deutlichste und klarste in zarter Verjüngung. Schon treibt die allmächtige Liebe, aber sie zündet noch nicht: es ist keine verzehrende Flamme, es ist ein zerrinnender Duft, und so innig die Vereinigung der zärtlichen Seelen auch ist, so ist sie doch von keiner heftigen Bewegung und keiner fressenden Wuth begleitet, wie bei den Thieren. So ist die Kindheit in der Tiefe zunächst an der Erde, da hingegen die Wolken vielleicht die Erscheinungen der zweiten, höheren Kindheit, des wiedergefundenen Paradieses sind, und daher so wohlthätig auf die erstere herunter thauen.

Es ist gewiß etwas sehr Geheimnißvolles in den Wolken, sagte Sylvester, und eine gewisse Bewölkung hat oft einen ganz wunderbaren Einfluß auf uns. Sie ziehen, und wollen uns mit ihrem kühlen Schatten auf und davon nehmen, und wenn ihre Bildung lieblich und bunt, wie ein ausgehauchter Wunsch unsers Innern ist, so ist auch ihre Klarheit, das herrliche Licht, was dann auf Erden herrscht, wie die Vorbedeutung einer unbekannten, unsäglichen Herrlichkeit. Aber es giebt auch düstre, und ernste, und entsetzliche Umwölkungen, in denen alle Schrecken der alten Nacht zu drohen scheinen: nie scheint sich der Himmel wieder aufheitern zu wollen, das heitere Blau ist vertilgt, und

ein fahles Kupferroth auf ſchwarzgrauem Grunde weckt Grauen und Angſt in jeder Bruſt. Wenn dann die verderblichen Strahlen herunterzucken, und mit höhniſchem Gelächter die ſchmetternden Donnerſchläge hinter drein fallen, ſo werden wir bis ins Innerſte beängſtigt, und wenn in uns dann nicht das erhabene Gefühl unſerer ſittlichen Obermacht entſteht, ſo glauben wir den Schreckniſſen der Hölle, der Gewalt böſer Geiſter überliefert zu ſeyn. Es ſind Nachhalle der alten unmenſchlichen Natur, aber auch weckende Stimmen der höheren Natur des himmliſchen Gewiſſens in uns. Das Sterbliche dröhnt in ſeinen Grundfeſten, aber das Unſterbliche fängt heller zu leuchten an, und erkennt ſich ſelbſt.

Wann wird es doch, ſagte Heinrich, gar keiner Schrecken, keiner Schmerzen, keiner Noth und keines Uebels mehr im Weltall bedürfen?

Wenn es nur Eine Kraft giebt, — die Kraft des Gewiſſens, — wenn die Natur züchtig und ſittlich geworden iſt. Es giebt nur Eine Urſache des Uebels, — die allgemeine Schwäche, und dieſe Schwäche iſt nichts, als geringe ſittliche Empfänglichkeit, und Mangel an Reiz der Freiheit.

Macht mir doch die Natur des Gewiſſens begreiflich.

Wenn ich das könnte, ſo wäre ich Gott, denn indem man das Gewiſſen begreift, entſteht es. Könnt ihr mir das Weſen der Dichtkunſt begreiflich machen?

Etwas Persönliches läßt sich nicht bestimmt abfragen.

Wie viel weniger also das Geheimniß der höchsten Untheilbarkeit. Läßt sich Musik dem Tauben erklären?

Also wäre der Sinn ein Antheil an der neuen, durch ihn eröffneten Welt selbst? Man verstände die Sache nur, wenn man sie hätte?

Das Weltall zerfällt in unendliche, immer von größeren Welten wieder befaßte Welten. Alle Sinne sind am Ende Ein Sinn. Ein Sinn führt wie Eine Welt allmählig zu allen Welten. Aber alles hat seine Zeit und seine Weise. Nur die Person des Weltalls vermag das Verhältniß unserer Welt einzusehen. Es ist schwer zu sagen, ob wir innerhalb der sinnlichen Schranken unsers Körpers wirklich unsere Welt mit neuen Welten, unsere Sinne mit neuen Sinnen vermehren können, oder ob jeder Zuwachs unserer Erkenntniß, jede neue erworbene Fähigkeit nur zur Ausbildung unsers gegenwärtigen Weltsinns zu rechnen ist.

Vielleicht ist beides Eins, sagte Heinrich. Ich weiß nur so viel, daß für mich die Fabel Gesammtwerkzeug meiner gegenwärtigen Welt ist. Selbst das Gewissen, diese sinn- und weltenerzeugende Macht, dieser Keim aller Persönlichkeit, erscheint mir wie der Geist des Weltgedichts, wie der Zufall der ewigen, romantischen Zusammenkunft des unendlich veränderlichen Gesammtlebens.

Werther Pilger, verſetzte Sylveſter, das Gewiſſen erſcheint in jeder ernſten Vollendung, in jeder gebildeten Wahrheit. Jede durch Nachdenken zu einem Weltbild umgearbeitete Neigung und Fertigkeit wird zu einer Erſcheinung, zu einer Verwandlung des Gewiſſens. Alle Bildung führt zu dem, was man nicht anders wie Freiheit nennen kann, ohnerachtet damit nicht ein Begriff, ſondern der ſchaffende Grund alles Daſeins bezeichnet werden ſoll. Dieſe Freiheit iſt Meiſterſchaft. Der Meiſter übt freie Gewalt nach Abſicht und in beſtimmter und überdachter Folge aus. Die Gegenſtände ſeiner Kunſt ſind ſein, und ſtehen in ſeinem Belieben, und er wird von ihnen nicht gefeſſelt oder gehemmt. Und gerade dieſe allumfaſſende Freiheit, Meiſterſchaft oder Herrſchaft iſt das Weſen, der Trieb des Gewiſſens. In ihm offenbart ſich die heilige Eigenthümlichkeit, das unmittelbare Schaffen der Perſönlichkeit, und jede Handlung des Meiſters iſt zugleich Kundwerdung der hohen, einfachen, unverwickelten Welt, — Gottes Wort.

Alſo iſt auch das, was ehemals, wie mir däucht, Tugendlehre genannt wurde, nur die Religion, als Wiſſenſchaft, die ſogenannte Theologie im eigentlichen Sinne? Nur eine Geſetzordnung, die ſich zur Gottesverehrung verhält, wie die Natur zu Gott? Ein Wortbau, eine Gedankenfolge, welche die Oberwelt bezeichnet, vorſtellt und ſie auf einer gewiſſen Stufe der Bildung vertritt?

Die Religion für das Vermögen der Einsicht und des Urtheils? Der Richtspruch, das Gesetz der Auflösung und Bestimmung aller möglichen Verhältnisse eines persönlichen Wesens?

Allerdings ist das Gewissen, sagte Sylvester, der eingeborne Mittler jedes Menschen. Es vertritt die Stelle Gottes auf Erden, und ist daher Vielen das Höchste und Letzte. Aber wie entfernt war die bisherige Wissenschaft, die man Tugend- oder Sittenlehre nannte, von der reinen Gestalt dieses erhabenen, weitumfassenden, persönlichen Gedankens. Das Gewissen ist der Menschen eigenstes Wesen in voller Verklärung, der himmlische Urmensch. Es ist nicht dies und jenes, es gebietet nicht in allgemeinen Sprüchen, es besteht nicht aus einzelnen Tugenden. Es giebt nur eine Tugend, — den reinen, ernsten Willen, der im Augenblick der Entscheidung unmittelbar sich entschließt und wählt. In lebendiger, eigenthümlicher Untheilbarkeit bewohnt es und beseelt es das zärtliche Sinnbild des menschlichen Körpers, und vermag alle geistigen Gliedmaßen in die wahrhafteste Thätigkeit zu versetzen.

O trefflicher Vater! unterbrach ihn Heinrich, mit welcher Freude erfüllt mich das Licht, das aus euren Worten ausgeht! Also ist der wahre Geist der Fabel eine freundliche Verkleidung des Geistes der Tugend, und der eigentliche Geist der untergeordneten Dichtkunst, die Regsamkeit des höchsten, eigenthümlichsten Daseyns.

Eine überraſchende Selbſtheit iſt zwiſchen einen wahrhaften Liede und einer edlen Handlung. Das müßige Gewiſſen in einer glatten nicht widerſtehenden Welt wird zum feſſelnden Geſpräche, zur alleserzählenden Fabel. In den Fluren und Hallen dieſer Urwelt lebt der Dichter, und die Tugend iſt der Geiſt ſeiner irdiſchen Bewegungen und Einflüſſe: ſo wie dieſe die unmittelbar wirkende Gottheit unter den Menſchen und das wunderbare Wiederlicht der höheren Welt iſt, ſo iſt es auch die Fabel. Wie ſicher kann nun der Dichter den Eingebungen ſeiner Begeiſterung, oder, wenn auch er einen höhern überirdiſchen Sinn hat, höhern Weſen folgen, und ſich ſeinem Berufe mit kindlicher Demuth überlaſſen. Auch in ihm redet die höhere Stimme des Weltalls, und ruft mit bezaubernden Sprüchen in erfreulichere, bekanntere Welten. Wie ſich die Religion zur Tugend verhält, ſo die Begeiſterung zur Fabellehre, und wenn in heiligen Schriften die Geſchichten der Offenbarung aufbehalten ſind, ſo bildet in der Fabellehre das Leben einer höheren Welt ſich in wunderbar entſtandenen Dichtungen auf mannichfache Weiſe ab. Fabel und Geſchichte begleiten ſich in den innigſten Beziehungen auf den verſchlungenſten Pfaden und in den ſeltſamſten Verkleidungen, und die Bibel und die Fabellehre ſind Stern-Bilder Eines Umlaufs.

Ihr redet völlig wahr, ſagte Sylveſter, und nun wird es euch wohl begreiflich ſeyn, daß die ganze Na-

tur nur durch den Geiſt der Tugend beſteht, und immer beſtändiger werden ſoll. Er iſt das allzündende, allbelebende Licht, innerhalb der irdiſchen Umfaſſung. Vom Sternhimmel, dieſem erhabenen Dom des Sternreichs, bis zu dem krauſen Teppich einer bunten Wieſe, wird alles durch ihn erhalten, durch ihn mit uns verknüpft und uns verſtändlich gemacht, und durch ihn die unbekannte Bahn der unendlichen Naturgeſchichte bis zur Verklärung fortgeleitet.

Ja, und ihr habt vorher ſo ſchön für mich die Tugend an die Religion angeſchloſſen. Alles was die Erfahrung und die irdiſche Wirkſamkeit begreift, macht den Bezirk des Gewiſſens aus, welches dieſe Welt mit höheren Welten verbindet. Bei höheren Sinnen entſteht Religion, und was vorher unbegreifliche Nothwendigkeit unſerer innerſten Natur ſchien, ein Allgeſetz ohne beſtimmten Inhalt, wird nun zu einer wunderbaren, einheimiſchen, unendlich mannichfaltigen, und durchaus befriedigenden Welt, zu einer unbegreiflich innigen Gemeinſchaft aller Seeligen in Gott, und zur vernehmlichen, vergötternden Gegenwart des allerperſönlichſten Weſens, oder ſeines Willens, ſeiner Liebe in unſerm tiefſten Selbſt.

Die Unſchuld eures Herzens macht euch zum Propheten, erwiederte Sylveſter: euch wird alles verſtändlich werden, und die Welt und ihre Geſchichte verwandelt ſich euch in die heilige Schrift, ſo wie ihr an der

heiligen Schrift das große Beispiel habt, wie in einfachen Worten und Geschichten das Weltall offenbart werden kann; wenn auch nicht geradezu, doch mittelbar durch Anregung und Erweckung höherer Sinne. — Mich hat die Beschäftigung mit der Natur dahin geführt, wohin euch die Lust und Begeisterung der Sprache gebracht haben. Kunst und Geschichte haben mich die Natur kennen gelehrt. Meine Eltern wohnten in Sizilien, unweit dem weltberühmten Berge Aetna. Ein bequemes Haus von vormaliger Bauart, welches verdeckt von uralten Kastanienbäumen dicht an den felsigen Ufern des Meeres, die Zierde eines mit mannichfaltigen Gewächsen besetzten Gartens ausmachte, war ihre Wohnung. In der Nähe lagen viele Hütten, in denen sich Fischer, Hirten und Winzer aufhielten. Unsre Kammern und Keller waren mit allem, was das Leben erhält und erhöht, reichlich versehn, und unser Hausgeräthe ward durch wohlerdachte Arbeit auch den verborgenen Sinnen angenehm. Es fehlte auch sonst nicht an mannichfaltigen Gegenständen, deren Betrachtung und Gebrauch das Gemüth über das gewöhnliche Leben und seine Bedürfnisse erhoben, es zu einem angemessenen Zustande vorzubereiten, und ihm den lautern Genuß seiner vollen, eigenthümlichen Natur zu versprechen und zu gewähren schienen. Man sah steinerne Menschen-Bilder, mit Geschichten bemahlte Gefäße, kleinere Steine mit den deutlichsten Figuren, und an-

dere Geräthſchaften mehr, die aus andern und erfreulicheren Zeiten zurückgeblieben ſein mochten. Auch lagen in Fächern übereinander viele Pergamentrollen, auf denen in langen Reihen von Buchſtaben die Kenntniſſe und Geſinnungen, die Geſchichten und Gedichte jener Vergangenheit in anmuthigen und künſtlichen Ausdrükken bewahrt ſtanden. Der Ruf meines Vaters, den er ſich als geſchickter Sterndeuter zuwege brachte, zog ihm zahlreiche Anfragen und Beſuche, ſelbſt aus entlegneren Ländern zu, und da das Vorwiſſen der Zukunft den Menſchen eine ſehr ſeltne und köſtliche Gabe dünkte, ſo glaubten ſie ihre Mittheilungen gut belohnen zu müſſen, ſo daß mein Vater durch die erhaltenen Geſchenke in den Stand geſetzt wurde, die Koſten ſeiner bequemen und genußreichen Lebensart hinreichend beſtreiten zu können.

* *
* * *

Weiter iſt der Verfaſſer nicht in Ausarbeitung dieſes zweiten Theils gekommen. Dieſen nannte er die Erfüllung, ſo wie den erſten die Erwartung, weil hier alles aufgelöſt und erfüllt werden ſollte, was jener hatte ahnden laſſen. Es war die Abſicht des Dichters, nach Vollendung des Ofterdingen noch ſechs Romane zu ſchreiben, in denen er ſeine Anſichten der Phyſik, des

bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geſchichte, der Politik und der Liebe, ſo wie im Ofterdingen die der Poeſie niederlegen wollte. Ohne mein Erinnern wird der unterrichtete Leſer ſehen, daß der Verfaſſer ſich in dieſem Gedichte nicht genau an die Zeit, oder an die Perſon jenes bekannten Minneſängers gebunden hat, obgleich alles an ihn und ſein Zeitalter erinnern ſoll. Nicht nur für die Freunde des Verfaſſers, ſondern für die Kunſt ſelbſt, iſt es ein unerſetzlicher Verluſt, daß er dieſen Roman nicht hat beendigen können, deſſen Originalität und große Abſicht ſich im zweiten Theile noch mehr als im erſten würde gezeigt haben. Denn es war ihm nicht darum zu thun, dieſe oder jene Begebenheiten darzuſtellen, eine Seite der Poeſie aufzufaſſen, und ſie durch Figuren und Geſchichten zu erklären, ſondern er wollte, wie auch ſchon im letzten Kapitel des erſten Theils beſtimmt angedeutet iſt, das eigentliche Weſen der Poeſie ausſprechen, und ihre innerſte Abſicht erklären. Darum verwandelt ſich Natur, Hiſtorie, der Krieg und das bürgerliche Leben mit ſeinen gewöhnlichſten Vorfällen in Poeſie, weil dieſe der Geiſt iſt, der alle Dinge belebt.

Ich will den Verſuch machen, ſo viel es mir aus Geſprächen mit meinem Freunde erinnerlich iſt, und ſo viel ich aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren erſehen kann, dem Leſer einen Begriff von dem Plan und dem Inhalte des zweiten Theiles dieſes Werkes zu verſchaffen.

Dem Dichter, welcher das Wesen seiner Kunst im Mittelpunkt ergriffen hat, erscheint nichts widersprechend und fremd, ihm sind die Räthsel gelöst, durch die Magie der Phantasie kann er alle Zeitalter und Welten verknüpfen, die Wunder verschwinden und alles verwandelt sich in Wunder; so ist dieses Buch gedichtet, und besonders findet der Leser in dem Mährchen, welches den ersten Theil beschließt, die kühnsten Verknüpfungen; hier sind alle Unterschiede aufgehoben, durch welche Zeitalter von einander getrennt erscheinen, und eine Welt der andern als feindselig begegnet. Durch dieses Mährchen wollte sich der Dichter hauptsächlich den Uebergang zum zweiten Theile machen, in welchem die Geschichte unaufhörlich aus dem Gewöhnlichsten in das Wundervollste überschweift, und sich beides gegenseitig erklärt und ergänzt; der Geist, welcher den Prolog in Versen hält, sollte nach jedem Kapitel wiederkehren, und diese Stimmung, diese wunderbare Ansicht der Dinge fortsetzen. Durch dieses Mittel blieb die unsichtbare Welt mit dieser sichtbaren in ewiger Verknüpfung. Dieser sprechende Geist ist die Poesie selber, aber zugleich der sideriſche Mensch, der mit der Umarmung Heinrichs und Mathildens geboren ist. Im folgenden Gedichte, welches seine Stelle im Ofterdingen finden sollte, hat der Verfasser auf die leichteste Weise den innern Geist seiner Bücher ausgedrückt:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüſſel aller Kreaturen,
Wenn die, ſo ſingen oder küſſen,
Mehr als die Tiefgelehrten wiſſen,
Wenn ſich die Welt ins freie Leben,
Und in die Welt wird zurück begeben,
Wenn dann ſich wieder Licht und Schatten
Zu ächter Klarheit werden gatten,
Und man in Mährchen und Gedichten
Erkennt die ew'gen Weltgeſchichten,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Weſen fort.

Der Gärtner, welchen Heinrich ſpricht, iſt derſelbe alte Mann, der ſchon einmal Ofterdingens Vater aufgenommen hatte; das junge Mädchen, welches Cyane heißt, iſt nicht ſein Kind, ſondern die Tochter des Grafen von Hohenzollern; ſie iſt aus dem Morgenlande gekommen, zwar früh, aber doch kann ſie ſich ihrer Heimath erinnern; ſie hat lange in Gebirgen, in welchen ſie von ihrer verſtorbenen Mutter erzogen iſt, ein wunderliches Leben geführt; einen Bruder hat ſie früh verloren, einmal iſt ſie ſelbſt in einem Grabgewölbe dem Tode ſehr nahe geweſen, aber hier hat ſie ein alter Arzt auf eine ſeltſame Weiſe vom Tode errettet. Sie iſt heiter und freundlich und mit dem Wunderbaren ſehr vertraut. Sie erzählt dem Dichter ſeine eigene Geſchichte, als wenn ſie dieſelbe einſt von ihrer Mutter ſo

gehört hätte. — Sie ſchickt ihn nach einem entlegenen Kloſter, deſſen Mönche als eine Art von Geiſterkolonie erſcheinen, alles iſt hier wie eine myſtiſche, magiſche Loge. Sie ſind die Prieſter des heiligen Feuers in jungen Gemüthern. Er hört den fernen Geſang der Brüder; in der Kirche ſelbſt hat er eine Viſion. Mit einem alten Mönch ſpricht Heinrich über Tod und Magie, er hat Ahndungen vom Tode und dem Stein der Weiſen; er beſucht den Kloſtergarten und den Kirchhof; über dem letztern findet ſich folgendes Gedicht:

Lobt doch unſre ſtillen Feſte,
Unſre Gärten, unſre Zimmer,
Das bequeme Hausgeräthe,
Unſer Hab' und Gut.
Täglich kommen neue Gäſte,
Dieſe früh, die andern ſpäte,
Auf den weiten Herden immer
Lodert neue Lebens-Glut.

Tauſend zierliche Gefäße,
Einſt bethaut mit tauſend Thränen,
Goldne Ringe, Sporen, Schwerdter,
Sind in unſerm Schatz:
Viel Kleinodien und Juwelen
Wiſſen wir in dunklen Höhlen,
Keiner kann den Reichthum zählen,
Zählt er auch ohn Unterlaß.

Kinder der Vergangenheiten,
Helden aus den grauen Zeiten,
Der Geſtirne Rieſengeiſter,
Wunderlich geſellt,
Holde Frauen, ernſte Meiſter,
Kinder und verlebte Greiſe,
Sitzen hier in Einem Kreiſe,
Wohnen in der alten Welt.

Keiner wird ſich je beſchweren,
Keiner wünſchen fort zu gehen,
Wer an unſern vollen Tiſchen
Einmal fröhlich ſaß.
Klagen ſind nicht mehr zu hören,
Keine Wunder mehr zu ſehen,
Keine Thränen abzuwiſchen;
Ewig läuft das Stundenglas.

Tiefgerührt von heilger Güte,
Und verſenkt in ſel'ges Schauen,
Steht der Himmel im Gemüthe,
Wolkenloſes Blau;
Lange fliegende Gewande
Tragen uns durch Frühlingsauen,
Und es weht in dieſem Lande
Nie ein Lüftchen kalt und rauh.

Süßer Reiz der Mitternächte,
Stiller Kreis geheimer Mächte,
Wolluſt räthſelhafter Spiele,

Wir nur kennen euch;
Wir nur ſind am hohen Ziele,
Bald in Strom uns zu ergießen,
Dann in Tropfen zu zerfließen,
Und zu nippen auch zugleich.

Uns ward erſt die Liebe, Leben;
Innig, wie die Elemente,
Miſchen wir des Daſeyns Fluten,
Brauſend Herz mit Herz.
Lüſtern ſcheiden ſich die Fluten,
Denn der Kampf der Elemente
Iſt der Liebe höchſtes Leben,
Und des Herzens eignes Herz.

Leiſer Wünſche ſüßes Plaudern
Hören wir allein, und ſchauen
Immerdar in ſel'ge Augen,
Schmecken nichts als Mund und Kuß;
Alles, was wir nur berühren,
Wird zu heißen Balſamfrüchten,
Wird zu weichen zarten Brüſten,
Opfern kühner Luſt.

Immer wächſt und blüht Verlangen
Am Geliebten feſtzuhangen,
Ihn im Innern zu empfangen,
Eins mit ihm zu ſeyn.

Seinem Durſte nicht zu wehren,
Sich im Wechſel zu verzehren,
Von einander ſich zu nähren,
Von einander nur allein.

So in Lieb' und hoher Wolluſt
Sind wir immerdar verſunken,
Seit der wilde trübe Funken
Jener Welt erloſch;
Seit der Hügel ſich geſchloſſen,
Und der Scheiterhaufen ſprühte,
Und dem ſchauernden Gemüthe
Nun das Erdgeſicht zerfloß.

Zauber der Erinnerungen,
Heil'ger Wehmuth ſüße Schauer,
Haben innig uns durchklungen,
Kühlen unſre Glut.
Wunden giebts, die ewig ſchmerzen,
Eine göttlich tiefe Trauer
Wohnt in unſer aller Herzen,
Löſt uns auf in Eine Flut.

Und in dieſer Flut ergießen
Wir uns auf geheime Weiſe
In den Ocean des Lebens
Tief in Gott hinein;
Und aus ſeinem Herzen fließen
Wir zurück zu unſerm Kreiſe,
Und der Geiſt des höchſten Strebens
Taucht in unſre Wirbel ein.

Schüttelt eure goldnen Ketten
Mit Smaragden und Rubinen,
Und die blanken saubern Spangen,
Blitz und Klang zugleich.
Aus des feuchten Abgrunds Betten,
Aus den Gräbern und Ruinen,
Himmelsrosen auf den Wangen
Schwebt ins bunte Fabelreich.

Könnten doch die Menschen wissen,
Unsre künftigen Genossen,
Daß bei allen ihren Freuden
Wir geschäftig sind:
Jauchzend würden sie verscheiden,
Gern das bleiche Daseyn missen, —
O! die Zeit ist bald verflossen,
Kommt, Geliebte, doch geschwind!

Helft uns nur den Erdgeist binden,
Lernt den Sinn des Todes fassen
Und das Wort des Lebens finden;
Einmal kehrt euch um.
Deine Macht muß bald verschwinden,
Dein erborgtes Licht verblassen,
Werden dich in kurzem binden,
Erdgeist, deine Zeit ist um.

Dieses Gedicht war vielleicht wiederum ein Prolog zu einem zweiten Kapitel. Jetzt sollte sich eine ganz neue Periode des Werkes eröffnen: aus dem stillsten

Tode ſollte ſich das höchſte Leben hervorthun; er hat unter Todten gelebt und ſelbſt mit ihnen geſprochen. Das Buch ſollte faſt dramatiſch werden, und der epiſche Ton gleichſam nur die einzelnen Szenen verknüpfen und leicht erklären. Heinrich befindet ſich plötzlich in dem unruhigen Italien, das von Kriegen zerrüttet wird; er ſieht ſich als Feldherr an der Spitze eines Heeres. Alle Elemente des Krieges ſpielen in poetiſchen Farben. Er überfällt mit einem flüchtigen Haufen eine feindliche Stadt; hier erſcheint als Epiſode die Liebe eines vornehmen Piſaners zu einem Florentiniſchen Mädchen. Kriegslieder. „Ein großer Krieg, wie ein Zweikampf, durchaus edel, philoſophiſch, human. Geiſt der alten Chevalerie, Ritterſpiel. Geiſt der bacchiſchen Wehmuth. — Die Menſchen müſſen ſich ſelbſt untereinander tödten, das iſt edler als durch das Schickſal fallen. Sie ſuchen den Tod. — Ehre, Ruhm iſt des Kriegers Luſt und Leben. Im Tode und als Schatten lebt der Krieger. Todesluſt iſt Kriegergeiſt. — Auf Erden iſt der Krieg zu Hauſe. Krieg muß auf Erden ſeyn.“ — In Piſa findet Heinrich den Sohn des Kaiſers Friedrich des Zweiten, der ſein vertrauter Freund wird. Auch nach Loretto kommt er. Mehrere Lieder ſollten hier folgen.

Von einem Sturm wird der Dichter nach Griechenland verſchlagen. Die alte Welt mit ihren Helden und Kunſtſchätzen erfüllt ſein Gemüth. Er ſpricht mit einem Griechen über Moral. Alles wird ihm aus je-

ner Zeit gegenwärtig; er lernt die alten Bilder und die alte Geſchichte verſtehn. Geſpräche über die griechiſchen Staatsverfaſſungen; über Mythologie.

Nachdem Heinrich die Heldenzeit und das Alterthum hat verſtehen lernen, kommt er nach dem Morgenlande, nach welchem ſich von Kindheit auf ſeine Sehnſucht gerichtet hatte. Er beſucht Jeruſalem; er lernt orientaliſche Gedichte kennen. Seltſame Begebenheiten mit den Ungläubigen halten ihn in einſamen Gegenden zurück, er findet die Familie des morgenländiſchen Mädchens (ſ. den 1. Th.); die dortige Lebensweiſe einiger nomadiſchen Stämme, Perſiſche Märchen, Erinnerungen aus der älteſten Welt. Immer ſollte das Buch unter den verſchiedenſten Begebenheiten denſelben Farben-Charakter behalten, und an die blaue Blume erinnern; durchaus ſollten ſogleich die entfernteſten und verſchiedenartigſten Sagen verknüpft werden: griechiſche, orientaliſche, bibliſche und chriſtliche mit Erinnerungen und Andeutungen der indiſchen wie der nordiſchen Mythologie. Die Kreuzzüge. Das Seeleben. Heinrich geht nach Rom. Die Zeit der römiſchen Geſchichte.

Mit Erfahrungen geſättigt kehrt Heinrich nach Deutſchland zurück. Er findet ſeinen Großvater, einen tiefſinnigen Charakter, Klingsohr iſt in ſeiner Geſellſchaft. Abendgeſpräche mit den beiden.

Heinrich begiebt ſich an den Hof Friedrichs, er lernt den Kaiſer perſönlich kennen. Der Hof ſollte eine

ſehr würdige Erſcheinung machen, die Darſtellung der beſten, größten und wunderbarſten Menſchen aus der ganzen Welt verſammelt, deren Mittelpunkt der Kaiſer ſelbſt iſt. Hier erſcheint die große Pracht, und die wahre große Welt. Deutſcher Charakter und deutſche Geſchichte werden deutlich gemacht. Heinrich ſpricht mit dem Kaiſer über Regierung, über Kaiſerthum, dunkle Reden von Amerika und Oſt-Indien. Die Geſinnungen eines Fürſten. Myſtiſcher Kaiſer. Das Buch de tribus impostoribus.

Nachdem nun Heinrich auf eine neue und größere Weiſe als im erſten Theile, in der Erwartung, wiederum die Natur, Leben und Tod, Krieg, Morgenland, Geſchichte und Poeſie erlebt und erfahren hat, kehrt er wie in eine alte Heimath in ſein Gemüth zurück. Aus dem Verſtändniß der Welt und ſeiner ſelbſt entſteht der Trieb zur Verklärung; die wunderbarſte Märchenwelt tritt nun ganz nahe, weil das Herz ihrem Verſtändniß völlig geöffnet iſt.

In der Maneſſiſchen Sammlung der Minneſänger finden wir einen ziemlich unverſtändlichen Wettgeſang des Heinrich von Ofterdingen und Klingsohr mit andern Dichtern; ſtatt dieſes Kampfſpieles wollte der Verfaſſer einen andern ſeltſamen poetiſchen Streit darſtellen, den Kampf des guten und böſen Princips in Geſängen der Religion und Irreligion, die unſichtbare Welt der ſichtbaren entgegen geſtellt. „In bacchiſcher Trunkenheit

wetten die Dichter aus Enthuſiasmus um den Tod.“ Wiſſenſchaften werden poetiſirt, auch die Mathematik ſtreitet mit. Indianiſche Pflanzen werden beſungen; indiſche Mythologie in neuer Verklärung.

Dieſes iſt der letzte Akt Heinrichs auf Erden, der Uebergang zu ſeiner eignen Verklärung. Dieſes iſt die Auflöſung des ganzen Werks, die Erfüllung des Märchens, welches den erſten Theil beſchließt. Auf die übernatürlichſte und zugleich natürlichſte Weiſe wird alles erklärt und vollendet, die Scheidewand zwiſchen Fabel und Wahrheit, zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart iſt eingefallen: Glauben, Phantaſie und Poeſie ſchließen die innerſte Welt auf.

Heinrich kommt in Sophiens Land, in eine Natur wie ſie ſeyn könnte, in eine allegoriſche, nachdem er mit Klingsohr über einige ſonderbare Zeichen und Ahndungen geſprochen hat. Dieſe erwachen hauptſächlich bei einem alten Liede, welches es zufällig ſingen hört, in welchem ein tiefes Waſſer an einer verborgenen Stelle beſchrieben wird. Durch dieſen Geſang erwachen längſtvergeſſene Erinnerungen, er geht nach dem Waſſer, und findet einen kleinen goldenen Schlüſſel, welchen ihm vor Zeiten eine Rabe geraubt hatte, und den er niemals hatte wieder finden können. Dieſen Schlüſſel hatte ihm bald nach Mathildens Tode ein alter Mann gegeben mit dem Bedeuten, er ſollte ihn zum Kaiſer bringen, der würde ihm ſagen, was damit zu thun ſey. Heinrich

geht zum Kaiſer, welcher hoch erfreut iſt, und ihm eine alte Urkunde giebt, in welcher geſchrieben ſteht, daß der Kaiſer ſie einem Manne zum Leſen geben ſollte, welcher ihm einſt einen goldenen Schlüſſel zufällig bringen würde; dieſer Mann würde an einem verborgenen Orte ein altes talismaniſches Kleinod, einen Karfunkel zur Krone finden, zu welchem die Stelle noch leer gelaſſen ſey. Der Ort ſelbſt iſt auch im Pergament beſchrieben. — Nach dieſer Beſchreibung macht ſich Heinrich auf den Weg nach einem Berge, er trifft unterwegs den Fremden, der ihm und ſeinen Eltern zuerſt von der blauen Blume erzählt hatte, er ſpricht mit ihm über die Offenbarung. Er geht in den Berg hinein, und Cyane folgt ihm treulich nach.

Bald kommt er in jenes wunderbare Land, in welchem Luft und Waſſer, Blumen und Thiere von ganz verſchiedener Art ſind, als in unſerer irdiſchen Natur. Zugleich verwandelt ſich das Gedicht ſtellenweiſe in ein Schauſpiel. „Menſchen, Thiere, Pflanzen, Steine und Geſtirne, Elemente, Töne, Farben kommen zuſammen wie Eine Familie, handeln und ſprechen wie Ein Geſchlecht.“ — „Blumen und Thiere ſprechen über den Menſchen.“ — „Die Märchenwelt wird ganz ſichtbar, die wirkliche Welt ſelbſt wird wie ein Märchen angeſehen.“ Er findet die blaue Blume; es iſt Mathilde, die ſchläft und den Karfunkel hat, ein kleines Mädchen, ſein und Mathildens Kind, ſitzt bei einem Sarge und

verjüngt ihn. — „Dieſes Kind iſt die Urwelt, die goldene Zeit am Ende.“ — „Hier iſt die chriſtliche Religion mit der heidniſchen ausgeſöhnt. Die Geſchichte des Orpheus, der Pſyche, und andere werden beſungen.“ Heinrich pflückt die blaue Blume, und erlöſt Mathilden von ihrem Zauber, aber ſie geht ihm wieder verloren; er erſtarrt im Schmerz und wird ein Stein. „Edda (die blaue Blume, die Morgenländerin, Mathilde) opfert ſich an dem Steine, er verwandelt ſich in einen klingenden Baum. Cyane haut den Baum um, und verbrennt ſich mit ihm, er wird ein goldener Widder. Edda, Mathilde muß ihn opfern, er wird wieder ein Menſch. Während dieſer Verwandlungen hat er allerlei wunderliche Geſpräche.

Er iſt glücklich mit Mathilden, die zugleich die Morgenländerin und Cyane iſt. Das froheſte Feſt des Gemüths wird gefeiert. Alles vorhergehende war Tod, letzter Traum und Erwachen.“ Klingsohr kommt wieder als König von Atlantis. Heinrichs Mutter iſt Fantaſie, der Vater iſt der Sinn, Schwaning iſt der Mond, der Bergmann iſt der Antiquar, auch zugleich das Eiſen. Kaiſer Friedrich iſt Arktur. Auch der Graf von Hohenzollern und die Kaufleute kommen wieder.“ Alles fließt in Allegorie zuſammen. Cyane bringt dem Kaiſer den Stein; aber Heinrich iſt nun ſelbſt der Dichter aus jenem Märchen, welches ihm vordem die Kaufleute erzählten.

Das ſelige Land leidet nur noch von einer Bezauberung, indem es dem Wechſel der Jahreszeiten unterworfen iſt. Heinrich zerſtört das Sonnenreich. Mit einem großen Gedicht, wovon nur der Anfang aufgeſchrieben iſt, ſollte das ganze Werk beſchloſſen werden.

Die Vermählung der Jahreszeiten.

Tief in Gedanken ſtand der neue Monarch. Er gedachte
Jetzt des nächtlichen Traums, und der Erzählungen auch,
Als von der himmliſchen Blume zuerſt er gehört, und getroffen
Still von der Weiſſagung, mächtige Liebe gefühlt.
Noch dünkt ihn, er höre die tief eindringende Stimme,
Eben verließe der Gaſt erſt den geſelligen Kreis,
Flüchtige Schimmer des Mondes erhellten die klappernden Fenſter,
Und in des Jünglings Bruſt tobte verzehrende Glut.
Edda, ſagte der König, was iſt des liebenden Herzens
Innigſter Wunſch? was iſt ihm der unſäglichſte Schmerz?
Sag' es, wir wollen ihm helfen, die Macht iſt unſer, und herrlich

Werde die Zeit, nun du wieder den Himmel beglückst. —
„Wären die Zeiten nicht so ungesellig, verbände
Zukunft mit Gegenwart und mit Vergangenheit sich;
Schlösse Frühling an Herbst sich, und Sommer an Winter,
Wäre zu spielendem Ernst Jugend mit Alter gepaart:
Dann, mein süßer Gemahl, versiegte die Quelle der Schmerzen,
Aller Empfindungen Wunsch wäre dem Herzen gewährt."
Also die Königin; freudig umschlang sie der schöne Geliebte:
Ausgesprochen fürwahr hast du ein himmlisches Wort,
Was schon längst auf den Lippen der tiefer Fühlenden schwebte,
Aber den deinigen erst rein und gedeihlich entklang.
Führe man schnell den Wagen herbei, wir holen sie selber,
Erstlich die Zeiten des Jahrs, dann auch des Menschengeschlechts. —

Sie fahren zur Sonne, und holen zuerst den Tag, dann zur Nacht; dann nach Norden, um den Winter, alsdann nach Süden, um den Sommer zu finden; von Osten bringen sie den Frühling, von Westen den Herbst. Dann eilen sie zur Jugend, dann zum Alter, zur Vergangenheit, wie zur Zukunft.

Dieses ist, was ich dem Leser aus meinen Erinnerungen, und aus einzelnen Worten und Winken in den Papieren meines Freundes habe geben können. Die Ausarbeitung dieser großen Aufgabe würde ein bleibendes Denkmal einer neuen Poesie gewesen seyn. Ich habe in dieser Anzeige lieber trocken und kurz seyn wollen, als in die

Gefahr gerathen, von meiner Phantaſie etwas hinzuzuſetzen. Vielleicht rührt manchen Leſer das Fragmentariſche dieſer Verſe und Worte ſo wie mich, der nicht mit einer andächtigern Wehmuth ein Stückchen von einem zertrümmerten Bilde des Raphael oder Corregio betrachten würde.

L. T.

Druck und Papier von C. Schumann, in Schneeberg.

Novalis

Schriften.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck

und

Fr. Schlegel.

Fünfte Auflage.

Zweiter Theil.

Berlin,
Verlag von G. Reimer.

1837.

Digitized by Google

Hymnen an die Nacht.

1.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreuliche Licht mit seinen Farben, seinen Strahlen und Wogen, seiner milden Allgegenwart, als weckender Tag? Wie des Lebens innerste Seele athmet es der rastlosen Gestirne Riesenwelt, und schwimmt tanzend in seiner blauen Flut; athmet es der funkelnde, ewig ruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgestaltete Thier; vor allen aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange, und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft versenkt: wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinuntersinken, und mit der Asche mich vermischen. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf einmal so ahndungsvoll unterm Herzen, und verschluckt der Wehmuth weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüths hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt: ein ernstes Antlitz seh' ich, froh erschrocken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt, und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun! wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied! — Also nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, säetest

du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht, deine Wiederkehr, in den Zeiten deiner Entfernung? Himmlischer, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehen sie, als die blässesten jener zahllosen Heere; unbedürftig des Lichts durchschauen sie die Tiefen eines liebenden Gemüthes, was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin seliger Liebe! Sie sendet mir dich, zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht. Nun wach' ich, denn ich bin Dein und Mein: du hast die Nacht mir zum Leben verkündet, mich zum Menschen gemacht. Zehre mit Geisterglut meinen Leib, daß ich luftig mit dir inniger mich vermische, und dann ewig die Brautnacht währe.

2.

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdischen Gewalt? Unselige Geschäftigkeit verzehrt den himmlischen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemessen ward dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft. — Ewig ist die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf! beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich, und wissen von keinem Schlafe,

als dem Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfſt. Sie fühlen dich nicht in der goldnen Flut der Trauben, in des Mandelbaums Wunderöhl, und dem braunen Safte des Mohns. Sie wiſſen nicht, daß du es biſt, der des zarten Mädchens Buſen umſchwebt, und zum Himmel den Schooß macht; ahnden nicht, daß aus alten Geſchichten du himmelöffnend entgegentrittſt, und den Schlüſſel trägſt zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimniſſe ſchweigender Bote.

3.

Einſt da ich bittre Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöſt meine Hoffnung zerrann, und ich einſam ſtand am dürren Hügel, der im engen, dunkeln Raum die Geſtalt meines Lebens barg; einſam, wie noch kein Einſamer war, von unſäglicher Angſt getrieben, kraftlos, nur ein Gedanke des Elends noch: — wie ich da nach Hülfe umherſchaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verloſchnen Leben mit unendlicher Sehnſucht hing: — da kam aus blauen Fernen, von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsſchauer, und mit einemmale riß das Band der Geburt des Lichtes Feſſel. Hin floh die irdiſche Herrlichkeit, und meine Trauer mit ihr, zuſammen floß die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt; du Nachtbegeiſterung, Schlummer des Himmels kamſt über mich

die Gegend hob sich sacht empor, über der Gegend schwebte mein entbundener, neugeborner Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit; ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtausende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An ihrem Halse weint' ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erste, einzige Traum, und erst seitdem fühl' ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte.

4.

Nun weiß ich, wann der letzte Morgen seyn wird: wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe scheucht, wenn der Schlummer ewig und nur Ein unerschöpflicher Traum seyn wird. Himmlische Müdigkeit fühl' ich in mir. — Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die krystallene Woge, die, gemeinen Sinnen unvernehmlich, in des Hügels dunkelm Schooße quillt, an dessen Fuß die irdische Flut bricht, wer sie gekostet hat, wer oben stand auf dem Grenzgebirge der Welt, und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz: wahrlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset.

Oben baut er ſich Hütten — Hütten des Friedens, ſehnt ſich und liebt, ſchaut hinüber, bis die willkommenſte aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht. Das Irdiſche ſchwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöſt in verborgenen Gängen auf das jenſeitige Gebiet, wo es, wie Düfte, ſich mit entſchlummerten Lieben miſcht. Noch weckſt du, muntres Licht, den Müden zur Arbeit, flößeſt fröhliches Leben mir ein: aber du lockſt mich von der Erinnerung mooſigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umſchaun, wo du mich brauchſt; rühmen deines Glanzes volle Pracht; unverdroſſen verfolgen deines künſtlichen Werks ſchönen Zuſammenhang: gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr ſinnvollen Gang; ergründen der Kräfte Ebenmaaß und die Regeln des Wunderſpiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der ſchaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannſt du mir zeigen ein ewig treues Herz? Hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? Faſſen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben ſie mir wieder den zärtlichen Druck und das koſende Wort? Haſt du mit Farben und leichtem Umriß ſie geziert? Oder war Sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wolluſt, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Ent-

zückungen? Trägt nicht alles, was uns begeistert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich, und ihr verdankst du all deine Herrlichkeit. Du verflögest in dir selbst, im endlosen Raum zergingest du, wenn sie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdest, und flammend die Welt zeugtest. Wahrlich ich war, ehe du warest: die Mutter schickte mit meinen Geschwistern mich, zu bewohnen deine Welt, sie zu heiligen mit Liebe, daß sie ein ewig angeschautes Denkmal werde; zu bepflanzen sie mit unverwelklichen Blumen. Noch reiften sie nicht, diese göttlichen Gedanken; noch sind der Spuren unserer Offenbarung wenig. Einst zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirst wie unser einer, und voll Sehnsucht und Inbrunst auslöschest und stirbst. In mir fühl' ich deiner Geschäftigkeit Ende, himmlische Freiheit, selige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn' ich deine Entfernung von unsrer Heimath, deinen Widerstand gegen den alten herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben ist vergebens. Unverbrennlich steht das Kreuz, eine Siegsfahne unsers Geschlechts.

Hinüber wall' ich,
Und jede Pein
Wird einst ein Stachel
Der Wollust seyn.

Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schooß.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir;
Ich ſchaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verliſcht dein Glanz,
Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O! ſauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entſchlummern
Und lieben kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balſam und Aether
Verwandelt mein Blut.
Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Muth,
Und ſterbe die Nächte,
In heiliger Glut.

5.

Ueber der Menſchen weitverbreitete Stämme herrſchte vor Zeiten ein eiſernes Schickſal mit ſtummer Ge-

walt. Eine dunkle, ſchwere Binde lag um ihre bange Seele; unendlich war die Erde; der Götter Aufenthalt und ihre Heimath. Seit Ewigkeiten ſtand ihr geheimnißvoller Bau. Ueber des Morgens rothen Bergen, in des Meeres heiligem Schooß wohnte die Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Rieſe trug die ſelige Welt. Feſt unter Bergen lagen die Urſöhne der Mutter Erde, ohnmächtig in ihrer zerſtörenden Wuth gegen das neue herrliche Göttergeſchlecht und deſſen Verwandten, die fröhlichen Menſchen. Des Meers dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schooß. In den kryſtallenen Grotten ſchwelgte ein üppiges Volk. Flüſſe, Bäume, Blumen und Thiere hatten menſchlichen Sinn. Süßer ſchmeckte der Wein von ſichtbarer Jugendfülle geſchenkt; ein Gott in den Trauben; eine liebende, mütterliche Göttin, empor wachſend in vollen goldenen Garben; der Liebe heil'ger Rauſch, ein ſüßer Dienſt der ſchönſten Götterfrau. Ein ewig buntes Feſt der Himmelskinder und der Erdbewohner rauſchte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin. Alle Geſchlechter verehrten kindlich die zarte, tauſendfältige Flamme, als das Höchſte der Welt. Ein Gedanke nur war es. Ein entſetzliches Traumbild:

Das furchtbar zu den frohen Tiſchen trat,
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.
Hier wußten ſelbſt die Götter keinen Rath,
Der die beklommne Bruſt mit Troſt erfüllte.

Geheimnißvoll war dieſes Unholds Pfad,
Deß Wuth kein Flehn und keine Gabe ſtillte;
Es war der Tod, der dieſes Luſtgelag
Mit Angſt und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeſchieden,
Was hier das Herz in ſüßer Wolluſt regt,
Getrennt von den Geliebten, die hienieden
Vergebne Sehnſucht, langes Weh bewegt,
Schien matter Traum dem Todten nur beſchieden,
Ohnmächtiges Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genuſſes
Am Felſen des unendlichen Verdruſſes.

Mit kühnem Geiſt und hoher Sinnenglut
Verſchönte ſich der Menſch die grauſe Larve,
Ein ſanfter Jüngling löſcht das Licht und ruht;
Sanft wird das Ende, wie ein Wehn der Harfe.
Erinnrung ſchmilzt in kühler Schattenflut:
So ſang das Lied dem traurigen Bedarfe.
Doch unenträthſelt blieb die ew'ge Nacht,
Das ernſte Zeichen einer fernen Macht.

Zu Ende neigte die alte Welt ſich. Des jungen Geſchlechts Luſtgarten verwelkte, hinauf in den freieren, wüſten Raum ſtrebten die unkindlichen, wachſenden Menſchen. Die Götter verſchwanden mit ihrem Gefolge. Einſam und leblos ſtand die Natur. Mit eiſernen Ketten band ſie die dürre Zahl und das ſtrenge Maaß.

Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeßliche Blüte des Lebens. Entflohn war der beſchwörende Glaube, und die allverwandelnde, allverſchwiſternde Himmelsgenoſſin, die Fantaſie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erſtarrte Flur, und die erſtarrte Wunderheimath verflog in den Aether. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten ſich. Ins tiefere Heiligthum, in des Gemüths höheren Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt, zu walten dort bis zum Anbruch der tagenden Weltherrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmliſches Zeichen: den Schleier der Nacht warfen ſie über ſich. Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schooß, in ihn kehrten die Götter zurück, ſchlummerten ein, um in neuen herrlichern Geſtalten auszugehn über die veränderte Welt. Im Volk, das vor allen verachtet, zu früh reif, und der ſeligen Unſchuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erſchien mit niegeſehenem Angeſicht die neue Welt. In der Armuth dichteriſcher Hütte, ein Sohn der erſten Jungfrau und Mutter, geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlands ahndende, blütenreiche Weisheit erkannte zuerſt der neuen Zeit Beginn; zu des Königs demüthiger Wiege wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft Namen huldigten ſie ihm mit Glanz und Duft, den höchſten Wundern der Natur. Einſam entfaltete das himmliſche Herz ſich

zu einem Blütenkelch allmächtiger Liebe, des Vaters hohem Antlitz zugewandt, und ruhend an dem ahndungsseligen Busen der lieblich ernsten Mutter. Mit vergötternder Inbrunst schaute das weissagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach seinen Geliebten, den Sprossen seines Götterstamms, unbekümmert über seiner Tage irdisches Schicksal. Bald sammelten die kindlichsten Gemüther, von inniger Liebe wundersam ergriffen, sich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes Leben in seiner Nähe. Unerschöpfliche Worte und der Botschaften fröhlichste fielen wie Funken eines göttlichen Geistes von seinen freundlichen Lippen. Von ferner Küste, unter Hellas heiterm Himmel geboren, kam ein Sänger nach Palästina, und ergab sein ganzes Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling bist du, der seit langer Zeit
Auf unsern Gräbern steht in tiefem Sinnen;
Ein tröstlich Zeichen in der Dunkelheit,
Der höhern Menschheit freudiges Beginnen;
Was uns gesenkt in tiefe Traurigkeit,
Zieht uns mit süßer Sehnsucht nun von hinnen.
Im Tode ward das ew'ge Leben kund:
Du bist der Tod, und machst uns erst gesund.

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Indostan, das Herz von süßer Liebe trunken, und schüttete in feurigen Gesängen es unter jenem milden Himmel aus, daß tausend Herzen sich zu ihm neigten, und die fröh-

liche Botschaft tausendzweigig emporwuchs. Bald nach des Sängers Abschied ward das köstliche Leben ein Opfer des tiefen menschlichen Verfalls: er starb in jungen Jahren, weggerissen von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und seinen zagenden Freunden. Der unsäglichen Leiden dunklen Kelch leerte der liebliche Mund. In entsetzlicher Angst nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken, schwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal sah er freundlich nach der Mutter, da kam der ewigen Liebe lösende Hand, und er entschlief. Nur wenige Tage hing ein tiefer Schleier über das brausende Meer, über das bebende Land; unzählige Thränen weinten die Geliebten; entsiegelt ward das Geheimniß: himmlische Geister hoben den uralten Stein vom dunkeln Grabe. Engel saßen bei dem Schlummernden, aus seinen Träumen zart gebildet; erwacht in neuer Götterherrlichkeit erstieg er die Höhe der neugebornen Welt, begrub mit eigner Hand den alten Leichnam in die verlaßne Höhle, und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

Noch weinen deine Lieben Thränen der Freude, Thränen der Rührung und des unendlichen Danks an deinem Grabe; sehen dich noch immer, freudig erschreckt, auferstehn, und sich mit dir; sehen dich weinen mit süßer Inbrunst an der Mutter seligem Busen, ernst mit

den Freunden wandeln, Worte ſagen, wie vom Baum des Lebens gebrochen; ſehen dich eilen mit voller Sehnſucht in des Vaters Arm, bringend die junge Menſchheit und der goldnen Zukunft unverſieglichen Becher. Die Mutter eilte bald dir nach im himmliſchen Triumphe; ſie war die Erſte in der neuen Heimath bei dir. Lange Zeiten entfloſſen ſeitdem, und in immer höherem Glanz regte deine neue Schöpfung ſich, und tauſende zogen aus Schmerzen und Qualen, voll Glauben und Sehnſucht und Treue dir nach, wallen mit dir und der himmliſchen Jungfrau im Reiche der Liebe, dienen im Tempel des himmliſchen Todes, und ſind in Ewigkeit dein.

Gehoben iſt der Stein,
Die Menſchheit iſt erſtanden.
Wir alle bleiben dein,
Und fühlen keine Banden.
Der herbſte Kummer fleucht
Vor deiner goldnen Schale,
Wenn Erd' und Leben weicht,
Im letzten Abendmahle.

Zur Hochzeit ruft der Tod,
Die Lampen brennen helle.
Die Jungfraun ſind zur Stelle,
Um Oel iſt keine Noth.

Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge ſchon,
Und ruften uns die Sterne
Mit Menſchenzung' und Ton!

Nach dir, Maria, heben
Schon tauſend Herzen ſich;
In dieſem Schattenleben
Verlangten ſie nur dich;
Sie hoffen zu geneſen
Mit ahndungsvoller Luſt,
Drückſt du ſie, heil'ges Weſen,
An deine treue Bruſt.

So Manche, die ſich glühend
In bittrer Qual verzehrt,
Und dieſer Welt entfliehend
Nach dir ſich hingekehrt;
Die hülfreich uns erſchienen
In mancher Noth und Pein;
Wir kommen nun zu ihnen,
Um ewig da zu ſeyn.

Nun weint an keinem Grabe
Vor Schmerz, wer liebend glaubt;
Der Liebe ſüße Habe
Wird keinem nicht geraubt.

Die Sehnſucht ihm zu lindern,
Begeiſtert ihn die Nacht;
Von treuen Himmelskindern
Wird nun ſein Herz bewacht.

Getroſt, das Leben ſchreitet
Zum ew'gen Leben hin;
Von innrer Glut geweitet
Verklärt ſich unſer Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden ſie genießen,
Und lichte Sterne ſeyn.

Die Lieb' iſt frei gegeben,
Und keine Trennung mehr.
Es wogt das volle Leben
Wie ein unendlich Meer.
Nur Eine Nacht der Wonne,
Ein ewiges Gedicht!
Und unſer aller Sonne
Iſt Gottes Angeſicht.

6.

Sehnſucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schooß,
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Iſt froher Abfahrt Zeichen.

Wir kommen in dem engen Kahn
Geſchwind am Himmelsufer an.

Gelobt ſey uns die ew'ge Nacht,
Gelobt der ew'ge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Luſt der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was ſollen wir auf dieſer Welt
Mit unſrer Lieb' und Treue?
Das Alte wird hintangeſtellt:
Was ſoll uns denn das Neue?
O! einſam ſteht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angeſicht
Die Menſchen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher ſeinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blütenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Qual und Tod verlangten;

Und wenn auch Luſt und Leben ſprach,
Doch manches Herz vor Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott ſelbſt ſich kund gegeben,
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht ſein ſüßes Leben,
Und Angſt und Schmerz nicht von ſich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnſucht ſehn wir ſie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieſer Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durſt geſtillet.
Wir müſſen nach der Heimath gehn,
Um dieſe heil'ge Zeit zu ſehn.

Was hält noch unſre Rückkehr auf,
Die Liebſten ruhn ſchon lange.
Ihr Grab ſchließt unſern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu ſuchen haben wir nichts mehr,
Das Herz iſt ſatt, die Welt iſt leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchſtrömt uns ſüßer Schauer;
Mir deucht aus tiefen Fernen ſcholl
Ein Echo unſrer Trauer.

Die Lieben ſehnen ſich wohl auch,
Und ſandten uns der Sehnſucht Hauch.

Hinunter zu der ſüßen Braut,
Zu Jeſus, dem Geliebten!
Getroſt! die Abenddämmrung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unſre Banden los,
Und ſenkt uns in des Vaters Schooß.

Geiſtliche Lieder.

I.

Was wär' ich ohne dich geweſen?
Was würd' ich ohne dich nicht ſeyn?
Zu Furcht und Aengſten auserleſen,
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt' ich ſicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz ſich tief betrübte,
Wem thät ich meine Sorge kund?

Einſam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erſchien mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.
Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungsloſen Gram zu Haus;
Wer hielte ohne Freund im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Chriſtus ſich mir kund gegeben,
Und bin ich ſeiner erſt gewiß,
Wie ſchnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenloſe Finſterniß.

Mit ihm bin ich erſt Menſch geworden;
Das Schickſal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß ſelbſt im Norden,
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben ward zur Liebesſtunde,
Die ganze Welt ſpricht Lieb' und Luſt,
Ein heilend Kraut wächſt jeder Wunde,
Und frei und voll klopft jede Bruſt.
Für alle ſeine tauſend Gaben
Bleib' ich ſein demuthvolles Kind:
Gewiß ihn unter uns zu haben,
Wenn zwei auch nur verſammelt ſind.

O! geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh ſie zu uns ein.
Der Himmel iſt bei uns auf Erden,
Im Glauben ſchauen wir ihn an;
Die eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen iſt er aufgethan.

Ein alter, ſchwerer Wahn von Sünde
War feſt an unſer Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu' und Luſt zugleich entbrannt.

Ein jedes Werk schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu seyn,
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böses Wesen wohnte drinn;
Und wards in unserm Geiste' helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eisern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen fest;
Furcht vor des Todes Richterschwerdte
Verschlang der Hoffnung Ueberrest.

Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn, voll Lieb' und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht.
Nun sah'n wir erst den Himmel offen,
Als unser altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verschwand bei uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit;

Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein sel'ger Traum,
Und, ew'ger Lieb' und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum.

Noch steht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von seinem Dornenkranze
Und seiner Treue weinen wir.
Ein jeder Mensch ist uns willkommen,
Der seine Hand mit uns ergreift,
Und in sein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieses reift.

II.

Fern im Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen tiefen Trunk!
Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung!

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel sel'ges Kind,
Schaffend im Gesang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,

Weht zu neuen ewig lichten Flammen
Längſt verſtiebte Funken hier zuſammen.

Ueberall entſpringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut;
Ew'gen Frieden uns zu ſtiften,
Taucht er in die Lebensflut;
Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Laſſe ſeine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von ſeinem ew'gen Glücke
Sollſt du dich ergriffen ſehn.
Alle Herzen, Geiſter und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreiſt nach ſeinen Händen,
Präge dir ſein Antlitz ein,
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüte nach dem Sonnenſchein;
Wirſt du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Weib dir eigen.

Unſer iſt ſie nun geworden;
Gottheit, die uns oft erſchreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime raſch geweckt,

Und ſo laß im vollen Gottes-Garten
Treu uns jede Knoſp' und Blüte warten.

III.

Wer einſam ſitzt in ſeiner Kammer,
Und ſchwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarſchaft umher erſcheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund ſieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein ſüßes Weh hinunter zieht; —

Es iſt, als lägen Wunderſchätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloſer Bruſt er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entſetzlich lang und bang vor ihm,
Er ſchweift umher, allein und irre,
Und ſucht ſich ſelbſt mit Ungeſtüm.

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einſt, wie dir zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Weſen tröſten,
Das innig liebte, litt und ſtarb;
Das ſelbſt für die, die ihm am wehſten
Gethan, mit tauſend Freuden ſtarb.

Er ſtarb, und dennoch alle Tage
Vernimmſt du ſeine Lieb' und ihn,
Und kannſt getroſt in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erſtorbenes Gebein:
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So iſt auch ſeines ewig dein!

Was du verlorſt, hat er gefunden;
Du triffſt bei ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was ſeine Hand dir wiedergiebt.

IV.

Unter tauſend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine, wo in tauſend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns geſtorben ſey.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm gestochen,
Welkte Herz und Blüte mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunsch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich so im Stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte,
Und nur blieb vor Angst und Wahn:
Ward mir plötzlich, wie von oben,
Weg des Grabes Stein geschoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich sah, und wen an seiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dies nur sehn;
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter, offen stehn.

V.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laſſ' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderſtabe
Treugeſinnt nur meinem Herrn;
Laſſe ſtill die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein,
Ewig wird zu ſüßer Labe
Seines Herzens Flut mir ſeyn,
Die mit ſanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingeſenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdiſchen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Iſt mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand:
Längſt vermißte Brüder
Find' ich nun in ſeinen Jüngern wieder.

VI.

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sey.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! laſſe nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig ſeyn mit dir.
Einſt ſchauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und ſinken liebend nieder,
Und fallen dir ans Herz.

VII.

Hymne.

Wenige wiſſen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unerſättlichkeit
Und ewigen Durſt.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Iſt den irdiſchen Sinnen Räthſel;
Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens ſog,
Wem heilige Glut
In zitternde Wellen das Herz ſchmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,

Wird eſſen von ſeinem Leibe
Und trinken von ſeinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdiſchen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann ſagen,
Daß er das Blut verſteht?
Einſt iſt alles Leib,
Ein Leib,
In himmliſchem Blute
Schwimmt das ſelige Paar. —
O! daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleiſch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das ſüße Mahl,
Nie ſättigt die Liebe ſich;
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann ſie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt wird das Genoſſene
Inniglicher und näher.
Heißere Wolluſt
Durchbebt die Seele,
Durſtiger und hungriger
Wird das Herz:
Und ſo währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Hätten die Nüchternen
Einmal gekoſtet,
Alles verließen ſie,
Und ſetzten ſich zu uns
An den Tiſch der Sehnſucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,
Und prieſen die Nahrung
Von Leib und Blut.

VIII.

Weinen muß ich, immer weinen:
Möcht' er einmal nur erſcheinen,
Einmal nur von ferne mir.
Heil'ge Wehmuth! ewig währen
Meine Schmerzen, meine Zähren;
Gleich erſtarren möcht' ich hier.

Ewig ſeh ich ihn nur leiden,
Ewig bittend ihn verſcheiden.
O! daß dieſes Herz nicht bricht,
Meine Augen ſich nicht ſchließen,
Ganz in Thränen zu zerfließen,
Dieſes Glück verdient' ich nicht.

Weint denn keiner nicht von allen?
Soll ſein Name ſo verhallen?
Iſt die Welt auf einmal todt?
Werd' ich nie aus ſeinen Augen
Wieder Lieb' und Leben ſaugen?
Iſt er nun auf ewig todt?

Todt, — was kann, was ſoll das heißen?
O! ſo ſagt mir doch, ihr Weiſen,
Sagt mir dieſe Deutung an.
Er iſt ſtumm, und alle ſchweigen,
Keiner kann auf Erden zeigen,
Wo mein Herz ihn finden kann.

Nirgend kann ich hier auf Erden
Jemals wieder glücklich werden,
Alles iſt ein düſtrer Traum.
Ich bin auch mit ihm verſchieden,
Läg' ich doch mit ihm in Frieden
Schon im unterird'ſchen Raum.

Du, ſein Vater und der meine,
Sammle du doch mein Gebeine
Zu dem ſeinigen nur bald.
Grün wird bald ſein Hügel ſtehen
Und der Wind darüber wehen,
Und verweſen die Geſtalt.

Wenn ſie ſeine Liebe wüßten,
Alle Menſchen würden Chriſten,

Ließen alles andre ſtehn;
Liebten alle nur den Einen,
Würden alle mit mir weinen,
Und im bittern Weh vergehn.

IX.

Ich ſag' es jedem, daß er lebt
Und auferſtanden iſt,
Daß er in unſrer Mitte ſchwebt
Und ewig bei uns iſt.

Ich ſag' es jedem, jeder ſagt
Es ſeinen Freunden gleich,
Daß bald an allen Orten tagt
Das neue Himmelreich.

Jetzt ſcheint die Welt dem neuen Sinn
Erſt wie ein Vaterland;
Ein neues Leben nimmt man hin
Entzückt aus ſeiner Hand.

Hinunter in das tiefe Meer
Verſank des Todes Graun,
Und jeder kann nun leicht und hehr
In ſeine Zukunft ſchau'n.

Der dunkle Weg, den er betrat,
Geht in den Himmel aus,
Und wer nur hört auf ſeinen Rath,
Kommt auch in Vaters Haus.

Nun weint auch keiner mehr allhie,
Wenn Eins die Augen ſchließt,
Vom Wiederſehn, ſpät oder früh,
Wird dieſer Schmerz verſüßt.

Es kann zu jeder guten That
Ein jeder friſcher glühn,
Denn herrlich wird ihm dieſe Saat
In ſchönern Fluren blühn.

Er lebt, und wird nun bei uns ſeyn,
Wenn alles uns verläßt!
Und ſo ſoll dieſer Tag uns ſeyn
Ein Weltverjüngungs-Feſt.

X.

Es giebt ſo bange Zeiten,
Es giebt ſo trüben Muth,
Wo alles ſich von weiten
Geſpenſtiſch zeigen thut.

Es ſchleichen wilde Schrecken
So ängſtlich leiſe her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele zentnerſchwer.

Die ſichern Stützen ſchwanken,
Kein Halt der Zuverſicht;
Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.

Der Wahnſinn ſieht und locket
Unwiderſtehlich hin.
Der Puls des Lebens ſtocket,
Und ſtumpf iſt jeder Sinn.

Wer hat das Kreuz erhoben
Zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben,
Und hilft in Angſt und Schmerz?

Geh zu dem Wunderſtamme,
Gieb ſtiller Sehnſucht Raum,
Aus ihm geht eine Flamme
Und zehrt den ſchweren Traum.

Ein Engel zieht dich wieder
Gerettet auf den Strand,
Du ſchauſt voll Freuden nieder
In das gelobte Land.

XI.

Ich weiß nicht, was ich ſuchen könnte,
Wär' jenes liebe Weſen mein,
Wenn er mich ſeine Freude nennte,
Und bei mir wär', als wär' ich ſein.

So Viele gehn umher und ſuchen
Mit wild verzerrtem Angeſicht,
Sie heißen immer ſich die Klugen,
Und kennen dieſen Schatz doch nicht.

Der eine denkt, er hats ergriffen,
Und was er hat, iſt nichts als Gold;
Der will die ganze Welt umſchiffen,
Nichts als ein Name wird ſein Sold.

Der läuft nach einem Siegerkranze,
Und der nach einem Lorbeerzweig,
Und ſo wird von verſchiednem Glanze
Getäuſcht ein jeder, keiner reich.

Hat Er ſich euch nicht kund gegeben?
Vergaßt ihr, wer für euch erblich?
Wer uns zu Lieb' aus dieſem Leben
In bittrer Qual verachtet wich?

Habt ihr von Ihm denn nichts geleſen,
Kein armes Wort von Ihm gehört?
Wie himmliſch gut Er uns geweſen,
Und welches Gut Er uns beſcheert?

Wie Er vom Himmel hergekommen,
Der ſchönſten Mutter hohes Kind?
Welch Wort die Welt von Ihm vernommen,
Wie viel durch Ihn geneſen ſind?

Wie Er von Liebe nur beweget
Sich ganz uns hingegeben hat,
Und in die Erde ſich geleget
Zum Grundſtein einer Gottesſtadt?

Kann dieſe Botſchaft euch nicht rühren,
Iſt ſo ein Menſch euch nicht genug,
Und öffnet ihr nicht eure Thüren
Dem, der den Abgrund für euch ſchlug?

Laßt ihr nicht alles willig fahren,
Thut gern auf jeden Wunſch Verzicht;
Wollt euer Herz nur Ihm bewahren,
Wenn Er euch ſeine Huld verſpricht?

Nimm du mich hin, du Held der Liebe!
Du biſt mein Leben, meine Welt,
Wenn nichts vom Irdiſchen mir bliebe,
So weiß ich, wer mich ſchadlos hält.

Du giebſt mir meine Lieben wieder,
Du bleibſt in Ewigkeit mir treu,
Anbetend ſinkt der Himmel nieder,
Und dennoch wohneſt Du mir bei.

XII.

Wo bleibſt du, Troſt der ganzen Welt?
Herberg' iſt dir ſchon längſt beſtellt.
Verlangend ſieht ein jedes dich,
Und öffnet deinem Segen ſich.

Geuß, Vater, Ihn gewaltig aus,
Gieb Ihn aus deinem Arm heraus:
Nur Unſchuld, Lieb' und ſüße Scham
Hielt Ihn, daß er nicht längſt ſchon kam.

Treib' Ihn von dir in unſern Arm,
Daß er von deinem Hauch noch warm;
In ſchweren Wolken ſammle ihn,
Und laß Ihn ſo hernieder ziehn.

In kühlen Strömen ſend' Ihn her,
In Feuerflammen lodre Er,
In Luft und Oel, in Klag und Thau
Durchdring' Er unſrer Erde Bau.

So wird der heil'ge Kampf gekämpft,
So wird der Hölle Grimm gedämpft,
Und ewig blühend geht allhier
Das alte Paradies herfür.

Die Erde regt ſich, grünt und lebt,
Des Geiſtes voll ein jedes ſtrebt
Den Heiland lieblich zu empfahn,
Und beut die vollen Brüſt' ihm an.

Der Winter weicht, ein neues Jahr
Steht an der Krippe Hochaltar:
Es iſt das erſte Jahr der Welt,
Die ſich das Kind erſt ſelbſt beſtellt.

Die Augen ſehn den Heiland wohl,
Und doch ſind ſie des Heilands voll,
Von Blumen wird ſein Haupt geſchmückt,
Aus den'n er ſelbſt holdſelig blickt.

Er iſt der Stern, Er iſt die Sonn',
Er iſt des ew'gen Lebens Bronn,
Aus Kraut und Stein und Meer und Licht
Schimmert ſein kindlich Angeſicht.

In allen Dingen ſein kindlich Thun,
Seine heiße Liebe wird nimmer ruhn,
Er ſchmiegt ſich ſeiner unbewußt
Unendlich feſt an jede Bruſt.

Ein Gott für uns, ein Kind für ſich
Liebt er uns all herzinniglich,
Wird unſre Speiſ' und unſer Trank;
Treuſinn iſt ihm der liebſte Dank.

Das Elend wächſt je mehr und mehr,
Ein düſtrer Gram bedrückt uns ſehr,
Laß, Vater, den Geliebten gehn,
Mit uns wirſt du ihn wieder ſehn.

XIII.

Wenn in bangen trüben Stunden
Unſer Herz beinah verzagt,
Wenn, von Krankheit überwunden,
Angſt an unſerm Innern nagt;
Wir der Treugeliebten denken,
Wie ſie Gram und Kummer drückt,
Wolken unſern Blick beſchränken,
Die kein Hoffnungsſtrahl durchblickt.

O! dann neigt ſich Gott herüber,
Seine Liebe kommt uns nah,
Sehnen wir uns dann hinüber,
Steht ſein Engel vor uns da,
Bringt den Kelch des friſchen Lebens,
Lispelt Muth und Troſt uns zu!
Und wir beten nicht vergebens
Auch für die Geliebten Ruh.

XIV.

Wer einmal, Mutter, dich erblickt,
Wird vom Verderben nie beſtrickt,
Trennung von dir muß ihn betrüben.
Ewig wird er dich brünſtig lieben;
Und deiner Huld Erinnerung
Bleibt fortan ſeines Geiſtes höchſter Schwung.

Ich mein' es herzlich gut mit dir,
Was mir gebricht, siehst du in mir.
Laß, süße Mutter, dich erweichen,
Einmal gieb mir ein frohes Zeichen.
Mein ganzes Daseyn ruht in dir,
Nur einen Augenblick sey du bei mir.

Oft, wenn ich träumte, sah ich dich
So schön, so herzensinniglich,
Der kleine Gott auf deinen Armen
Wollt' des Gespielen sich erbarmen;
Du aber hobst den hehren Blick,
Und gingst in tiefe Wolkenpracht zurück.

Was hab' ich Armer dir gethan?
Noch bet' ich dich voll Sehnsucht an,
Sind deine heiligen Kapellen
Nicht meines Lebens Ruhestellen?
Gebenedeite Königin
Nimm dieses Herz mit diesem Leben hin!

Du weißt, geliebte Königin,
Wie ich so ganz dein eigen bin.
Hab' ich nicht schon seit langen Jahren
Im Stillen deine Huld erfahren?
Als ich kaum meiner noch bewußt,
Sog ich schon Milch aus deiner sel'gen Brust.

Unzähligmal standst du bei mir,
Mit Kindeslust sah ich nach dir,

Dein Kindlein gab mir ſeine Hände,
Daß es dereinſt mich wieder fände;
Du lächelteſt voll Zärtlichkeit
Und küßteſt mich: o himmelſüße Zeit!

Fern ſteht nun dieſe ſel'ge Welt,
Gram hat ſich längſt zu mir geſellt;
Betrübt bin ich umhergegangen,
Hab' ich mich denn ſo ſchwer vergangen?
Kindlich berühr' ich deinen Saum,
Erwecke mich aus dieſem ſchweren Traum.

Darf nur ein Kind dein Antlitz ſchau'n,
Und deinem Beiſtand feſt vertrau'n,
So löſe doch des Alters Binde,
Und mache mich zu deinem Kinde:
Die Kindesliebʼ und Kindestreu
Wohnt mir von jener goldnen Zeit noch bei.

XV.

Ich ſehe dich in tauſend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich ſchildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar ſüßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe ſteht.

Vermiſchte Gedichte.

I.

An Tieck.

Ein Kind voll Wehmuth und voll Treue,
Verſtoßen in ein fremdes Land,
Ließ gern das Glänzende und Neue,
Und blieb dem Alten zugewandt.

Nach langem Suchen, langem Warten,
Nach manchem mühevollen Gang,
Fand es in einem öden Garten
Auf einer längſt verfallnen Bank

Ein altes Buch mit Gold verſchloſſen,
Und nie gehörte Worte drinn;
Und wie des Frühlings zarte Sproſſen,
So wuchs in ihm ein innrer Sinn.

Und wie es ſitzt, und lieſt, und ſchauet
In den Kryſtall der neuen Welt,
An Gras und Sternen ſich erbauet,
Und dankbar auf die Kniee fällt,

So hebt ſich ſacht aus Gras und Kräutern
Bedächtiglich ein alter Mann,
Im ſchlichten Rock, und kommt mit heiterm
Geſicht ans fromme Kind heran.

Bekannt, doch heimlich ſind die Züge,
So kindlich und ſo wunderbar;
Es ſpielt die Frühlingsluft der Wiege
Gar ſeltſam mit dem Silberhaar.

Das Kind faßt bebend ſeine Hände,
Es iſt des Buches hoher Geiſt,
Der ihm der ſauern Wallfahrt Ende
Und ſeines Vaters Wohnung weiſ't.

Du knieſt auf meinem öden Grabe,
So öffnet ſich der heil'ge Mund,
Du biſt der Erbe meiner Habe,
Dir werde Gottes Tiefe kund.

Auf jenem Berg, als armer Knabe,
Hab' ich ein himmliſch Buch geſehn,
Und konnte nun durch dieſe Gabe
In alle Kreaturen ſehn.

Es ſind an mir durch Gottes Gnade
Der höchſten Wunder viel geſchehn;
Des neuen Bunds geheime Lade
Sahn meine Augen offen ſtehn.

Ich habe treulich aufgeſchrieben,
Was innre Luſt mir offenbart,
Und bin verkannt und arm geblieben,
Bis ich zu Gott gerufen ward.

Die Zeit iſt da, und nicht verborgen
Soll das Myſterium mehr ſeyn;
In dieſem Buche bricht der Morgen
Gewaltig in die Zeit hinein.

Verkündiger der Morgenröthe,
Des Friedens Bote ſollſt du ſeyn;
Sanft, wie die Luft in Harf' und Flöte,
Hauch' ich dir meinen Athem ein.

Gott ſei mit dir! Geh hin und waſche
Die Augen dir mit Morgenthau;
Sei treu dem Buch und meiner Aſche,
Und bade dich im ew'gen Blau.

Du wirſt das letzte Reich verkünden,
Das tauſend Jahre ſoll beſtehn;
Wirſt überſchwenglich Weſen finden,
Und Jakob Böhmen wiederſehn.

II.

In ſtiller Treue ſieht man gern ihn walten,
Nicht, wie die Meiſten, mag er ſinnlos ſchweifen,
Er will die dargebote Recht' ergreifen
Der beſſern Zukunft, um ſie feſt zu halten.

Reichfarbig wird ſich dieſe Knoſp' entfalten,
Das Auge ſich für ferne Welten ſchleifen,
Zum Meiſter wird der treue Lehrling reifen,
Und um ſich her ein neues Reich geſtalten.

Wie fröhlich kann dankbar ein Freund verkünden,
Was ſeinem Geiſt ſich längſt vergnüglich zeigte,
Wenn er des Jünglings Wandel ſtill bedachte.

O! möchte jede Treue — Treue finden,
Und daß zu dem der Lilienſtab ſich neigte,
Der Luſt und Leben kranken Herzen brachte.

III.

An —

Was paßt, das muß ſich ründen,
Was ſich verſteht, ſich finden,
Was gut iſt, ſich verbinden,
Was liebt, zuſammen ſeyn,
Was hindert, muß entweichen,
Was krumm iſt, muß ſich gleichen,
Was fern iſt, ſich erreichen,
Was keimt, das muß gedeihn.

Gieb treulich mir die Hände,
Sei Bruder mir, und wende
Den Blick vor deinem Ende
Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir!

IV.

Alle Menſchen ſeh' ich leben,
Viele leicht vorüber ſchweben,
Wen'ge mühſam vorwärts ſtreben,
Doch nur Einem iſt gegeben
Leichtes Streben, ſchwebend Leben.

Wahrlich, der Genuß ziemt Thoren,
An der Zeit ſind ſie verloren,
Gleichen ganz den Ephemeren.
In dem Streit mit Sturm und Wogen
Wird der Weiſe fortgezogen,
Kämpft, um niemals aufzuhören,
Und ſo wird die Zeit betrogen,
Endlich unters Joch gebogen,
Muß des Weiſen Macht vermehren.

Ruh' iſt Göttern nur gegeben,
Ihnen ziemt der Ueberfluß,
Doch für uns iſt Handeln Leben,
Macht zu üben nur Genuß.

V.

Es färbte ſich die Wieſe grün,
Und um die Hecken ſah ichs blühn:
Tagtäglich ſah ich neue Kräuter,
Mild war die Luft, der Himmel heiter:
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Und immer dunkler ward der Wald,
Auch bunter Sänger Aufenthalt,
Es drang mir bald auf allen Wegen
Ihr Klang in ſüßem Duft entgegen.
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Es quoll und trieb nun überall,
Mit Leben, Farben, Duft und Schall;
Sie ſchienen gern ſich zu vereinen,
Daß alles möchte lieblich ſcheinen,
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

So dacht' ich: iſt ein Geiſt erwacht,
Der alles ſo lebendig macht,
Und der mit tauſend ſchönen Waaren
Und Blüten ſich will offenbaren?
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Vielleicht beginnt ein neues Reich,
Der lockre Staub wird zum Geſträuch,
Der Baum nimmt thieriſche Geberden,
Das Thier ſoll gar zum Menſchen werden.
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Wie ich ſo ſtand und bei mir ſann,
Ein mächt'ger Trieb in mir begann:
Ein freundlich Mädchen kam gegangen,
Und nahm mir jeden Sinn gefangen.
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Uns barg der Wald vor Sonnenſchein.
Das iſt der Frühling! fiel mir ein;
Und kurz, ich ſah, daß jetzt auf Erden
Die Menſchen ſollten Götter werden.
Nun wußt' ich wohl, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

VI.

Der Himmel war umzogen,
Es war ſo trüb' und ſchwül,
Heiß kam der Wind geflogen,
Und trieb ſein ſeltſam Spiel.

Ich ſchlich in tiefem Sinnen,
Von ſtillem Gram verzehrt. —
Was ſoll ich nun beginnen?
Mein Wunſch blieb unerhört.

Wenn Menſchen könnten leben
Wie kleine Vögelein,
So wollt' ich zu ihr ſchweben,
Und fröhlich mit ihr ſeyn.

Wär' hier nichts mehr zu finden,
Wär' Feld und Staude leer,
So flögen gleich den Winden
Wir über's dunkle Meer.

Wir blieben bei dem Lenze
Und von dem Winter weit,
Wir hätten Früchť und Kränze,
Und immer gute Zeit.

Die Myrthe ſproßt im Tritte
Der Wohlfahrt leicht hervor,
Doch um des Elends Hütte
Schießt Unkraut nur empor.

Mir war ſo bang zu Muthe,
Da ſprang ein Kind heran,
Schwang fröhlich ſeine Ruthe,
Und ſah mich freundlich an.

Warum mußt du dich grämen?
O! weine doch nicht ſo,
Kannſt meine Gerte nehmen,
Dann wirſt du wieder froh.

Ich nahm ſie, und es hüpfte
Mit Freuden wieder fort,
Und ſtille Rührung knüpfte
Sich an des Kindes Wort.

Wie ich ſo bei mir dachte:
Was ſoll die Ruthe dir?
Schwankt aus den Büſchen ſachte
Ein grüner Glanz zu mir.

Die Königin der Schlangen
Schlich durch die Dämmerung;
Sie ſchien gleich goldnen Spangen
In wunderbarem Prunk.

Ihr Krönchen ſah ich funkeln
Mit bunten Strahlen weit,
Und alles war im Dunkeln
Mit grünem Gold beſtreut.

Ich nahte mich ihr leiſe,
Und traf ſie mit dem Zweig:
So wunderbarer Weiſe
Ward ich unſäglich reich.

Die Lehrlinge zu Sais.

1.

Der Lehrling.

Mannigfache Wege gehen die Menſchen. Wer ſie verfolgt und vergleicht, wird wunderliche Figuren entſtehen ſehen; Figuren, die zu jener großen Chiffernſchrift zu gehören ſcheinen, die man überall, auf Flügeln, Eierſchalen, in Wolken, im Schnee, in Kryſtallen und in Steinbildungen, auf gefrierenden Waſſern, im Innern und Aeußern der Gebirge, der Pflanzen, der Thiere, der Menſchen, in den Lichtern des Himmels, auf berührten und geſtrichenen Scheiben von Pech und Glas, in den Feilſpänen um den Magnet her, und ſonderbaren Conjuncturen des Zufalls, erblickt. In ihnen ahndet man den Schlüſſel dieſer Wunderſchrift, die Sprachlehre derſelben; allein die Ahndung will ſich ſelbſt in keine feſte Formen fügen, und ſcheint kein höherer Schlüſſel werden zu wollen. Ein Alcaheſt ſcheint über die Sinne der Menſchen ausgegoſſen zu ſeyn. Nur augenblicklich ſcheinen ihre Wünſche, ihre Gedanken ſich

zu verdichten. So entstehen ihre Ahndungen, aber nach kurzen Zeiten schwimmt alles wieder, wie vorher, vor ihren Blicken.

Von weitem hört' ich sagen: die Unverständlichkeit sei Folge nur des Unverstandes; dieser suche, was er habe, und also niemals weiter finden könne. Man verstehe die Sprache nicht, weil sich die Sprache selber nicht verstehe, nicht verstehen wolle; die ächte Sanscrit spräche, um zu sprechen, weil Sprechen ihre Lust und ihr Wesen sei.

Nicht lange darauf sprach einer: Keiner Erklärung bedarf die heilige Schrift. Wer wahrhaft spricht, ist des ewigen Lebens voll, und wunderbar verwandt mit ächten Geheimnissen dünkt uns seine Schrift, denn sie ist ein Accord aus des Weltalls Symphonie.

Von unserm Lehrer sprach gewiß die Stimme, denn er versteht die Züge zu versammeln, die überall zerstreut sind. Ein eignes Licht entzündet sich in seinen Blicken, wenn vor uns nun die hohe Rune liegt, und er in unsern Augen späht, ob auch in uns aufgegangen ist das Gestirn, das die Figur sichtbar und verständlich macht. Sieht er uns traurig, daß die Nacht nicht weicht, so tröstet er uns, und verheißt dem ämsigen, treuen Seher künftiges Glück. Oft hat er uns erzählt, wie ihm als Kind der Trieb die Sinne zu üben, zu beschäftigen und zu erfüllen, keine Ruhe ließ. Den Sternen sah er zu, und ahmte ihre Züge, ihre Stellungen im Sande nach.

Ins Luftmeer ſah er ohne Raſt, und ward nicht müde ſeine Klarheit, ſeine Bewegungen, ſeine Wolken, ſeine Lichter zu betrachten. Er ſammelte ſich Steine, Blumen, Käfer aller Art, und legte ſie auf mannigfache Weiſe ſich in Reihen. Auf Menſchen und auf Thiere gab er Acht, am Strand des Meeres ſaß er, ſuchte Muſcheln. Auf ſein Gemüth und ſeine Gedanken lauſchte er ſorgſam. Er wußte nicht, wohin ihn ſeine Sehnſucht trieb. Wie er größer ward, ſtrich er umher, beſah ſich andre Länder, andre Meere, neue Lüfte, fremde Steine, unbekannte Pflanzen, Thiere, Menſchen; ſtieg in Höhlen, ſah wie in Bänken und in bunten Schichten der Erde Bau vollführt war, und drückte Thon in ſonderbare Felſenbilder. Nun fand er überall Bekanntes wieder, nur wunderlich gemiſcht, gepaart, und alſo ordneten ſich ſelbſt in ihm oft ſeltſame Dinge. Er merkte bald auf die Verbindungen in allem, auf Begegnungen, Zuſammentreffungen. Nun ſah er bald nichts mehr allein. — In große, bunte Bilder drängten ſich die Wahrnehmungen ſeiner Sinne: er hörte, ſah, taſtete und dachte zugleich. Er freute ſich, Fremdlinge zuſammen zu bringen. Bald waren ihm die Sterne Menſchen, bald die Menſchen Sterne, die Steine Thiere, die Wolken Pflanzen, er ſpielte mit den Kräften und Erſcheinungen, er wußte wo und wie er dies und jenes finden und erſcheinen laſſen konnte, und griff ſo ſelbſt in den Saiten nach Tönen und Gängen umher.

Was nun ſeitdem aus ihm geworden iſt, thut er nicht kund. Er ſagt uns, daß wir ſelbſt, von ihm und eigner Luſt geführt, entdecken würden, was mit ihm vorgegangen ſei. Mehrere von uns ſind von ihm gewichen. Sie kehrten zu ihren Eltern zurück, und lernten ein Gewerbe treiben. Einige ſind von ihm ausgeſendet worden, wir wiſſen nicht wohin; er ſuchte ſie aus. Von ihnen waren Einige nur kurze Zeit erſt da, die Andern länger. Eins war ein Kind noch, es war kaum da, ſo wollte er ihm den Unterricht übergeben. Es hatte große dunkle Augen mit himmelblauem Grunde, wie Lilien glänzte ſeine Haut, und ſeine Locken wie lichte Wölkchen, wenn der Abend kommt. Die Stimme drang uns allen durch das Herz, wir hätten gern ihm unſere Blumen, Steine, Federn alles gern geſchenkt. Es lächelte unendlich ernſt, und uns ward ſeltſam wohl mit ihm zu Muthe. Einſt wird er wiederkommen, ſagte der Lehrer, und unter uns wohnen, dann hören die Lehrſtunden auf. — Einen ſchickte er mit ihm fort, der hat uns oft gedauert. Immer traurig ſah er aus, lange Jahre war er hier, ihm glückte nichts, er fand nicht leicht, wenn wir Kryſtalle ſuchten oder Blumen. In die Ferne ſah er ſchlecht, bunte Reihen gut zu legen wußte er nicht. Er zerbrach alles ſo leicht. Doch hatte keiner einen ſolchen Trieb und ſolche Luſt am Sehen und Hören. Seit einer Zeit — vorher eh jenes Kind in unſern Kreis trat — ward er

auf einmal heiter und geſchickt. Eines Tages war er traurig ausgegangen, er kam nicht wieder, und die Nacht brach ein. Wir waren ſeinetwegen ſehr in Sorgen; auf einmal, wie des Morgens Dämmerung kam, hörten wir in einem nahen Haine ſeine Stimme. Er ſang ein hohes, frohes Lied; wir wunderten uns alle; der Lehrer ſah mit einem Blick nach Morgen, wie ich ihn wohl nie wieder ſehen werde. In unſre Mitte trat er bald, und brachte, mit unausſprechlicher Seligkeit im Antlitz, ein unſcheinbares Steinchen von ſeltſamer Geſtalt. Der Lehrer nahm es in die Hand, und küßte ihn lange, dann ſah er uns mit naſſen Augen an, und legte dieſes Steinchen auf einen leeren Platz, der mitten unter andern Steinen lag, gerade wo, wie Strahlen, viele Reihen ſich berührten.

Ich werde dieſer Augenblicke nie fortan vergeſſen. Uns war, als hätten wir im Vorübergehen eine helle Ahndung dieſer wunderbaren Welt in unſern Seelen gehabt.

Auch ich bin ungeſchickter als die Andern, und minder gern ſcheinen ſich die Schätze der Natur von mir finden zu laſſen. Doch iſt der Lehrer mir gewogen, und läßt mich in Gedanken ſitzen, wenn die Andern ſuchen gehn. So wie dem Lehrer iſt mir nie geweſen. Mich führt alles in mich ſelbſt zurück. Was einmal die zweite Stimme ſagte, habe ich wohl verſtanden. Mich freuen die wunderlichen Haufen und Figuren in

den Sälen, allein mir ist, als wären sie nur Bilder, Hüllen, Zierden, versammelt um ein göttlich Wunderbild, und dieses liegt mir immer in Gedanken. Sie such' ich nicht, in ihnen such' ich oft. Es ist, als sollten sie den Weg mir zeigen, wo in tiefem Schlaf die Jungfrau steht, nach der mein Geist sich sehnt. Mir hat der Lehrer nie davon gesagt, auch ich kann ihm nichts anvertrauen: ein unverbrüchliches Geheimniß dünkt es mir. Gern hätt' ich jenes Kind gefragt, in seinen Zügen fand ich Verwandtschaft; auch schien in seiner Nähe mir alles heller innerlich zu werden. Wäre es länger geblieben, sicherlich hätte ich mehr in mir erfahren. Auch wäre mir am Ende vielleicht der Busen offen, die Zunge frei geworden. Gern wär' ich auch mit ihm gegangen. Es kam nicht so. Wie lang' ich hier noch bleibe, weiß ich nicht. - Mir scheint es, als blieb' ich immer hier. Kaum wag' ich es mir selber zu gestehen, allein zu innig dringt sich mir der Glaube auf: einst find' ich hier, was mich beständig rührt; sie ist zugegen. Wenn ich mit diesem Glauben hier umher gehe, so tritt mir alles in ein höher Bild, in eine neue Ordnung mir zusammen, und alle sind nach einer Gegend hin gerichtet. Mir wird dann jedes so bekannt, so lieb; und was mir seltsam noch erschien und fremd, wird nun auf einmal wie ein Hausgeräth.

Gerade diese Fremdheit ist mir fremd, und darum hat mich immer diese Sammlung zugleich entfernt und

angezogen. Den Lehrer kann und mag ich nicht begreifen. Er iſt mir juſt ſo unbegreiflich lieb. Ich weiß es, er verſteht mich, er hat nie gegen mein Gefühl und meinen Wunſch geſprochen. Vielmehr will er, daß wir den eignen Weg verfolgen, weil jeder neue Weg durch neue Länder geht, und jeder endlich zu dieſen Wohnungen, zu dieſer heiligen Heimath wieder führet. Auch ich will alſo meine Figur beſchreiben, und wenn kein Sterblicher, nach jener Inſchrift dort, den Schleier hebt, ſo müſſen wir Unſterbliche zu werden ſuchen; wer ihn nicht heben will, iſt kein ächter Lehrling zu Sais.

2.

Die Natur.

Es mag lange gedauert haben, ehe die Menſchen darauf dachten, die mannigfachen Gegenſtände ihrer Sinne mit einem gemeinſchaftlichen Namen zu bezeichnen, und ſich entgegen zu ſetzen. Durch Uebung werden Entwickelungen befördert, und in allen Entwickelungen gehen Theilungen, Zergliederungen vor, die man bequem mit den Brechungen des Lichtſtrahls vergleichen kann. So hat ſich auch nur allmählig unſer Inneres in ſo mannigfaltige Kräfte zerſpaltet, und mit fortdauernder Uebung wird auch dieſe Zerſpaltung zunehmen. Vielleicht iſt es nur krankhafte Anlage der ſpätern Menſchen,

wenn ſie das Vermögen verlieren, dieſe zerſtreuten Farben ihres Geiſtes wieder zu miſchen, und nach Belieben den alten einfachen Naturſtand herzuſtellen, oder neue, mannigfaltige Verbindungen unter ihnen zu bewirken. Je vereinigter ſie ſind, deſto vereinigter, deſto vollſtändiger und perſönlicher fließt jeder Naturkörper, jede Erſcheinung in ſie ein: denn der Natur des Sinnes entſpricht die Natur des Eindrucks, und daher mußte jenen früheren Menſchen alles menſchlich, bekannt und geſellig vorkommen; die friſcheſte Eigenthümlichkeit mußte in ihren Anſichten ſichtbar werden; jede ihrer Aeußerungen war ein wahrer Naturzug, und ihre Vorſtellungen mußten mit der ſie umgebenden Welt übereinſtimmen, und einen treuen Ausdruck derſelben darſtellen. Wir können daher die Gedanken unſrer Altväter von den Dingen in der Welt als ein nothwendiges Erzeugniß, als eine Selbſtabbildung des damaligen Zuſtandes der irdiſchen Natur betrachten, und beſonders an ihnen, als den ſchicklichſten Werkzeugen der Beobachtung des Weltalls, das Hauptverhältniß deſſelben, das damalige Verhältniß zu ſeinen Bewohnern, und ſeiner Bewohner zu ihm, beſtimmt abnehmen. Wir finden, daß gerade die erhabenſten Fragen zuerſt ihre Aufmerkſamkeit beſchäftigen, und daß ſie den Schlüſſel dieſes wundervollen Gebäudes bald in einer Hauptmaſſe der wirklichen Dinge, bald in dem erdichteten Gegenſtande eines unbekannten Sinns aufſuchten. Bemerklich

iſt hier die gemeinſchaftliche Ahndung deſſelben im Flüſſigen, im Dünnen, Geſtaltloſen. Es mochte wohl die Trägheit und Unbehülflichkeit der feſten Körper den Glauben an ihre Abhängigkeit und Niedrigkeit nicht ohne Bedeutung veranlaſſen. Früh genug ſtieß jedoch ein grübelnder Kopf auf die Schwierigkeit der Geſtalten-Erklärung aus jenen geſtaltloſen Kräften und Meeren. Er verſuchte den Knoten durch eine Art von Vereinigung zu löſen, indem er die erſten Anfänge zu feſten, geſtalteten Körperchen machte, die er jedoch über allen Begriff klein annahm, und nun aus dieſem Staubmeere, aber freilich nicht ohne Beihülfe mitwirkender Gedankenweſen, anziehender und abſtoßender Kräfte, den ungeheuern Bau vollführen zu können meinte. Noch früher findet man ſtatt wiſſenſchaftlicher Erklärungen, Märchen und Gedichte voll merkwürdiger bildlicher Züge, Menſchen, Götter und Thiere als gemeinſchaftliche Werkmeiſter, und hört auf die natürlichſte Art die Entſtehung der Welt beſchreiben. Man erfährt wenigſtens die Gewißheit eines zufälligen, werkzeuglichen Urſprungs derſelben, und auch für den Verächter der regelloſen Erzeugniſſe der Einbildungskraft iſt dieſe Vorſtellung bedeutend genug. Die Geſchichte der Welt als Menſchengeſchichte zu behandeln, überall nur menſchliche Begebenheiten und Verhältniſſe zu finden, iſt eine fortwandernde, in den verſchiedenſten Zeiten wieder mit neuer Bildung hervortretende Idee geworden, und

ſcheint an wunderbarer Wirkung und leichter Ueberzeugung beſtändig den Vorrang gehabt zu haben. Auch ſcheint die Zufälligkeit der Natur ſich wie von ſelbſt an die Idee menſchlicher Perſönlichkeit anzuſchließen, und letztere am willigſten, als menſchliches Weſen verſtändlich zu werden. Daher iſt auch wohl die Dichtkunſt das liebſte Werkzeug der eigentlichen Naturfreunde geweſen, und am hellſten iſt in Gedichten der Naturgeiſt erſchienen. Wenn man ächte Gedichte lieſt und hört, ſo fühlt man einen innern Verſtand der Natur ſich bewegen, und ſchwebt, wie der himmliſche Leib derſelben, in ihr und über ihr zugleich. Naturforſcher und Dichter haben durch Eine Sprache ſich immer wie Ein Volk gezeigt. Was jene im Ganzen ſammelten, und in großen, geordneten Maſſen aufſtellten, haben dieſe für menſchliche Herzen zur täglichen Nahrung und Nothdurft verarbeitet, und jene unermeßliche Natur zu mannigfaltigen, kleinen, gefälligen Naturen zerſplittert und gebildet. Wenn dieſe mehr das Flüſſige und Flüchtige mit leichtem Sinn verfolgten, ſuchten jene mit ſcharfen Meſſerſchnitten den innern Bau und die Verhältniſſe der Glieder zu erforſchen. Unter ihren Händen ſtarb die freundliche Natur, und ließ nur todte, zuckende Reſte zurück; dagegen ſie vom Dichter, wie durch geiſtvollen Wein, noch mehr beſeelt, die göttlichſten und munterſten Einfälle hören ließ, und über ihr Alltagsleben erhoben, zum Himmel ſtieg, tanzte und weiſſagte, jeden Gaſt will-

kommen hieß, und ihre Schätze frohen Muths verschwendete. So genoß sie himmlische Stunden mit dem Dichter, und lud den Naturforscher nur dann ein, wenn sie krank und gewissenhaft war. Dann gab sie ihm Bescheid auf jede Frage, und ehrte gern den ernsten, strengen Mann. Wer also ihr Gemüth recht kennen lernen will, muß sie in der Gesellschaft der Dichter suchen, dort ist sie offen und ergießt ihr wundersames Herz. Wer sie aber nicht aus Herzensgrunde liebt, und dies und jenes nur an ihr bewundert, und zu erfahren strebt, muß ihre Krankenstube, ihr Beinhaus, fleißig besuchen.

Man steht mit der Natur gerade in so unbegreiflich verschiedenen Verhältnissen, wie mit den Menschen; und wie sie sich dem Kinde kindisch zeigt, und sich gefällig seinem kindlichen Herzen anschmiegt, so zeigt sie sich dem Gotte göttlich, und stimmt zu dessen hohem Geiste. Man kann nicht sagen, daß es eine Natur gebe, ohne etwas Ueberschwengliches zu sagen, und alles Bestreben nach Wahrheit in den Reden und Gesprächen von der Natur entfernt nur immer mehr von der Natürlichkeit. Es ist schon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollständig zu begreifen, zur Sehnsucht sich veredelt, zur zarten, bescheidenen Sehnsucht, die sich das fremde, kalte Wesen gern gefallen läßt, wenn sie nur einst auf vertrauteren Umgang rechnen kann. Es ist ein geheimnißvoller Zug nach allen Seiten in unserm

Innern, aus einem unendlich tiefen Mittelpunkt ſich rings verbreitend. Liegt nun die wunderſame ſinnliche und unſinnliche Natur rund um uns her, ſo glauben wir, es ſei jener Zug ein Anziehen der Natur, eine Aeußerung unſrer Sympathie mit ihr; nur ſucht der Eine hinter dieſen blauen, fernen Geſtalten noch eine Heimath, die ſie ihm verhüllen, eine Geliebte ſeiner Jugend, Eltern und Geſchwiſter, alte Freunde, liebe Vergangenheiten; der Andre meint, da jenſeits warteten unbekannte Herrlichkeiten ſeiner, eine lebensvolle Zukunft glaubt er dahinter verſteckt, und ſtreckt verlangend ſeine Hände einer neuen Welt entgegen. Wenige bleiben bei dieſer herrlichen Umgebung ruhig ſtehen, und ſuchen ſie nur ſelbſt in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfaſſen, vergeſſen über der Vereinzelung den blitzenden Faden nicht, der reihenweiſe die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet, und finden ſich beſeligt in der Beſchauung dieſes lebendigen, über nächtlichen Tiefen ſchwebenden Schmucks. So entſtehen mannigfache Naturbetrachtungen, und wenn an einem Ende die Naturempfindung ein luſtiger Einfall, eine Mahlzeit wird, ſo ſiehet man ſie dort, zur andächtigſten Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern gabs ſolche ernſte Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indeſſen andre fröhliche Herzen ſich nur auf ſie zu Tiſche baten; die Luft war

ihnen ein erquickender Trank, die Geſtirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köſtliche Speiſen, und ſo kam ihnen die Natur nicht wie ein ſtiller, wundervoller Tempel, ſondern wie eine luſtige Küche und Speiſekammer vor. Dazwiſchen waren andere ſinnigere Seelen, die in der gegenwärtigen Natur nur große, aber verwilderte Anlagen bemerkten, und Tag und Nacht beſchäftigt waren, Vorbilder einer edleren Natur zu ſchaffen. — Sie theilten ſich geſellig in das große Werk; die einen ſuchten die verſtummten und verlornen Töne in Luft und Wäldern zu erwecken, andre legten ihre Ahndungen und Bilder ſchönerer Geſchlechter in Erz und Steinen nieder, bauten ſchönere Felſen zu Wohnungen wieder, brachten die verborgenen Schätze aus den Grüften der Erde wieder ans Licht; zähmten die ausgelaſſenen Ströme, bevölkerten das unwirthliche Meer, führten in öde Zonen alte, herrliche Pflanzen und Thiere zurück, hemmten die Waldüberſchwemmungen, und pflegten die edleren Blumen und Kräuter, öffneten die Erde den belebenden Berührungen der zeugenden Luft und des zündenden Lichts; lehrten die Farben zu reizenden Bildungen ſich miſchen und ordnen, und Wald und Wieſe, Quellen und Felſen wieder zu lieblichen Gärten zuſammen zu treten; hauchten in die lebendigen Glieder Töne, um ſie zu entfalten, und in heiteren Schwingungen zu bewegen; nahmen ſich der armen, verlaßnen, für Menſchenſitte empfäng-

lichen Thiere an, und ſäuberten die Wälder von den ſchädlichen Ungeheuern, dieſen Mißgeburten einer entarteten Phantaſie. Bald lernte die Natur wieder freundlichere Sitten, ſie ward ſanfter und erquicklicher, und ließ ſich willig zur Beförderung der menſchlichen Wünſche finden. Allmählig fing ihr Herz wieder an menſchlich ſich zu regen, ihre Phantaſien wurden heitrer, ſie ward wieder umgänglich, und antwortete dem freundlichen Frager gern, und ſo ſcheint allmählig die alte goldne Zeit zurückzukommen, in der ſie den Menſchen Freundin, Tröſterin, Prieſterin und Wunderthäterin war, als ſie unter ihnen wohnte, und ein himmliſcher Umgang die Menſchen zu Unſterblichen machte. Dann werden die Geſtirne die Erde wieder beſuchen, der ſie gram geworden waren in jenen Zeiten der Verfinſterung; dann legt die Sonne ihren ſtrengen Zepter nieder, und wird wieder Stern unter Sternen, und alle Geſchlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zuſammen. Dann finden ſich die alten verwaiſten Familien, und jeder Tag ſieht neue Begrüßungen, neue Umarmungen; dann kommen die ehemaligen Bewohner der Erde zu ihr zurück, in jedem Hügel regt ſich neu erglimmende Aſche, überall lodern Flammen des Lebens empor, alte Wohnſtätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geſchichte wird zum Traum einer unendlichen, unabſehlichen Gegenwart.

Wer dieſes Stamms und dieſes Glaubens iſt, und

gern auch das Seinige zu dieſer Entwilderung der Natur beitragen will, geht in den Werkſtätten der Künſtler umher, belauſcht überall die unvermuthet in allen Ständen hervorbrechende Dichtkunſt, wird nimmer müde die Natur zu betrachten und mit ihr umzugehen, geht überall ihren Fingerzeigen nach, verſchmäht keinen mühſeligen Gang, wenn ſie ihm winkt, und ſollte er auch durch Modergrüfte gehen; er findet ſicher unſägliche Schätze, das Grubenlichtchen ſteht am Ende ſtill, und wer weiß, in welche himmliſche Geheimniſſe ihn dann eine reizende Bewohnerin des unterirdiſchen Reichs einweiht. Keiner irrt gewiß weiter ab vom Ziele, als wer ſich ſelbſt einbildet, er kenne ſchon das ſeltſame Reich, und wiſſe mit wenig Worten ſeine Verfaſſung zu ergründen, und überall den rechten Weg zu finden. Von ſelbſt geht keinem, der los ſich riß und ſich zur Inſel machte, das Verſtändniß auf, auch ohne Mühe nicht. Nur Kindern, oder kindlichen Menſchen, die nicht wiſſen, was ſie thun, kann dies begegnen. Langer, unabläſſiger Umgang, freie und künſtliche Betrachtung, Aufmerkſamkeit auf leiſe Winke und Züge; ein inneres Dichterleben, geübte Sinne, ein einfaches und gottesfürchtiges Gemüth, das ſind die weſentlichen Erforderniſſe eines ächten Naturfreundes, ohne welche keinem ſein Wunſch gedeihen wird. Nicht weiſe ſcheint es, eine Menſchenwelt ohne volle aufgeblühte Menſchheit begreifen und verſtehen zu wollen. Kein Sinn

muß ſchlummern, und wenn auch nicht alle gleich wach ſind, ſo müſſen ſie doch alle angeregt, und nicht unterdrückt und erſchlafft ſeyn. So wie man einen künftigen Maler in dem Knaben ſieht, der alle Wände und jeden ebenen Sand mit Zeichnungen füllt, und Farben zu Figuren bunt verknüpft, ſo ſieht man einen künftigen Weltweiſen in jenem, der allen natürlichen Dingen ohne Raſt nachſpürt, nachfrägt, auf alles achtet, jedes Merkwürdige zuſammen trägt, und froh iſt, wenn er einer neuen Erſcheinung, einer neuen Kraft und Kenntniß Meiſter und Beſitzer geworden iſt.

Nun dünkt es Einigen, es ſei der Mühe gar nicht werth, den endloſen Zerſpaltungen der Natur nachzugehn, und überdem ein gefährliches Unternehmen, ohne Frucht und Ausgang. So wie man nie das kleinſte Korn der feſten Körper, nie die einfachſte Faſer finden werde, weil alle Größe vor und rückwärts ſich ins Unendliche verliert, ſo ſei es auch mit den Arten der Körper und Kräfte; auch hier gerathe man auf neue Arten, neue Zuſammenſetzungen, neue Erſcheinungen bis ins Unendliche. Sie ſchienen dann nur ſtill zu ſtehn, wenn unſer Fleiß ermatte, und ſo verſchwende man die edle Zeit mit müßigen Betrachtungen und langweiligem Zählen, und werde dies zuletzt ein wahrer Wahnſinn, ein feſter Schwindel an der entſetzlichen Tiefe. Auch bleibe die Natur, ſo weit man käme, immer eine furchtbare Mühle des Todes: überall ungeheurer Umſchwung,

unauflösliche Wirbelkette, ein Reich der Gefräßigkeit, des tollſten Uebermuths, eine unglücksſchwangere Unermeßlichkeit; die wenigen lichten Punkte beleuchteten nur eine deſto grauſendere Nacht, und Schrecken aller Art müßten jeden Beobachter zur Gefühlloſigkeit ängſtigen. Wie ein Heiland ſtehe dem armen Menſchengeſchlechte der Tod zur Seite, denn ohne Tod wäre der Wahnſinnigſte am glücklichſten. Gerade jenes Streben nach Ergründung dieſes rieſenmäßigen Triebwerks ſei ſchon ein Zug in die Tiefe, ein beginnender Schwindel; denn jeder Reiz ſcheine ein wachſender Wirbel, der bald ſich des Unglücklichen ganz bemächtige, und ihn dann durch eine ſchreckende Nacht mit ſich fortreiße. Hier ſei die liſtige Fallgrube des menſchlichen Verſtandes, den die Natur überall als ihren größten Feind zu vernichten ſuche. Heil der kindlichen Unwiſſenheit und Schuldloſigkeit der Menſchen, welche ſie die entſetzlichen Gefahren nicht gewahr werden ließe, die überall wie furchtbare Wetterwolken um ihre friedlichen Wohnſitze herlägen, und jeden Augenblick über ſie hereinzubrechen bereit wären. Nur innere Uneinigkeit der Naturkräfte habe die Menſchen bis jetzo erhalten, indeß könne jener große Zeitpunkt nicht ausbleiben, wo ſich die ſämmtlichen Menſchen durch einen großen gemeinſchaftlichen Entſchluß aus dieſer peinlichen Lage, aus dieſem furchtbaren Gefängniſſe reißen, und durch eine freiwillige Entſagung ihrer hieſigen Beſitzthümer auf ewig ihr Ge-

ſchlecht aus dieſem Jammer erlöſen, und in eine glücklichere Welt, zu ihrem alten Vater retten würden. So endeten ſie doch ihrer würdig, und kämen ihrer nothwendigen, gewaltſamen Vertilgung, oder einer noch entſetzlicheren Ausartung in Thiere, durch ſtufenweiſe Zerſtörung der Denkorgane durch Wahnſinn, zuvor. Umgang mit Naturkräften, mit Thieren, Pflanzen, Felſen, Stürmen und Wogen müſſe nothwendig die Menſchen dieſen Gegenſtänden verähnlichen, und dieſe Verähnlichung, Verwandlung und Auflöſung des Göttlichen und Menſchlichen in unbändige Kräfte ſei der Geiſt der Natur, dieſer fürchterlich verſchlingenden Macht: und ſei nicht alles, was man ſehe, ſchon ein Raub des Himmels, eine große Ruine ehemaliger Herrlichkeiten, Ueberbleibſel eines ſchrecklichen Mahles?

Wohl, ſagen Muthigere, laßt unſer Geſchlecht einen langſamen, wohldurchdachten Zerſtörungskrieg mit dieſer Natur führen. Mit ſchleichenden Giften müſſen wir ihr beizukommen ſuchen. Der Naturforſcher ſei ein edler Held, der ſich in den geöffneten Abgrund ſtürze, um ſeine Mitbürger zu erretten. Die Künſtler haben ihr ſchon manchen geheimen Streich beigebracht, fahrt nur ſo fort, bemächtigt euch der heimlichen Fäden, und macht ſie lüſtern nach ſich ſelbſt. Benutzt jene Zwiſte, um ſie, wie jenen feuerſpeienden Stier, nach eurer Willkühr lenken zu können. Euch unterthänig muß ſie werden. Geduld und Glauben ziemt den Menſchenkindern.

Entfernte Brüder ſind zu Einem Zweck mit uns vereint; das Sternenrad wird das Spinnrad unſers Lebens werden, und dann können wir durch unſere Sklaven ein neues Dſchinniſtan uns bauen. Mit innerm Triumph laßt uns ihren Verwüſtungen, ihren Tumulten zuſehen, ſie ſoll an uns ſich ſelbſt verkaufen, und jede Gewaltthat ſoll ihr zur ſchweren Buße werden. In den begeiſternden Gefühlen unſrer Freiheit laßt uns leben und ſterben; hier quillt der Strom, der ſie einſt überſchwemmen und zähmen wird, und in ihm laßt uns baden und mit neuem Muth zu Heldenthaten uns erfriſchen. Bis hieher reicht die Wuth des Ungeheuers nicht, ein Tropfen Freiheit iſt genug, ſie auf immer zu lähmen, und ihren Verheerungen Maaß und Ziel zu ſetzen.

Sie haben Recht, ſprechen Mehrere, hier oder nirgends liegt der Talisman. Am Quell der Freiheit ſitzen wir und ſpähen; er iſt der große Zauberſpiegel, in dem rein und klar die ganze Schöpfung ſich enthüllt, in ihm baden die zarten Geiſter und Abbilder aller Naturen, und alle Kammern ſehen wir hier aufgeſchloſſen. Was brauchen wir die trübe Welt der ſichtbaren Dinge mühſam zu durchwandern? Die reinere Welt liegt ja in uns, in dieſem Quell. Hier offenbart ſich der wahre Sinn des großen, bunten, verwirrten Schauſpiels; und treten wir von dieſen Blicken voll in die Natur, ſo iſt uns alles wohlbekannt, und ſicher kennen wir jede Geſtalt. Wir brauchen nicht erſt lange nachzuforſchen, eine

leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande ſind genug, um uns zu verſtändigen. So iſt uns alles eine große Schrift, wozu wir den Schlüſſel haben, und nichts kommt uns unerwartet, weil wir voraus den Gang des großen Uhrwerks wiſſen. Nur wir genießen die Natur mit vollen Sinnen, weil ſie uns nicht von Sinnen bringt, weil keine Fieberträume uns ängſtigen, und helle Beſonnenheit uns zuverſichtlich und ruhig macht.

Die Andern reden irre, ſagt ein ernſter Mann zu dieſen. Erkennen ſie in der Natur nicht den treuen Abdruck ihrer ſelbſt? Sie ſelbſt verzehren ſich in wilder Gedankenloſigkeit. Sie wiſſen nicht, daß ihre Natur ein Gedankenſpiel, eine wüſte Phantaſie ihres Traumes iſt. Ja wohl iſt ſie ihnen ein entſetzliches Thier, eine ſeltſame abenteuerliche Larve ihrer Begierden. Der wachende Menſch ſieht ohne Schaudern dieſe Brut ſeiner regelloſen Einbildungskraft, denn er weiß, daß es nichtige Geſpenſter ſeiner Schwäche ſind. Er fühlt ſich Herr der Welt, ſein Ich ſchwebt mächtig über dieſem Abgrund, und wird in Ewigkeiten über dieſem endloſen Wechſel erhaben ſchweben. Einklang ſtrebt ſein Inneres zu verkünden, zu verbreiten. Er wird in die Unendlichkeit hinaus ſtets einiger mit ſich ſelbſt und ſeiner Schöpfung um ſich her ſeyn, und mit jedem Schritte die ewige Allwirkſamkeit einer hohen ſittlichen Weltordnung, der Veſte ſeines Ichs, immer heller hervortre-

ten ſehen. Der Sinn der Welt iſt die Vernunft; um derentwillen iſt ſie da, und wenn ſie erſt der Kampfplatz einer kindlichen, aufblühenden Vernunft iſt, ſo wird ſie einſt zum göttlichen Bilde ihrer Thätigkeit, zum Schauplatz einer wahren Kirche werden. Bis dahin ehre ſie der Menſch als Sinnbild ſeines Gemüths, das ſich mit ihm in unbeſtimmbaren Stufen veredelt. Wer alſo zur Kenntniß der Natur gelangen will, übe ſeinen ſittlichen Sinn, handle und bilde dem edlen Kerne ſeines Innern gemäß, und wie von ſelbſt wird die Natur ſich vor ihm öffnen. Sittliches Handeln iſt jener große und einzige Verſuch, in welchem alle Räthſel der mannigfaltigſten Erſcheinungen ſich löſen. Wer ihn verſteht, und in ſtrengen Gedankenfolgen ihn zu zerlegen weiß, iſt ewiger Meiſter der Natur.

Der Lehrling hört mit Bangigkeit die ſich kreuzenden Stimmen. Es ſcheint ihm jede Recht zu haben, und eine ſonderbare Verwirrung bemächtigt ſich ſeines Gemüths. Allmählig legt ſich der innere Aufruhr, und über die dunkeln ſich an einander brechenden Wogen ſcheint ein Geiſt des Friedens heraufzuſchweben, deſſen Ankunft ſich durch neuen Muth und überſchauende Heiterkeit in der Seele des Jünglings ankündigt.

Ein muntrer Geſpiele, dem Roſen und Winden die Schläfe zierten, kam herbeigeſprungen, und ſah ihn in ſich geſenkt ſitzen. Du Grübler, rief er, biſt auf ganz verkehrtem Wege. So wirſt du keine großen Fort-

ſchritte machen. Das Beſte iſt überall die Stimmung. Iſt das wohl eine Stimmung der Natur? Du biſt noch jung, und fühlſt du nicht das Gebot der Jugend in allen Adern? nicht Liebe und Sehnſucht deine Bruſt erfüllen? Wie kannſt du nur in der Einſamkeit ſitzen? Sitzt die Natur einſam? Den Einſamen flieht Freude und Verlangen: und ohne Verlangen, was nützt dir die Natur? Nur unter Menſchen wird er einheimiſch, der Geiſt, der ſich mit tauſend bunten Farben in alle deine Sinne drängt, der wie eine unſichtbare Geliebte dich umgiebt. Bei unſern Feſten löſt ſich ſeine Zunge, er ſitzt oben an, und ſtimmt Lieder des fröhlichſten Lebens an. Du haſt noch nicht geliebt, du Armer; beim erſten Kuß wird eine neue Welt dir aufgethan, mit ihm fährt Leben in tauſend Strahlen in dein entzücktes Herz. Ein Märchen will ich dir erzählen: horche wohl!

Vor langen Zeiten lebte weit gegen Abend ein blutjunger Menſch. Er war ſehr gut, aber auch über die Maßen wunderlich. Er grämte ſich unaufhörlich um nichts und wieder nichts, ging immer ſtill vor ſich hin, ſetzte ſich einſam, wenn die Andern ſpielten und fröhlich waren, und hing ſeltſamen Dingen nach. Höhlen und Wälder waren ſein liebſter Aufenthalt, und dann ſprach er immer fort mit Thieren und Vögeln, mit Bäumen und Felſen, natürlich kein vernünftiges Wort, lauter närriſches Zeug zum Todtlachen. Er blieb aber immer mürriſch und ernſthaft, ungeachtet ſich das Eich-

hörnchen, die Meerkatze, der Papagey und der Gimpel alle Mühe gaben, ihn zu zerstreuen, und ihn auf den richtigen Weg zu weisen. Die Gans erzählte Märchen, der Bach klimperte eine Ballade dazwischen, ein großer dicker Stein machte lächerliche Bocksprünge, die Rose schlich sich freundlich hinter ihm herum, kroch durch seine Locken, und der Epheu streichelte ihm die sorgenvolle Stirn. Allein der Mißmuth und Ernst waren hartnäckig. Seine Eltern waren sehr betrübt, sie wußten nicht, was sie anfangen sollten. Er war gesund und aß, nie hatten sie ihn beleidigt, er war auch bis vor wenig Jahren fröhlich und lustig gewesen, wie keiner; bei allen Spielen voran, von allen Mädchen gern gesehn. Er war recht bildschön, sah aus wie gemalt und tanzte wie ein Schatz. Unter den Mädchen war Eine, ein köstliches, bildschönes Kind, sah aus wie Wachs, Haare wie goldne Seide, kirschrothe Lippen, wie ein Püppchen gewachsen, brandrabenschwarze Augen. Wer sie sah, hätte mögen vergehn, so lieblich war sie. Damals war Rosenblüthe, so hieß sie, dem bildschönen Hyacinth, so hieß er, von Herzen gut, und er hatte sie lieb zum Sterben. Die andern Kinder wußtens nicht. Ein Veilchen hatte es ihnen zuerst gesagt, die Hauskätzchen hatten es wohl gemerkt, die Häuser ihrer Eltern lagen nahe beisammen. Wenn nun Hyacinth die Nacht an seinem Fenster stand und Rosenblüthe an ihrem, und die Kätzchen auf den Mäuse-

fang da vorbeiliefen, ſo ſahen ſie die beiden ſtehn, und lachten und kicherten oft ſo laut, daß ſie es hörten und böſe wurden. Das Veilchen hatte es der Erdbeere im Vertrauen geſagt, die ſagte es ihrer Freundin, der Stachelbeere, die ließ nun das Sticheln nicht, wenn Hyacinth gegangen kam; ſo erfuhrs denn bald der ganze Garten und der Wald, und wenn Hyacinth ausging, ſo riefs von allen Seiten: Roſenblüthchen iſt mein Schätzchen! Nun ärgerte ſich Hyacinth, und mußte doch auch wieder aus Herzensgrunde lachen, wenn das Eydechschen geſchlüpft kam, ſich auf einen warmen Stein ſetzte, mit dem Schwänzchen wedelte und ſang:

Roſenblüthchen, das gute Kind,
Iſt geworden auf einmal blind,
Denkt, die Mutter ſey Hyacinth,
Fällt ihm um den Hals geſchwind;
Merkt ſie aber das fremde Geſicht,
Denkt nur an, da erſchrickt ſie nicht,
Fährt, als merkte ſie kein Wort,
Immer nur mit Küſſen fort.

Ach! wie bald war die Herrlichkeit vorbei. Es kam ein Mann aus fremden Landen gegangen, der war erſtaunlich weit gereiſt, hatte einen langen Bart, tiefe Augen, entſetzliche Augenbraunen, ein wunderliches Kleid mit vielen Falten und ſeltſamen Figuren hineingewebt. Er ſetzte ſich vor das Haus, das Hyacinths

Eltern gehörte. Nun war Hyacinth sehr neugierig, und setzte sich zu ihm, und holte ihm Brod und Wein. Da that er seinen weißen Bart von einander, und erzählte bis tief in die Nacht, und Hyacinth wich und wankte nicht, und wurde auch nicht müde zuzuhören. So viel man nachher vernahm, so hat er viel von fremden Ländern, unbekannten Gegenden, von erstaunlich wunderbaren Sachen erzählt, und ist drei Tage dageblieben, und mit Hyacinth in tiefe Schachten hinuntergekrochen. Rosenblüthchen hat genug den alten Hexenmeister verwünscht, denn Hyacinth ist ganz versessen auf seine Gespräche gewesen, und hat sich um nichts bekümmert; kaum daß er ein wenig Speise zu sich genommen. Endlich hat jener sich fortgemacht, doch dem Hyacinth ein Büchelchen dagelassen, das kein Mensch lesen konnte. Dieser hat ihm noch Früchte, Brod und Wein mitgegeben, und ihn weit weg begleitet. Und dann ist er tiefsinnig zurückgekommen, und hat einen ganz neuen Lebenswandel begonnen. Rosenblüthchen hat recht zum Erbarmen um ihn gethan, denn von der Zeit an hat er sich wenig aus ihr gemacht, und ist immer für sich geblieben. Nun begab sichs, daß er einmal nach Hause kam, und war wie neu geboren. Er fiel seinen Eltern um den Hals und weinte. Ich muß fort in fremde Lande, sagte er; die alte wunderliche Frau im Walde hat mir erzählt, wie ich gesund werden müßte, das Buch hat sie ins Feuer geworfen, und hat

mich getrieben, zu euch zu gehen, und euch um euren Segen zu bitten. Vielleicht komme ich bald, vielleicht nie wieder. Grüßt Roſenblüthchen. Ich hätte ſie gern geſprochen, ich weiß nicht, wie mir iſt, es drängt mich fort; wenn ich an die alten Zeiten zurück denken will, ſo kommen gleich mächtigere Gedanken dazwiſchen; die Ruhe iſt fort, Herz und Liebe mit, ich muß ſie ſuchen gehn. Ich wollt' euch gern ſagen, wohin, ich weiß ſelbſt nicht: dahin wo die Mutter der Dinge wohnt, die verſchleierte Jungfrau; nach der iſt mein Gemüth entzündet. Lebt wohl. Er riß ſich los und ging fort. Seine Eltern wehklagten und vergoſſen Thränen. Roſenblüthchen blieb in ihrer Kammer und weinte bitterlich. Hyacinth lief nun was er konnte, durch Thäler und Wildniſſe, über Berge und Ströme, dem geheimnißvollen Lande zu. Er fragte überall nach der heiligen Göttin (Iſis): Menſchen und Thiere, Felſen und Bäume. Manche lachten, manche ſchwiegen, nirgends erhielt er Beſcheid. Im Anfange kam er durch rauhes, wildes Land, Nebel und Wolken warfen ſich ihm in den Weg, es ſtürmte immerfort; dann fand er unabſehliche Sandwüſten, glühenden Staub, und wie er wandelte, ſo veränderte ſich auch ſein Gemüth; die Zeit wurde ihm lang, und die innere Unruhe legte ſich, er wurde ſanfter, und das gewaltige Treiben in ihm allgemach zu einem leiſen, aber ſtarken Zuge, worin ſein ganzes Gemüth ſich auflöſte. Es lag wie viele Jahre hinter

ihm. Nun wurde die Gegend auch wieder reicher und mannigfaltiger, die Luft lau und blau, der Weg ebener. Grüne Büſche lockten ihn mit anmuthigem Schatten, aber er verſtand ihre Sprache nicht; ſie ſchienen auch nicht zu ſprechen, und dennoch erfüllten ſie ſein Herz mit grünen Farben und kühlem ſtillen Weſen. Immer höher wuchs jene ſüße Sehnſucht in ihm, und immer breiter und ſaftiger wurden die Blätter, immer lauter und luſtiger die Vögel und Thiere, balſamiſcher die Früchte, dunkler der Himmel, wärmer die Luft, und heißer ſeine Liebe. Die Zeit ging immer ſchneller, als ſähe ſie ſich nah am Ziele. Eines Tages begegnete er einem kryſtallnen Quell und einer Menge Blumen, die kamen in ein Thal herunter zwiſchen ſchwarzen himmelhohen Säulen. Sie grüßten ihn freundlich mit bekannten Worten. Liebe Landsleute, ſagte er, wo ſind' ich wohl den geheiligten Wohnſitz der Iſis? Hier herum muß er ſeyn, und ihr ſeyd vielleicht hier bekannter, als ich. Wir gehen auch nur hier durch, antworteten die Blumen; eine Geiſterfamilie iſt auf der Reiſe, und wir bereiten ihr Weg und Quartier, indeß ſind wir vor kurzem durch eine Gegend gekommen, da hörten wir ihren Namen nennen. Gehe nur aufwärts, wo wir herkommen, ſo wirſt du ſchon mehr erfahren. Die Blumen und die Quelle lächelten, wie ſie das ſagten, boten ihm einen friſchen Trunk und gingen weiter. Hyacinth folgte ihrem Rath, fragte und fragte, und

kam endlich zu jener längſt geſuchten Wohnung, die unter Palmen und andern köſtlichen Gewächſen verſteckt lag. Sein Herz klopfte in unendlicher Sehnſucht, und die ſüßeſte Bangigkeit durchdrang ihn in dieſer Behauſung der ewigen Jahreszeiten. Unter himmliſchen Wohlgedüften entſchlummerte er, weil ihn nur der Traum in das Allerheiligſte führen durfte. Wunderlich führte ihn der Traum durch unendliche Gemächer voll ſeltſamer Sachen auf lauter reizenden Klängen und in abwechſelnden Accorden. Es dünkte ihm alles ſo bekannt, und doch in nie geſehener Herrlichkeit; da ſchwand auch der letzte irdiſche Anflug, wie in Luft verzehrt, und er ſtand vor der himmliſchen Jungfrau. Da hob er den leichten, glänzenden Schleier, und — Roſenblüthchen ſank in ſeine Arme. Eine ferne Muſik umgab die Geheimniſſe des liebenden Wiederſehns, die Ergießungen der Sehnſucht, und ſchloß alles Fremde von dieſem entzückenden Orte aus. Hyacinth lebte nachher noch lange mit Roſenblüthchen unter ſeinen frohen Eltern und Geſpielen, und unzählige Enkel dankten der alten wunderlichen Frau für ihren Rath und ihr Feuer; denn damals bekamen die Menſchen ſo viel Kinder, als ſie wollten. —

Die Lehrlinge umarmten ſich und gingen fort. Die weiten hallenden Säle ſtanden leer und hell da, und das wunderbare Geſpräch in zahlloſen Sprachen unter den tauſendfaltigen Naturen, die in dieſen Sälen zu-

ſammengebracht und in mannigfaltigen Ordnungen aufgeſtellt waren, dauerte fort. Ihre innern Kräfte ſpielten gegen einander. Sie ſtrebten in ihre Freiheit, in ihre alten Verhältniſſe zurück. Wenige ſtanden auf ihrem eigentlichen Platze, und ſahen in Ruhe dem mannigfaltigen Treiben um ſich her zu. Die Uebrigen klagten über entſetzliche Qualen und Schmerzen, und bejammerten das alte herrliche Leben im Schooße der Natur, wo ſie eine gemeinſchaftliche Freiheit vereinigte, und jedes von ſelbſt erhielt, was es bedurfte. O! daß der Menſch, ſagten ſie, die innere Muſik der Natur verſtände, und einen Sinn für äußere Harmonie hätte. Aber er weiß ja kaum, daß wir zuſammen gehören, und keins ohne das andere beſtehen kann. Er kann nichts liegen laſſen, tyranniſch trennt er uns, und greift in lauter Diſſonanzen umher. Wie glücklich könnte er ſeyn, wenn er mit uns freundlich umginge, und auch in unſern großen Bund träte, wie ehemals in der goldnen Zeit, wie er ſie mit Recht nennt. In jener Zeit verſtand er uns, wie wir ihn verſtanden. Seine Begierde, Gott zu werden, hat ihn von uns getrennt, er ſucht, was wir nicht wiſſen und ahnden können, und ſeitdem iſt er keine begleitende Stimme, keine Mitbewegung mehr. Er ahndet wohl die unendliche Wolluſt, den ewigen Genuß in uns, und darum hat er eine ſo wunderbare Liebe zu einigen unter uns. Der Zauber des Goldes, die Geheimniſſe der Farben, die Freuden

des Waſſers ſind ihm nicht fremd; in den Antiken ahndet er die Wunderbarkeit der Steine, und dennoch fehlt ihm noch die ſüße Leidenſchaft für das Weben der Natur, das Auge für unſre entzückenden Myſterien. Lernte er nur einmal fühlen! Dieſen himmliſchen, dieſen natürlichſten aller Sinne kennt er noch wenig; durch das Gefühl würde die alte, erſehnte Zeit zurückkommen; das Element des Gefühls iſt ein inneres Licht, was ſich in ſchönern, kräftigen Farben bricht. Dann gingen die Geſtirne in ihm auf, er lernte die ganze Welt fühlen, klarer und mannigfaltiger, als ihm das Auge jetzt Grenzen und Flächen zeigt. Er würde Meiſter eines unendlichen Spiels, und vergäße alle thörigten Beſtrebungen in einem ewigen, ſich ſelbſt nährenden und immer wachſenden Genuſſe. Das Denken iſt nur ein Traum des Fühlens, ein erſtorbenes Fühlen, ein blaßgraues, ſchwaches Leben.

Wie ſie ſo ſprachen, ſtrahlte die Sonne durch die hohen Fenſter, und in ein ſanftes Säuſeln verlor ſich der Lärm des Geſprächs; eine unendliche Ahndung durchdrang alle Geſtalten, die lieblichſte Wärme verbreitete ſich über alle, und der wunderbarſte Naturgeſang erhob ſich aus der tiefſten Stille. Man hörte Menſchenſtimmen in der Nähe, die großen Flügelthüren nach dem Garten zu wurden geöffnet, und einige Reiſende ſetzten ſich auf die Stufen der breiten Treppe, in den Schatten des Gebäudes. Die reizende Landſchaft lag in ſchö-

ner Erleuchtung vor ihnen, und im Hintergrunde verlor ſich der Blick an blauen Gebirgen hinauf. Freundliche Kinder brachten mannigfaltige Speiſen und Getränke, und bald begann ein lebhaftes Geſpräch unter ihnen.

Auf alles, was der Menſch vornimmt, muß er ſeine ungetheilte Aufmerkſamkeit oder ſein Ich richten, ſagte endlich der Eine, und wenn er dieſes gethan hat, ſo entſtehn bald Gedanken, oder eine neue Art von Wahrnehmungen, die nichts als zarte Bewegungen eines färbenden oder klappernden Stifts, oder wunderliche Zuſammenziehungen und Figurationen einer elaſtiſchen Flüſſigkeit zu ſeyn ſcheinen, auf eine wunderbare Weiſe in ihm. Sie verbreiten ſich von dem Punkte, wo er den Eindruck feſt ſteckte, nach allen Seiten mit lebendiger Beweglichkeit, und nehmen ſein Ich mit fort. Er kann dieſes Spiel oft gleich wieder vernichten, indem er ſeine Aufmerkſamkeit wieder theilt, oder nach Willkühr herumſchweifen läßt, denn ſie ſcheinen nichts als Strahlen und Wirkungen, die jenes Ich nach allen Seiten hin in jenem elaſtiſchen Medium erregt, oder ſeine Brechungen in demſelben, oder überhaupt ein ſeltſames Spiel der Wellen dieſes Meers mit der ſtarren Aufmerkſamkeit zu ſeyn. Höchſt merkwürdig iſt es, daß der Menſch erſt in dieſem Spiele ſeine Eigenthümlichkeit, ſeine ſpecifiſche Freiheit recht gewahr wird, und daß es ihm vorkommt, als erwache er aus einem tie-

fen Schlafe, als ſey er nun erſt in der Welt zu Hauſe, und verbreite jetzt erſt das Licht des Tages ſich über ſeine innere Welt. Er glaubt es am höchſten gebracht zu haben, wenn er, ohne jenes Spiel zu ſtören, zugleich die gewöhnlichen Geſchäfte der Sinne vornehmen, und empfinden und denken zugleich kann. Dadurch gewinnen beide Wahrnehmungen: die Außenwelt wird durchſichtig, und die Innenwelt mannigfaltig und bedeutungsvoll, und ſo befindet ſich der Menſch in einem innig lebendigen Zuſtande zwiſchen zwei Welten in der vollkommenſten Freiheit und dem freudigſten Machtgefühl. Es iſt natürlich, daß der Menſch dieſen Zuſtand zu verewigen, und ihn über die ganze Summe ſeiner Eindrücke zu verbreiten ſucht; daß er nicht müde wird, dieſe Aſſociationen beider Welten zu verfolgen, und ihren Geſetzen und ihren Sympathien und Antipathien nachzuſpüren. Den Inbegriff deſſen, was uns rührt, nennt man die Natur, und alſo ſteht die Natur in einer unmittelbaren Beziehung auf die Gliedmaßen unſers Körpers, die wir Sinne nennen. Unbekannte und geheimnißvolle Beziehungen unſers Körpers laſſen unbekannte und geheimnißvolle Verhältniſſe der Natur vermuthen, und ſo iſt die Natur jene wunderbare Gemeinſchaft, in die unſer Körper uns einführt, und die wir nach dem Maaße ſeiner Einrichtungen und Fähigkeiten kennen lernen. Es frägt ſich, ob wir die Natur der Naturen durch dieſe ſpecielle Natur wahrhaft begreifen

lernen können, und in wiefern unſre Gedanken und die Intenſität unſrer Aufmerkſamkeit durch dieſelbe beſtimmt werden, oder ſie beſtimmen, und dadurch von der Natur losreißen, und vielleicht ihre zarte Nachgiebigkeit verderben. Man ſieht wohl, daß dieſe innern Verhältniſſe und Einrichtungen unſers Körpers vor allen Dingen erforſcht werden müſſen, ehe wir dieſe Frage zu beantworten, und in die Natur der Dinge zu dringen hoffen können. Es ließe ſich jedoch auch denken, daß wir überhaupt erſt uns mannigfach im Denken müßten geübt haben, ehe wir uns an dem innern Zuſammenhang unſers Körpers verſuchen, und ſeinen Verſtand zum Verſtändniß der Natur gebrauchen könnten, und da wäre freilich nichts natürlicher, als alle mögliche Bewegungen des Denkens hervorzubringen, und eine Fertigkeit in dieſem Geſchäft, ſo wie eine Leichtigkeit zu erwerben, von Einer zur Andern überzugehen, und ſie mannigfach zu verbinden und zu zerlegen. Zu dem Ende müßte man alle Eindrücke aufmerkſam betrachten, das dadurch entſtehende Gedankenſpiel ebenfalls genau bemerken, und ſollten dadurch abermals neue Gedanken entſtehn, auch dieſen zuſehen, um ſo allmählig ihren Mechanismus zu erfahren, und durch eine oftmalige Wiederholung die mit jedem Eindruck beſtändig verbundenen Bewegungen von den übrigen unterſcheiden und behalten zu lernen. Hätte man dann nur erſt einige Bewegungen, als Buchſtaben der Natur, herausge-

bracht, so würde das Dechiffriren immer leichter von statten gehn, und die Macht über die Gedankenerzeugung und Bewegung den Beobachter in Stand setzen, auch ohne vorhergegangenen wirklichen Eindruck, Naturgedanken hervorzubringen und Naturcompositionen zu entwerfen, und dann wäre der Endzweck erreicht.

Es ist wohl viel gewagt, sagte ein Anderer, so aus den äußerlichen Kräften und Erscheinungen der Natur sie zusammensetzen zu wollen, und sie bald für ein ungeheures Feuer, bald für einen wunderbar gestalteten Fall, bald für eine Zweiheit oder Dreiheit, oder für irgend eine andere seltsamliche Kraft auszugeben. Es wäre denkbarer, daß sie das Erzeugniß eines unbegreiflichen Einverständnisses unendlich verschiedener Wesen wäre, das wunderbare Band der Geisterwelt, der Vereinigungs- und Berührungspunkt unzähliger Welten.

Laßt es gewagt seyn, sprach ein Dritter; je willkührlicher das Netz gewebt ist, das der kühne Fischer auswirft, desto glücklicher ist der Fang. Man ermuntre nur jeden, seinen Gang so weit als möglich fortzusetzen, und jeder sey willkommen, der mit einer neuen Phantasie die Dinge überspinnt. Glaubst du nicht, daß es gerade die gut ausgeführten Systeme seyn werden, aus denen der künftige Geograph der Natur die Data zu seiner großen Naturkarte nimmt? Sie wird er vergleichen, und diese Vergleichung wird uns das sonderbare Land erst kennen lehren. Die Erkenntniß der Na-

tur [wird aber noch himmelweit von ihrer Auslegung verſchieden ſeyn. Der eigentliche Chiffrirer wird vielleicht dahin kommen, [mehrere Naturkräfte zugleich zu Hervorbringung herrlicher und nützlicher Erſcheinungen in Bewegung zu ſetzen, er wird auf der Natur, wie auf einem großen Inſtrument, phantaſiren können, und doch wird er die Natur nicht verſtehn. Dies iſt die Gabe des Naturhiſtorikers, des Zeitenſehers, der vertraut mit der Geſchichte der Natur, und bekannt mit der Welt, dieſem höheren Schauplatz der Naturgeſchichte, ihre Bedeutungen wahrnimmt, und weiſſagend verkündigt. Noch iſt dieſes Gebiet ein unbekanntes, ein heiliges Feld. Nur göttliche Geſandte haben einzelne Worte dieſer höchſten Wiſſenſchaft fallen laſſen, und es iſt nur zu verwundern, daß die ahndungsvollen Geiſter ſich dieſe Ahndung haben entgehen laſſen, und die Natur zur einförmigen Maſchine, ohne Vorzeit und Zukunft, erniedrigt haben. Alles Göttliche hat eine Geſchichte, und die Natur, dieſes einzige Ganze, womit der Menſch ſich vergleichen kann, ſollte nicht ſo gut wie der Menſch in einer Geſchichte begriffen ſeyn, oder welches eins iſt, einen Geiſt haben? Die Natur wäre nicht die Natur, wenn ſie keinen Geiſt hätte, nicht jenes einzige Gegenbild der Menſchheit, nicht die unentbehrliche Antwort dieſer geheimnißvollen Frage, oder die Frage zu dieſer unendlichen Antwort.

Nur die Dichter haben es gefühlt, was die Natur

den Menſchen ſeyn kann, begann ein ſchöner Jüngling, und man kann auch hier von ihnen ſagen, daß ſich die Menſchheit in ihnen in der vollkommenſten Auflöſung befindet, und daher jeder Eindruck durch ihre Spiegelhelle und Beweglichkeit rein in allen ſeinen unendlichen Veränderungen nach allen Seiten fortgepflanzt wird. Alles finden ſie in der Natur. Ihnen allein bleibt die Seele derſelben nicht fremd, und ſie ſuchen in ihrem Umgang alle Seligkeiten der goldnen Zeit nicht umſonſt. Für ſie hat die Natur alle Abwechſelungen eines unendlichen Gemüths, und mehr als der geiſtvollſte, lebendigſte Menſch überraſcht ſie durch ſinnreiche Wendungen und Einfälle, Begegnungen und Abweichungen, große Ideen und Bizarrerieen. Der unerſchöpfliche Reichthum ihrer Phantaſie läßt keinen vergebens ihren Umgang aufſuchen. Alles weiß ſie zu verſchönern, zu beleben, zu beſtätigen, und wenn auch in Einzelnen ein bewußtloſer, nichtsbedeutender Mechanismus allein zu herrſchen ſcheint, ſo ſieht doch das tiefer blickende Auge eine wunderbare Sympathie mit dem menſchlichen Herzen im Zuſammentreffen und in der Folge der einzelnen Zufälligkeiten. Der Wind iſt eine Luftbewegung, die manche äußere Urſachen haben kann, aber iſt er dem einſamen, ſehnſuchtsvollen Herzen nicht mehr, wenn er vorüberſauſt, von geliebten Gegenden herweht, und mit tauſend dunkeln, wehmüthigen Lauten den ſtillen Schmerz in einen tiefen melodiſchen Seufzer der ganzen Natur aufzulöſen

ſcheint? Fühlt nicht ſo auch im jungen beſcheidnen Grün der Frühlingswieſen der junge Liebende ſeine ganze blumenſchwangre Seele mit entzückender Wahrheit ausgeſprochen, und iſt je die Ueppigkeit einer nach ſüßer Auflöſung in goldnen Wein lüſternen Seele köſtlicher und erwecklicher erſchienen, als in einer vollen, glänzenden Traube, die ſich unter den breiten Blättern halb verſteckt? Man beſchuldigt die Dichter der Uebertreibung, und hält ihnen ihre bildliche uneigentliche Sprache gleichſam nur zu gute, ja man begnügt ſich ohne tiefere Unterſuchung, ihrer Phantaſie jene wunderliche Natur zuzuſchreiben, die manches ſieht und hört, was andere nicht ſehen und hören, und die in einem lieblichen Wahnſinn mit der wirklichen Welt nach ihrem Belieben ſchaltet und waltet; aber mir ſcheinen die Dichter noch bei weitem nicht genug zu übertreiben, nur dunkel den Zauber jener Sprache zu ahnden, und mit der Phantaſie nur ſo zu ſpielen, wie ein Kind mit dem Zauberſtabe ſeines Vaters ſpielt. Sie wiſſen nicht, welche Kräfte ihnen unterthan ſind, welche Welten ihnen gehorchen müſſen. Iſt es denn nicht wahr, daß Steine und Wälder der Muſik gehorchen, und von ihr gezähmt, ſich jedem Willen wie Hausthiere fügen? — Blühen nicht wirklich die ſchönſten Blumen um die Geliebte, und freuen ſich, ſie zu ſchmücken? Wird für ſie der Himmel nicht heiter, und das Meer nicht eben? — Drückt nicht die ganze Natur, ſo gut wie das Geſicht

und die Geberden, der Puls und die Farben, den Zuſtand eines jeden der höheren, wunderbaren Weſen aus, die wir Menſchen nennen? Wird nicht der Fels ein eigenthümliches Du, eben wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anders, als der Strom, wenn ich wehmüthig in ſeine Wellen hinabſchaue, und die Gedanken in ſeinem Gleiten verliere? Nur ein ruhiges, genußvolles Gemüth wird die Pflanzenwelt, nur ein luſtiges Kind oder ein Wilder die Thiere verſtehen. — Ob jemand die Steine und Geſtirne ſchon verſtand, weiß ich nicht, aber gewiß muß dieſer ein erhabnes Weſen geweſen ſeyn. In jenen Statuen, die aus einer untergegangenen Zeit der Herrlichkeit des Menſchengeſchlechts übrig geblieben ſind, leuchtet allein ſo ein tiefer Geiſt, ſo ein ſeltſames Verſtändniß der Steinwelt hervor, und überzieht den ſinnvollen Betrachter mit einer Steinrinde, die nach innen zu wachſen ſcheint. Das Erhabene wirkt verſteinernd, und ſo dürfen wir uns nicht über das Erhabne der Natur und ſeine Wirkungen wundern, oder nicht wiſſen, wo es zu ſuchen ſei. Könnte die Natur nicht über den Anblick Gottes zu Stein geworden ſeyn? Oder vor Schrecken über die Ankunft des Menſchen?

Ueber dieſe Rede war der, welcher zuerſt geſprochen hatte, in tiefe Betrachtung geſunken, die fernen Berge wurden buntgefärbt, und der Abend legte ſich mit ſüßer Vertraulichkeit über die Gegend. Nach einer langen Stille hörte man ihn ſagen: Um die Natur zu begrei-

fen, muß man die Natur innerlich in ihrer ganzen Folge entſtehen laſſen. Bei dieſer Unternehmung muß man ſich bloß von der göttlichen Sehnſucht nach Weſen, die uns gleich ſind, und den nothwendigen Bedingungen, dieſelben zu vernehmen, beſtimmen laſſen; denn wahrhaftig die ganze Natur iſt nur als Werkzeug und Medium des Einverſtändniſſes vernünftiger Weſen begreiflich. Der denkende Menſch kehrt zur urſprünglichen Function ſeines Daſeyns, zur ſchaffenden Betrachtung, zu jenem Punkt zurück, wo Hervorbringen und Wiſſen in der wundervollſten Wechſelverbindung ſtanden, zu jenem ſchöpferiſchen Moment des eigentlichen Genuſſes, des innern Selbſtempfängniſſes. Wenn er nun ganz in die Beſchauung dieſer Urerſcheinung verſinkt, ſo entfaltet ſich vor ihm, in neu entſtehenden Zeiten und Räumen, wie ein unermeßliches Schauſpiel, die Erzeugungsgeſchichte der Natur, und jeder feſte Punkt, der ſich in der unendlichen Flüſſigkeit anſetzt, wird ihm eine neue Offenbarung des Genius der Liebe, ein neues Band des Du und des Ich. Die ſorgfältige Beſchreibung dieſer innern Weltgeſchichte iſt die wahre Theorie der Natur; durch den Zuſammenhang ſeiner Gedankenwelt in ſich, und ihre Harmonie mit dem Univerſum, bildet ſich von ſelbſt ein Gedankenſyſtem zur getreuen Abbildung und Formel des Univerſums. Aber die Kunſt des ruhigen Beſchauens, der ſchöpferiſchen Weltbetrachtung iſt ſchwer; unaufhörliches ernſtes Nachdenken und ſtrenge

Nüchternheit fordert die Ausführung, und die Belohnung wird kein Beifall der müheſcheuenden Zeitgenoſſen, ſondern nur eine Freude des Wiſſens und Wachens, eine innigere Berührung des Univerſums ſeyn.

Ja, ſagte der Zweite, nichts iſt ſo bemerkenswerth, als das große Zugleich in der Natur. Ueberall ſcheint die Natur ganz gegenwärtig. In der Flamme eines Lichts ſind alle Naturkräfte thätig, und ſo repräſentirt und verwandelt ſie ſich überall und unaufhörlich, treibt Blätter, Blüten und Früchte zuſammen, und iſt, mitten in der Zeit, gegenwärtig, vergangen und zukünftig zugleich; und wer weiß, in welche eigne Art von Ferne ſie ebenfalls wirkt, und ob nicht dieſes Naturſyſtem nur eine Sonne iſt im Univerſo, die durch Bande an daſſelbe geknüpft iſt, durch ein Licht, und einen Zug, und Einflüſſe, die zunächſt in unſerm Geiſte ſich deutlicher vernehmen laſſen, und aus ihm heraus den Geiſt des Univerſums über dieſe Natur ausgießen, und den Geiſt dieſer Natur an andere Naturſyſteme vertheilen.

Wenn der Denker, ſprach der Dritte, mit Recht als Künſtler den thätigen Weg betritt, und durch eine geſchickte Anwendung ſeiner geiſtigen Bewegungen das Weltall auf eine einfache, räthſelhaft ſcheinende Figur zu reduciren ſucht — ja man möchte ſagen, die Natur tanzt — und mit Worten die Linien der Bewegungen nachſchreibt, ſo muß der Liebhaber der Natur dieſes kühne Unternehmen bewundern, und ſich auch über das

Gedeihen der menſchlichen Anlage freuen. Billig ſtellt der Künſtler die Thätigkeit oben an, denn ſein Weſen iſt Thun und Hervorbringen mit Wiſſen und Willen, und ſeine Kunſt iſt, ſein Werkzeug zu allem gebrauchen, die Welt auf ſeine Art nachbilden zu können, und darum wird das Princip ſeiner Welt Thätigkeit, und ſeine Welt ſeine Kunſt. Auch hier wird die Natur in neuer Herrlichkeit ſichtbar, und nur der gedankenloſe Menſch wirft die unleſerlichen, wunderlich gemiſchten Worte mit Verachtung weg. Dankbar legt der Prieſter dieſe neue, erhabne Meßkunſt auf den Altar zu der magnetiſchen Nadel, die ſich nie verirrte, und zahlloſe Schiffe auf dem pfadloſen Ozean zu gewohnten Küſten und den Häfen des Vaterlandes zurück führte. Außer dem Denker giebt es aber noch andere Freunde des Wiſſens, die dem Hervorbringen durch Denken nicht vorzüglich zugethan, und alſo, ohne Beruf zu dieſer Kunſt, lieber Schüler der Natur werden, ihre Freude im Lernen, nicht im Lehren, im Erfahren, nicht im Machen, im Empfangen, nicht im Geben finden. Einige ſind gegeſchäftig, und nehmen im Vertrauen auf die Allgegenwart und die innige Verwandtſchaft der Natur, mithin auch im Voraus von der Unvollſtändigkeit und der Continuität alles Einzelnen überzeugt, irgend eine Erſcheinung mit Sorgfalt auf, und halten den in tauſend Geſtalten ſich verwandelnden Geiſt derſelben mit ſtetem Blicke feſt, und gehen dann an dieſem Faden durch alle

Schlupfwinkel der geheimen Werkſtätte, um eine vollſtändige Verzeichnung dieſer labyrintiſchen Gänge entwerfen zu können. Sind ſie mit dieſer mühſeligen Arbeit fertig, ſo iſt auch unvermerkt ein höherer Geiſt über ſie gekommen, und es wird ihnen dann leicht, über die vorliegende Karte zu reden, und jedem Suchenden ſeinen Weg vorzuſchreiben. Unermeßlicher Nutzen ſegnet ihre mühſame Arbeit, und der Grundriß ihrer Karte wird auf eine überraſchende Weiſe mit dem Syſteme des Denkers übereinſtimmen, und ſie werden, dieſem zum Troſt, gleichſam den lebendigen Beweis ſeiner abſtrakten Sätze unwillkührlich geführt haben. Die Müßigſten unter ihnen erwarten kindlich, von liebevoller Mittheilung höherer, von ihnen mit Inbrunſt verehrter Weſen, die ihnen nützliche Kenntniß der Natur. Sie mögen Zeit und Aufmerkſamkeit in dieſem kurzen Leben nicht Geſchäften widmen, und dem Dienſte der Liebe entziehn. Durch frommes Betragen ſuchen ſie nur Liebe zu gewinnen, nur Liebe mitzutheilen, unbekümmert um das große Schauſpiel der Kräfte, ruhig ihrem Schickſale in dieſem Reiche der Macht ergeben, weil das innige Bewußtſeyn ihrer Unzertrennlichkeit von den geliebten Weſen ſie erfüllt, und die Natur ſie nur als Abbild und Eigenthum derſelben rührt. Was brauchen dieſe glücklichen Seelen zu wiſſen, die das beſte Theil erwählt haben, und als reine Flammen der Liebe in dieſer irdiſchen Welt nur auf den Spitzen der Tempel oder auf

umhergetriebenen Schiffen, als Zeichen des überströmenden himmlischen Feuers lodern? Oft erfahren diese liebenden Kinder in seligen Stunden herrliche Dinge aus den Geheimnissen der Natur, und thun sie in unbewußter Einfalt kund. Ihren Tritten folgt der Forscher, um jedes Kleinod zu sammeln, was sie in ihrer Unschuld und Freude haben fallen lassen, ihrer Liebe huldigt der mitfühlende Dichter, und sucht durch seine Gesänge diese Liebe, diesen Keim des goldnen Alters, in andre Zeiten und Länder zu verpflanzen.

Wem regt sich nicht, rief der Jüngling mit funkelndem Auge, das Herz in hüpfender Lust, wenn ihm das innerste Leben der Natur in seiner ganzen Fülle in das Gemüth kommt, wenn dann jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keine andere Namen hat, als Liebe und Wollust, sich in ihm ausdehnt, wie ein gewaltiger, alles auflösender Dunst, und er bebend in süßer Angst in den dunkeln lockenden Schooß der Natur versinkt, die arme Persönlichkeit in den überschlagenden Wogen der Lust sich verzehrt, und nichts als ein Brennpunkt der unermeßlichen Zeugungskraft, ein verschluckender Wirbel im großen Ozean übrig bleibt! Was ist die überall erscheinende Flamme? Eine innige Umarmung, deren süße Frucht in wollüstigen Tropfen herunterthaut. Das Wasser, dieses erstgeborne Kind luftiger Verschmelzungen, kann seinen wollüstigen Ursprung nicht verläugnen, und zeigt sich als Element der Liebe und der Mi-

schung mit himmlischer Allgewalt auf Erden. Nicht unwahr haben alte Weisen im Wasser den Ursprung der Dinge gesucht, und wahrlich sie haben von einem höhern Wasser, als dem Meer- und Quellwasser gesprochen. In jenem offenbaret sich nur das Urflüssige, wie es im flüssigen Metall zum Vorschein kommt, und darum mögen die Menschen es immer auch nur göttlich verehren. Wie Wenige haben sich noch in die Geheimnisse des Flüssigen vertieft, und manchem ist diese Ahndung des höchsten Genusses und Lebens wohl nie in der trunkenen Seele aufgegangen. Im Durste offenbaret sich diese Weltseele, diese gewaltige Sehnsucht nach dem Zerfließen. Die Berauschten fühlen nur zu gut diese überirdische Wonne des Flüssigen, und am Ende sind alle angenehme Empfindungen in uns mannigfache Zerfließungen, Regungen jener Urgewässer in uns. Selbst der Schlaf ist nichts als die Flut jenes unsichtbaren Weltmeers, und das Erwachen das Eintreten der Ebbe. Wie viele Menschen stehen an den berauschenden Flüssen, und hören nicht das Wiegenlied dieser mütterlichen Gewässer, und genießen nicht das entzückende Spiel ihrer unendlichen Wellen! Wie diese Wellen lebten wir in der goldnen Zeit; in buntfarbigen Wolken, diesen schwimmenden Meeren und Urquellen des Lebendigen auf Erden, liebten und erzeugten sich die Geschlechter der Menschen in ewigen Spielen; wurden besucht von den Kindern des Himmels, und erst in jener großen Be-

gebenheit, welche heilige Sagen die Sündflut nennen, ging dieſe blühende Welt unter; ein feindliches Weſen ſchlug die Erde nieder, und einige Menſchen blieben, geſchwemmt auf die Klippen der neuen Gebirge, in der fremden Welt zurück. Wie ſeltſam, daß gerade die heiligſten und reizendſten Erſcheinungen der Natur in den Händen ſo todter Menſchen ſind, als die Scheidekünſtler zu ſeyn pflegen! ſie, die den ſchöpferiſchen Sinn der Natur mit Macht erwecken, nur ein Geheimniß der Liebenden, Myſterien der höheren Menſchheit ſeyn ſollten, werden mit Schamloſigkeit und ſinnlos von rohen Geiſtern hervorgerufen, die nie wiſſen werden, welche Wunder ihre Gläſer umſchließen. Nur Dichter ſollten mit dem Flüſſigen umgehen, und von ihm der glühenden Jugend erzählen dürfen; die Werkſtätten wären Tempel, und mit neuer Liebe würden die Menſchen ihre Flamme und ihre Flüſſe verehren, und ſich ihrer rühmen. Wie glücklich würden die Städte ſich wieder dünken, die das Meer oder ein großer Strom beſpült, und jede Quelle würde wieder die Freiſtätte der Liebe, und der Aufenthalt der erfahrnen und geiſtreichen Menſchen. Darum lockt auch die Kinder nichts mehr als Feuer und Waſſer, und jeder Strom verſpricht ihnen, in die bunte Ferne, in ſchönere Gegenden ſie zu führen. Es iſt nicht bloß Wiederſchein, daß der Himmel im Waſſer liegt, es iſt eine zarte Befreundung, ein Zeichen der Nachbarſchaft, und wenn der unerfüllte Trieb in die

unermeßliche Höhe will, so verſinkt die glückliche Liebe gern in die endloſe Tiefe. Aber es iſt umſonſt, die Natur lehren und predigen zu wollen. Ein Blindgeborner lernt nicht ſehen, und wenn man ihm noch ſo viel von Farben und Lichtern und fernen Geſtalten erzählen wollte. So wird auch keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan, kein inneres naturerzeugendes und abſonderndes Werkzeug hat, der nicht, wie von ſelbſt, überall die Natur an allem erkennt und unterſcheidet, und mit angeborner Zeugungsluſt, in inniger mannigfaltiger Verwandtſchaft mit allen Körpern, durch das Medium der Empfindung, ſich mit allen Naturweſen vermiſcht, ſich gleichſam in ſie hineinfühlt. Wer aber einen richtigen und geübten Naturſinn hat, der genießt die Natur, indem er ſie ſtudirt, und freut ſich ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, ihrer Unerſchöpflichkeit im Genuſſe, und bedarf nicht, daß man ihn mit unnützen Worten in ſeinen Genüſſen ſtöre. Ihm dünkt vielmehr, daß man nicht heimlich genug mit der Natur umgehen, nicht zart genug von ihr reden, nicht ungeſtört und aufmerkſam genug ſie beſchauen könne. Er fühlt ſich in ihr, wie am Buſen ſeiner züchtigen Braut, und vertraut auch nur dieſer ſeine erlangten Einſichten in ſüßen vertraulichen Stunden. Glücklich preiſ' ich dieſen Sohn, dieſen Liebling der Natur, dem ſie verſtattet, ſie in ihrer Zweiheit, als erzeugende und gebärende Macht, und in ihrer Einheit, als eine unendliche, ewig dauernde

Ehe, zu betrachten. Sein Leben wird eine Fülle aller Genüsse, eine Kette der Wolluſt, und ſeine Religion der eigentliche, ächte Naturalismus ſeyn.

Unter dieſer Rede hatte ſich der Lehrer mit ſeinen Lehrlingen der Geſellſchaft genähert. Die Reiſenden ſtanden auf, und begrüßten ihn ehrfurchtsvoll. Eine erfriſchende Kühlung verbreitete ſich aus den dunkeln Laubgängen über den Platz und die Stufen. Der Lehrer ließ einen jener ſeltnen leuchtenden Steine bringen, die man Karfunkel nennt, und ein hellrothes, kräftiges Licht goß ſich über die verſchiednen Geſtalten und Kleidungen aus. Es entſpann ſich bald eine freundliche Mittheilung unter ihnen. Während eine Muſik aus der Ferne ſich hören ließ, und eine kühlende Flamme aus Kryſtallſchalen in die Lippen der Sprechenden hineinloderte, erzählten die Fremden merkwürdige Erinnerungen ihrer weiten Reiſen. Voll Sehnſucht und Wißbegierde hatten ſie ſich aufgemacht, um die Spuren jenes verloren gegangenen Urvolks zu ſuchen, deſſen entartete und verwilderte Reſte die heutige Menſchheit zu ſeyn ſchiene, deſſen hoher Bildung ſie noch die wichtigſten und entbehrlichſten Kenntniſſe und Werkzeuge zu danken hat. Vorzüglich hatte ſie jene heilige Sprache gelockt, die das glänzende Band jener königlichen Menſchen mit überirdiſchen Gegenden und Bewohnern geweſen war, und von der einige Worte, nach dem Verlaut mannigfaltiger Sagen, noch im Beſitz einiger glücklichen Wei-

sen unter unsern Vorfahren gewesen seyn mögen. Ihre Aussprache war ein wunderbarer Gesang, dessen unwiderstehliche Töne tief in das Innere jeder Natur eindrangen, und sie zerlegten. Jeder ihrer Namen schien das Loosungswort für die Seele jedes Naturkörpers. Mit schöpferischer Gewalt erregten diese Schwingungen alle Bilder der Welterscheinungen, und von ihnen konnte man mit Recht sagen, daß das Leben des Universums ein ewiges, tausendstimmiges Gespräch sei; denn in ihrem Sprechen schienen alle Kräfte, alle Arten der Thätigkeit auf das Unbegreiflichste vereinigt zu seyn. Die Trümmer dieser Sprache, wenigstens alle Nachrichten von ihr, aufzusuchen, war ein Hauptzweck ihrer Reise gewesen, und der Ruf des Alterthums hatte sie auch nach Sais gezogen. Sie hofften hier von den erfahrnen Vorstehern des Tempelarchivs wichtige Nachrichten zu erhalten, und vielleicht in den großen Sammlungen aller Art selbst Aufschlüsse zu finden. Sie baten den Lehrer um die Erlaubniß, eine Nacht im Tempel schlafen, und seinen Lehrstunden einige Tage beiwohnen zu dürfen. Sie erhielten was sie wünschten, und freuten sich innig, wie der Lehrer aus dem Schatze seiner Erfahrungen ihre Erzählungen mit mannigfaltigen Bemerkungen begleitete, und eine Reihe lehrreicher und anmuthiger Geschichten und Beschreibungen vor ihnen entwickelte. Endlich kam er auch auf das Geschäft seines Alters, den unterschiednen Natursinn in jungen Ge-

müthern zu erwecken, zu üben, zu schärfen, und ihn mit den Anlagen zu höheren Blüten und Früchten zu verknüpfen.

Ein Verkündiger der Natur zu seyn, ist ein schönes und heiliges Amt, sagte der Lehrer. Nicht der bloße Umfang und Zusammenhang der Kenntnisse, nicht die Gabe, diese Kenntnisse leicht und rein an bekannte Begriffe und Erfahrungen anzuknüpfen, und die eigenthümlichen fremd klingenden Worte mit gewöhnlichen Ausdrücken zu vertauschen, selbst nicht die Geschicklichkeit einer reichen Einbildungskraft, die Naturerscheinungen in leicht faßliche und treffend beleuchtete Gemälde zu ordnen, die entweder durch den Reiz der Zusammenstellung und den Reichthum des Inhalts die Sinne spannen und befriedigen, oder den Geist durch eine tiefe Bedeutung entzücken, alles dies macht noch nicht das ächte Erforderniß eines Naturkündigers aus. Wem es um etwas anders zu thun ist, als um die Natur, dem ist es vielleicht genug, aber wer eine innige Sehnsucht nach der Natur spürt, wer in ihr alles sucht, und gleichsam ein empfindliches Werkzeug ihres geheimen Thuns ist, der wird nur den für seinen Lehrer und für den Vertrauten der Natur erkennen, der mit Andacht und Glauben von ihr spricht, dessen Reden die wunderbare, unnachahmliche Eindringlichkeit und Unzertrennlichkeit haben, durch die sich wahre Evangelia, wahre Eingebungen ankündigen. Die ursprünglich günstige Anlage eines

ſolchen natürlichen Gemüths muß durch unabläſſigen Fleiß von Jugend auf, durch Einſamkeit und Stillſchweigen, weil vieles Reden ſich nicht mit der ſteten Aufmerkſamkeit verträgt, die ein ſolcher anwenden muß, durch kindliches, beſcheidnes Weſen und unermüdliche Geduld unterſtützt und ausgebildet ſeyn. Die Zeit läßt ſich nicht beſtimmen, wie bald einer ihrer Geheimniſſe theilhaftig wird. Manche Beglückte gelangten früher, manche erſt im hohen Alter dazu. Ein wahrer Forſcher wird nie alt, jeder ewige Trieb iſt außer dem Gebiete der Lebenszeit, und je mehr die äußere Hülle verwittert, deſto heller und glänzender und mächtiger wird der Kern. Auch haftet dieſe Gabe nicht an äußerer Schönheit, oder Kraft, oder Einſicht, oder irgend einem menſchlichen Vorzug. In allen Ständen, unter jedem Alter und Geſchlecht, in allen Zeitaltern und unter jedem Himmelsſtriche hat es Menſchen gegeben, die von der Natur zu ihren Lieblingen auserſehen, und durch inneres Empfängniß beglückt waren. Oft ſchienen dieſe Menſchen einfältiger und ungeſchickter zu ſeyn, als Andere, und blieben ihr ganzes Leben hindurch in der Dunkelheit des großen Haufens. Es iſt ſogar als eine rechte Seltenheit zu achten, wenn man das wahre Naturverſtändniß bei großer Beredtſamkeit, Klugheit, und einem vornehmen Betragen findet, da es gemeiniglich die einfachen Worte, den geraden Sinn, und ein ſchlichtes Weſen hervorbringt oder begleitet. In den Werk-

ſtätten der Handwerker und Künſtler, und da, wo die Menſchen in vielfältigem Umgang und Streit mit der Natur ſind, als da iſt beim Ackerbau, bei der Schifffahrt, bei der Viehzucht, bei den Erzgruben, und ſo bei vielen andern Gewerben, ſcheint die Entwickelung dieſes Sinns am leichteſten und öfterſten ſtatt zu finden. Wenn jede Kunſt in der Erkenntniß der Mittel, einen geſuchten Zweck zu erreichen, eine beſtimmte Wirkung und Erſcheinung hervorzubringen, und in der Fertigkeit, dieſe Mittel zu wählen und anzuwenden, beſteht, ſo muß derjenige, der den innern Beruf fühlt, das Naturverſtändniß mehreren Menſchen gemein zu machen, dieſe Anlage in den Menſchen vorzüglich zu entwickeln und zu pflegen, zuerſt auf die natürlichen Anläſſe dieſer Entwickelung ſorgfältig zu achten, und die Grundzüge dieſer Kunſt der Natur abzulernen ſuchen. Mit Hülfe dieſer erlangten Einſichten wird er ſich ein Syſtem der Anwendung dieſer Mittel bei jedem gegebenen Individuum, auf Verſuche, Zergliederung und Vergleichung gegründet, bilden, ſich dieſes Syſtem bis zur andern Natur aneignen, und dann mit Enthuſiasmus ſein belohnendes Geſchäft anfangen. Nur dieſen wird man mit Recht einen Lehrer der Natur nennen können, da jeder andre bloße Naturaliſt nur zufällig und ſympathetiſch, wie ein Naturerzeugniß ſelbſt, den Sinn für die Natur erwecken wird.

Fragmente
vermiſchten Inhalts.

I.
Philoſophie und Phyſik.

Alles, was man denkt, denkt ſelbſt: iſt ein Denkproblem.

Die abſtrakten Wörter ſind die Gasarten unter den Wörtern: das Unſichtbare. —

Geiſtvoll iſt das, worin ſich der Geiſt unaufhörlich offenbart, wenigſtens oft von neuem in veränderter Geſtalt wieder erſcheint. Nicht bloß etwa nur Einmal, ſo im Anfang, wie bei vielen philoſophiſchen Syſtemen. —

Wo ächter Hang zum Nachdenken, nicht bloß zum Denken dieſes oder jenes Gedankens, herrſchend iſt, da iſt auch Progreſſivität. Sehr viele Gelehrte beſitzen dieſen Hang nicht. Sie haben ſchließen und folgern gelernt, wie ein Schuſter das Schuhmachen, ohne je auf den Einfall zu gerathen, oder ſich zu bemühen, den Grund der Gedanken zu finden. Dennoch liegt das

Heil auf keinem andern Wege. Bei vielen währt dieser Hang nur eine Zeitlang. Er wächst und nimmt ab, sehr oft mit den Jahren, oft mit dem Fund eines Systems, das sie nur suchten, um der Mühe des Nachdenkens überhoben zu seyn. —

Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transcendentalen Selbst zu bemächtigen, das Ich seines Ichs zugleich zu seyn. Um so weniger befremdlich ist der Mangel an vollständigem Sinn und Verstand für Andre. Ohne vollendetes Selbstverständniß wird man nie andre wahrhaft verstehen lernen. —

Vor der Abstraktion ist alles eins, aber ein Chaos; nach der Abstraktion ist wieder alles vereinigt, aber diese Vereinigung ist eine freie Verbindung selbstständiger, selbstbestimmter Wesen. Aus einem Haufen ist eine Gesellschaft geworden, das Chaos ist in eine mannigfaltige Welt verwandelt.

Die Erfahrung ist die Probe des Rationalen, und so umgekehrt. Die Unzulänglichkeit der bloßen Theorie in der Anwendung, über die der Praktiker oft kommentirt, findet sich gegenseitig in der rationalen Anwendung der bloßen Erfahrung, und wird von den ächten Philosophen, jedoch mit Selbstbescheidung der Nothwendigkeit dieses Erfolgs, vernehmlich genug bemerkt. Der Praktiker verwirft deshalb die bloße Theorie ganz, ohne zu ahnden, wie problematisch die Beantwortung der Frage seyn dürfte: „Ob die Theorie für die Anwen-

dung, oder die Anwendung um der Theorie willen sey?'' —

Je bornirter ein System ist, desto mehr wird es den Weltklugen gefallen. So hat das System der Materialisten, die Lehre des Helvetius und auch Lockes, den meisten Beifall unter dieser Klasse erhalten. So wird Kant jetzt noch immer mehr Anhänger als Fichte finden. —

In den ersten Zeiten der Entdeckung der Urtheilskraft war jedes neue Urtheil ein Fund. Der Werth dieses Fundes stieg, je anwendbarer, je fruchtbarer dieses Urtheil war. Zu Sentenzen, die uns jetzt sehr gemein vorkommen, gehörte damals noch ein ungewöhnlicher Grad von Leben des Verstandes. Man mußte Genie und Scharfsinn aufbieten, um mittelst des neuen Werkzeuges neue Verhältnisse zu finden. Die Anwendung desselben auf die eigenthümlichsten, interessantesten und allgemeinsten Seiten der Menschheit mußte vorzügliche Bewunderung erregen, und die Aufmerksamkeit aller guten Köpfe auf sich ziehn. So entstanden die gnomischen Massen, die man zu allen Zeiten und bei allen Völkern so hoch geschätzt hat. Es wäre leicht möglich, daß unsre jetzigen, genialischen Entdeckungen im Laufe der Zeiten ein ähnliches Schicksal träfe. Es könnte leicht eine Zeit kommen, wo das alles so gemein wäre, wie jetzt Sittensprüche, und neue, erhabnere Entdeckungen den rastlosen Geist der Menschen beschäftigten. —

Der ächte Gewinnſt bei Fichte und Kant iſt in der Methode in der Regulariſation des Genies. —

Aus Fichte's Vorausſetzung der Logik, und ſeiner Annahme eines allgemein geltenden Gedankens, folgt ſeine ganze Philoſophie nothwendig. Angewandte Logik iſt die Wiſſenſchafts-Lehre. Daß die Philoſophie mit einem trivialen Gedanken anfängt, gehört zu ihrem Weſen, ſie nimmt mit einem Hauch ihren Anfang. Die Wiſſenſchafts-Lehre iſt nichts anders als ein Beweis der Realität der Logik, ihrer Zuſammenſtimmung mit der übrigen Natur, und völlig der Mathematik analogen Rückſicht, ihrer Entdeckungen und Berichtigungen, und deſſen, was ſie leiſten kann. —

Der Geiſt iſt die ſanktionirende, ausſprechende, rechtskräftig machende Macht. Das ſprechende Glied iſt das klügſte, und dünkt es ſich zu ſeyn; ſo der Geiſt. —

Der Wiſſenstrieb iſt aus Geheimniß und Wiſſen wunderbar gemiſcht oder zuſammengeſetzt. —

Die gewöhnliche Logik iſt die Grammatik der höhern Sprache, oder des Denkens; ſie enthält bloß die Verhältniſſe der Begriffe unter einander, die Mechanik des Denkens, die reine Phyſiologie der Begriffe. Die logiſchen Begriffe verhalten ſich aber zu einander, wie die Worte ohne Gedanken. — Die Logik beſchäftigt ſich bloß mit dem todten Körper der Denklehre. — Die Metaphyſik iſt die reine Dynamik des Denkens, ſie han-

delt von den urſprünglichen Denkkräften, ſie beſchäftigt ſich mit der bloßen Seele der Denklehre. Die metaphyſiſchen Begriffe verhalten ſich zu einander, wie Gedanken ohne Worte. Oft wunderte man ſich über die beharrliche Unvollendung beider Wiſſenſchaften, jede trieb ihr Weſen für ſich, und es fehlte überall, es wollte nie recht in keiner paſſen. Gleich von Anfang ſuchte man ſie zu vereinigen, da alles in ihnen auf Verwandtſchaft deutete; aber jeder Verſuch mißlang, da eine von beiden immer dabei litt, und ihren weſentlichen Karakter einbüßte. Es blieb bei metaphyſiſcher Logik und logiſcher Metaphyſik, aber keine war, was ſie ſeyn ſollte. Der Phyſiologie und Pſychologie, der Mechanik und Chemie erging es nicht beſſer. In der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts entſtand hier eine neue heftigere Entzündung als je; die feindlichen Maſſen thürmten ſich ſtärker als zeither gegen einander auf, die Gährung war übermäßig, es erfolgten mächtige Exploſionen. Jetzt behaupten einige, es habe ſich irgendwo eine wahrhafte Durchdringung ereignet, es ſei ein Keim der Vereinigung entſtanden, der allmählig wachſen, und alles zu Einer untheilbaren Geſtalt aſſimiliren werde; dieſes Prinzip des ewigen Friedens dringe unwiderſtehlich nach allen Seiten, und bald werde nur Eine Wiſſenſchaft und Ein Geiſt, wie Ein Prophet und Ein Gott ſeyn. —

Der rohe, discurſive Denker iſt der Scholaſtiker. Der ächte Scholaſtiker iſt ein myſtiſcher Subtiliſt; aus

logiſchen Atomen baut er ſein Weltall; er vernichtet alle lebendige Natur, um ein Gedankenkunſtſtück an ihre Stelle zu ſetzen. Sein Ziel iſt ein unendliches Automat. Ihm entgegengeſetzt iſt der rohe, intuitive Dichter: dieſer iſt ein myſtiſcher Makrolog; er haßt Regel und feſte Geſtalt; ein wildes, gewaltthätiges Leben herrſcht ſtatt ihrer in der Natur; alles iſt belebt, kein Geſetz; Willkühr und Wunder überall. Er iſt bloß dynamiſch. So regt ſich der philoſophiſche Geiſt zuerſt in völlig getrennten Maſſen. Auf der zweiten Stufe der Kultur fangen dieſe Maſſen an ſich zu berühren, mannigfaltig genug; ſo wie in der Vereinigung unendlicher Extreme überhaupt das Endliche, Beſchränkte entſteht, ſo entſtehen auch hier Eklektiker ohne Zahl; die Zeit der Mißverſtändniſſe beginnt. Der Beſchränkteſte iſt auf dieſer Stufe der bedeutendſte, der reinſte Philoſoph der zweiten Stufe. Dieſe Klaſſe iſt ganz auf die wirkliche, gegenwärtige Welt, im ſtrengſten Sinne, eingeſchränkt. Die Philoſophen der erſten Klaſſe ſehen mit Verachtung auf die zweite herab; ſie ſagen, ſie ſei alles nur ein wenig, und mithin nichts; ſie halten ihre Anſichten für Folgen der Schwäche, für Inconſequentismus. Im Gegentheil bemitleidet die zweite Klaſſe wiederum die erſte, und giebt ihr Schwärmerei Schuld, die bis zum Wahnwitz abſurd ſei. Wenn von einer Seite Scholaſtiker und Alchymiſten gänzlich geſpalten, die Eklektiker hingegen Eins zu ſeyn ſcheinen, ſo iſt doch auf dem

Revers alles gerade umgekehrt. Jene ſind im Weſentlichen indirekt eines Sinnes, nemlich über die abſolute Unabhängigkeit und unendliche Tendenz der Meditation, ſie gehen beide vom Abſoluten aus; dagegen die Bornirten im Weſentlichen mit ſich ſelbſt uneins, und nur im Abgeleiteten übereinſtimmend ſind. Jene ſind unendlich, aber einförmig, dieſe beſchränkt, aber mannigfaltig; jene haben das Genie, dieſe das Talent; jene die Ideen, dieſe die Handgriffe; jene ſind Köpfe ohne Hände, dieſe Hände ohne Köpfe. Die dritte Stufe erſteigt der Künſtler, der Werkzeug und Genie zugleich iſt. Er findet, daß jene urſprüngliche Trennung der abſoluten philoſophiſchen Thätigkeiten eine tiefer liegende Trennung ſeines eignen Weſens ſei, deren Beſtehen auf der Möglichkeit ihrer Vermittelung, ihrer Verbindung beruht; er findet, daß ſo heterogen auch dieſe Thätigkeiten ſind, ſich doch ein Vermögen in ihm vorfindet, von einer zur andern überzugehen, nach Gefallen ſeine Polarität zu verändern. Er entdeckt alſo in ihnen nothwendige Glieder ſeines Geiſtes; er merkt, daß beide in einem gemeinſamen Prinzip vereinigt ſeyn müſſen. Er ſchließt daraus, daß der Eklekticismus nichts als das Reſultat des unvollſtändigen mangelhaften Gebrauchs dieſes Vermögens ſei. Es wird ihm mehr als wahrſcheinlich, daß der Grund dieſer Unvollſtändigkeit die Schwäche der productiven Imagination ſei, die es nicht vermöge, ſich im Moment des Uebergehens von einem

Gliede zum andern ſchwebend zu erhalten und anzuſchauen. Die vollſtändige Darſtellung des durch dieſe Handlung zum Bewußtſeyn erhobenen ächt geiſtigen Lebens iſt die Philoſophie κατ' εξοχην: hier entſteht jene lebendige Reflexion, die ſich bei ſorgfältiger Pflege nachher zu einem unendlich geſtalteten geiſtigen Univerſo von ſelbſt ausdehnt; der Kern und der Keim einer alles befaſſenden Organiſation. Es iſt der Anfang einer wahrhaften Selbſtdurchdringung des Geiſtes, die nie endigt. —

Sophiſten ſind Leute, die aufmerkſam auf die Schwächen der Philoſophen und die Kunſtfehler, dieſelben zu ihrem Vortheil, oder überhaupt zu gewiſſen unphiloſophiſchen, unwürdigen Zwecken zu benutzen ſuchen. Dieſe haben alſo eigentlich nichts mit der Philoſophie zu thun. Sind ſie aus Grundſatz unphiloſophiſch, ſo ſind ſie als Feinde der Philoſophie zu betrachten, und als Feinde zu behandeln. Die gefährlichſte Klaſſe derſelben ſind die Skeptiker aus reinem Haß der Philoſophie. Die übrigen Skeptiker ſind zum Theil ſehr achtungswerth, ſie ſind die Vorläufer der dritten Periode. Sie haben ächt philoſophiſche Unterſcheidungsgabe, und es fehlt ihnen nur an geiſtiger Potenz; ſie haben die gehörige Capacität, aber nicht die ſelbſt incitirende Kraft; ſie fühlen das Unzugängliche der bisherigen Syſteme, keins vivificirt ſie ganz; ſie haben ächten Geſchmack, aber es mangelt die nöthige

Energie der productiven Imagination. Sie müſſen polemiſch ſeyn. Alle Eklektiker ſind Skeptiker im Grunde, je mehr ſie umfaſſen, deſto ſkeptiſcher; dieſe letztere Bemerkung wird durch die Thatſache beſtätigt, daß die größten und beſten zeitherigen Gelehrten am Ende ihres Lebens am wenigſten zu wiſſen bekannten. —

Philoſophiren iſt dephlegmatiſiren, vivificiren. Man hat bisher in der Unterſuchung der Philoſophie die Philoſophie erſt todt geſchlagen, und dann zergliedert und aufgelöſt. Man glaubte, die Beſtandtheile des caput mortuum wären die Beſtandtheile der Philoſophie. Aber immer ſchlug jeder Verſuch der Reduction, oder der Wiederzuſammenſetzung, fehl. Erſt in den neueſten Zeiten hat man die Philoſophie lebendig zu beobachten angefangen, und es könnte wohl kommen, daß man ſo die Kunſt erhielte, Philoſophieen zu machen.

Das Kriterium der Anwendbarkeit iſt das Merkmal der logiſchen Nützlichkeit. Es giebt logiſche Philiſter und logiſche Künſtler. Ein andres Kriterium der Art iſt das Merkmal der Mittheilbarkeit; die Philoſophie muß ſich lernen laſſen. Noch ein ſolches Kriterium ſchließt das Axiom in ſich: die Philoſophie muß nichts anticonventionelles enthalten, ſie muß mit der herrſchenden Religion, den herrſchenden Sitten, Meinungen u. ſ. w. übereinkommen. Ein ähnliches Axiom verlangt: die Philoſophie darf ſchlechterdings nicht die Grenzen der ſinnlichen Erkenntniß überſchreiten.

Ein anderes: sie darf sich nicht mit der Poesie gemein machen; noch ein andres: sie muß nicht à la portée von gewöhnlichen Menschen seyn, eine eigne Sprache führen, bloß in Hörsälen zu Hause seyn. Nein, sagt ein andres: umgekehrt, sie muß amüsant, beim Handwerker und Bauer zu Hause, recht gemein und bequem, immer bei der Hand, zu allen Dingen zu brauchen seyn; sie muß keine Religion haben, und über die Moralisten die Achsel zucken, zu allem Ja sagen, und noch dazu ein recht umständliches Ja, von allem etwas verstehn u. s. w. So prägt jeder in seine Bestellung den liebsten Wunsch seines Herzens, die Forderungen seiner Natur, seinen eigenen Charakter, und man braucht nur jemandes Philosophie zu wissen, um ihn hinlänglich kennen zu lernen. Manche verändern ihre Philosophie wie ihre Dienstboten und Wünsche. Am Ende hassen sie alle Art davon, und wählen zum letztenmal, aber auf immer. Nun glauben sie von der Philosophie los zu seyn, und sind mehr, als je, in den Händen dieses Dämons, der sie nun gut füttert und pflegt, um sie zu einem schmackhaften Bissen für sich zuzurichten. Eine andre gutmüthige Heerde bleibt vor diesen Anfechtungen bewahrt. Sie wagen es nie, diesen Proteus zu fassen und fest zu halten, weil sie ihn ignoriren. Die Klügeren darunter meinen, Proteus sei eine Fabel müßiger Köpfe, sie haben ihn nie gesehen und empfunden, und läugnen ihn bestimmt; desto bessere Unterthanen sind sie für ihn. —

Der ächte philoſophiſche Akt iſt Selbſttödtung; dies iſt der reale Anfang aller Philoſophie, dahin geht alles Bedürfniß des philoſophiſchen Jüngers, und nur dieſer Akt entſpricht allen Bedingungen und Merkmalen der tranſcendentalen Handlung. —

Die Philoſophie iſt, wie alle ſynthetiſche Wiſſenſchaften, wie die Mathematik, willkührlich. Sie iſt eine ideale, ſelbſterfundene Methode, das Innere zu beobachten, zu ordnen u. ſ. w. —

Fichte's Ausführung ſeiner Idee iſt wohl der beſte Beweis des Idealismus. Was ich will, das kann ich. Bei dem Menſchen iſt kein Ding unmöglich. —

Die Philoſophie iſt eine Selbſtſcheidungs- und Verbindungs-Kunſt, eine Selbſtſpezifications- und Generations-Kunſt.

Die Analyſis iſt die Divinations- oder die Erfindungs-Kunſt auf Regeln gebracht. —

Alle Ideen ſind verwandt. Air de famille nennt man Analogie. Durch Vergleichung mehrerer Kinder würde man die Eltern-Individuen diviniren können. Jede Familie entſteht aus zwei Principien, die Eins ſind, durch ihre und wider ihre Natur zugleich. Jede Familie iſt eine Anlage zu einer unendlichen individuellen Menſchheit. —

Die Philoſophie iſt von Grund aus antihiſtoriſch, ſie geht vom Zukünftigen und Nothwendigen nach dem Wirklichen, ſie iſt die Wiſſenſchaft des allgemeinen Di-

vinations-Sinns, sie erklärt die Vergangenheit aus der Zukunft, welches bei der Geschichte umgekehrt der Fall ist. —

Synthetische Gedanken sind associirende Gedanken. Ihre Betrachtung führt auf die natürlichen Affinitäten und Sippschaften der Gedanken. Gedanken müssen doch wohl im Reiche der Gedanken am besten Bescheid wissen. —

Der Sinn der Sokratie ist, daß die Philosophie überall oder nirgend sei, und daß man mit leichter Mühe sich überall orientiren und das finden könne, was man suche. Sokratie ist die Kunst, von jedem gegebnen Orte aus, den Stand der Wahrheit zu finden, und so die Verhältnisse des Gegebenen zur Wahrheit genau zu bestimmen. —

Die Philosophie ist eigentlich Heimweh, ein Trieb überall zu Hause zu seyn. —

Aller wirkliche Anfang ist ein zweiter Moment. Alles was da ist, erscheint, ist und erscheint nur unter einer Voraussetzung: sein individueller Grund, sein absolutes Selbst geht ihm voraus, muß wenigstens vor ihm gedacht werden. —

Der Anfang des Ich ist bloß idealisch. Wenn es angefangen hätte, so hätte es so anfangen müssen. Der Anfang ist schon ein späterer Begriff, der Anfang entsteht später als das Ich; darum kann das Ich nicht angefangen haben. Wir sehen daraus, daß wir hier im

Gebiet der Kunſt ſind, aber dieſe künſtliche Suppoſition iſt die Grundlage einer Wiſſenſchaft, die allemal aus künſtlichen Factis entſpringt. —

Ich = Nicht-Ich, der höchſte Satz aller Wiſſenſchaft und Kunſt. —

Eigentlich iſt der Kriticismus (die Erſchöpfungs-Methode, welche die Umkehrungs-Methode mit begreift) diejenige Lehre, die uns beim Studium der Natur auf uns ſelbſt, auf innre Beobachtung und Verſuche, und beim Studium unſrer Selbſt auf die Außenwelt, auf äußere Beobachtungen und Verſuche verweiſt: philoſophiſch betrachtet die fruchtbarſte aller Indicationen. — Sie läßt uns die Natur, oder Außenwelt, als ein menſchliches Weſen ahnden, ſie zeigt, daß wir alles nur ſo verſtehen können und ſollen, wie wir uns ſelbſt und unſre Geliebten, uns und euch, verſtehn. — Jetzt ſehen wir die wahren Bande der Verknüpfung von Subjekt und Objekt; ſehen, daß es auch eine Außenwelt in uns giebt, die mit unſerm Innern in einer analogen Verbindung, wie die Außenwelt außer uns mit unſerm Aeußern ſteht, und jene und dieſe ſo verbunden ſind, wie unſer Inneres und Aeußeres; daß wir alſo nur durch Gedanken das Innere und die Seele der Natur vernehmen können, wie nur durch Senſationen das Aeußere und die Körper der Natur. —

Philoſophismus iſt ein höheres Analogon des Organismus. Der Organismus wird durch den Philoſo-

phismus completirt und umgekehrt. Beide symboliſiren ſich einander. —

Die wahre Philoſophie iſt durchaus realiſtiſcher Idealismus oder Spinozismus; ſie beruht auf höherem Glauben. Glauben iſt vom Idealismus unabtrennlich. —

Fichte's Nicht-Ich iſt die Einheit aller Reize, das ſchlechthin Reizende, und eben darum eine aſſimilirte ewig Unbekannte. Nur Leben reizt, und nur Leben kann nicht genoſſen werden. —

Der Unterſchied zwiſchen Wahn und Wahrheit liegt in der Differenz ihrer Lebensfunctionen. Der Wahn lebt von der Wahrheit; die Wahrheit lebt ihr Leben in ſich. Man vernichtet den Wahn, wie man Krankheiten vernichtet, und der Wahn iſt alſo nichts, als logiſche Entzündung oder Verlöſchung, Schwärmerei oder Philiſterei. Jene hinterläßt gewöhnlich einen ſcheinbaren Mangel an Denkkraft, der durch nichts zu heben iſt, als durch eine abnehmende Reihe von Incitamenten, Zwangsmitteln. Dieſe geht oft in eine trügliche Lebhaftigkeit über, deren gefährliche Revolutionsſymptome nur durch eine zunehmende Reihe gewaltſamer Mittel vertrieben werden können. Beide Dispoſitionen können nur durch chroniſche, ſtreng befolgte Kuren verändert werden.

Irrthum und Vorurtheil ſind Laſten, indirekt reizende Mittel für den Selbſtthätigen, jeder Laſt Ge-

wachſenen. Für den Schwachen ſind ſie poſitiv ſchwächende Mittel. —

Wahrhafte Darſtellung des Irrthums iſt indirekte Darſtellung der Wahrheit. Wahrhafte Darſtellung der Wahrheit iſt allein wahrhaft. Wahrhafte Darſtellung des Irrthums iſt zum Theil ſelbſt Irrthum. Entgegengeſetzte irrige Darſtellung des Irrthums giebt Wahrheit. —

Um eine Wahrheit recht kennen zu lernen, muß man ſie auch polemiſirt haben. —

Unwahrheit hat von einem höhern Geſichtspunkte aus eine noch viel ſchlimmere Seite, als die gewöhnliche. Sie iſt der Grund einer falſchen Welt, Grund einer unauflöslichen Kette von Verirrungen und Verwickelungen. Unwahrheit iſt die Quelle alles Böſen und Uebles. —

Die freie Generations-Methode der Wahrheit kann noch ſehr erweitert und ſimplificirt, überhaupt verbeſſert werden. — Man muß die Wahrheit überall vergegenwärtigen, überall repräſentiren können. —

Es giebt keine Philoſophie in Concreto. Philoſophie iſt wie der Stein der Weiſen, die Quadratur des Zirkels u. ſ. w., eine bloße nothwendige Aufgabe der Scientifiker, das Ideal der Wiſſenſchaft überhaupt; Fichte's Wiſſenſchafts-Lehre iſt die Beſchreibung dieſes Ideals. Es giebt, als concrete Wiſſenſchaften, nur Mathematik und Phyſik. Philoſophie iſt die Intelli-

genz ſelbſt; vollendete Philoſophie iſt vollendete Intelligenz. —

Die Idee der Philoſophie iſt eine myſteriöſe Tradition. Philoſophie iſt überhaupt die Aufgabe zu wiſſen. Es iſt eine unbeſtimmte Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, ein Myſticismus des Wiſſenstriebes überhaupt; gleichſam der Geiſt der Wiſſenſchaften, mithin undarſtellbar, außer im Bilde oder in der Anwendung, in der vollkommnen Darſtellung einer ſpeciellen Wiſſenſchaft. Da nun alle Wiſſenſchaften zuſammenhängen, wird die Philoſophie nie vollendet. Erſt im vollſtändigen Syſtem aller Wiſſenſchaften wird die Philoſophie recht ſichtbar ſeyn. —

Wir denken uns Gott perſönlich, wie wir uns ſelbſt perſönlich denken. Gott iſt gerade ſo perſönlich und individuell, wie wir, denn unſer ſogenanntes Ich iſt nicht unſer wahres Ich, ſondern nur ſein Abglanz. —

Es giebt gewiſſe Dichtungen in uns, die einen ganz andern Charakter als die übrigen zu haben ſcheinen, denn ſie ſind vom Gefühle der Nothwendigkeit begleitet, und doch iſt ſchlechterdings kein äußerer Grund zu ihnen vorhanden. Es dünkt dem Menſchen, als ſey er in einem Geſpräche begriffen, und irgend ein unbekanntes, geiſtiges Weſen veranlaſſe ihn auf eine wunderbare Weiſe zur Entwickelung der evidenteſten Gedanken. Dieſes Weſen muß ein höheres Weſen ſeyn, weil es ſich mit ihm auf eine Art in Beziehung ſetzt,

die keinem an Erſcheinungen gebundenen Weſen möglich iſt. Es muß ein homogenes Weſen ſeyn, weil es ihn wie ein geiſtiges Weſen behandelt, und ihn nur zur ſeltenſten Selbſtthätigkeit auffordert. Dieſes Ich höherer Art verhält ſich zum Menſchen, wie der Menſch zur Natur, oder der Weiſe zum Kinde. Der Menſch ſehnt ſich, ihm gleich zu werden, wie er das Nicht-Ich ſich gleich zu machen ſucht. — Darthun läßt ſich dieſes Faktum nicht, jeder muß es ſelbſt erfahren. Es iſt ein Faktum höherer Art, das nur der höhere Menſch antreffen wird; die Menſchen aber ſollen ſtreben, es in ſich zu veranlaſſen. — Philoſophiren iſt eine Selbſtbeſprechung obiger Art, eine eigentliche Selbſtoffenbarung, Erregung des wirklichen Ich durch das idealiſche Ich. Philoſophiren iſt der Grund aller andern Offenbarungen; der Entſchluß zu philoſophiren iſt eine Aufforderung an das wirkliche Ich, daß es ſich beſinnen, erwachen und Geiſt ſeyn ſolle. Ohne Philoſophie keine ächte Moralität, und ohne Moralität keine Philoſophie. —

Jede Aufmerkſamkeit auf Ein Objekt, oder (welches eins iſt) jede beſtimmte Richtung, bringt ein reales Verhältniß hervor, denn mit dieſer Unterſcheidung empfinden wir zugleich die nun zu präponderiren anfangende Anziehungskraft jenes Objekts, oder die individuelle Strebekraft, welche, indem wir uns ihr überlaſſen, und ihre Empfindung nicht wieder verlieren, ſon-

dern ſie feſt im Auge behalten, uns glücklich zu dem erſehnten Ziel unſers Verlangens bringt. — Aechtes Geſammt-Philoſophiren iſt alſo ein gemeinſchaftlicher Zug nach einer geliebten Welt, bei welchem man ſich wechſelsweiſe im vorderſten Poſten ablöſet, auf dem die meiſte Anſtrengung gegen das antagoniſtiſche Element, worin man fliegt, vonnöthen iſt. Man folgt der Sonne, und reißt ſich von der Stelle los, die nach Geſetzen der Umſchwingung unſers Weltkörpers auf eine Zeitlang in kalte Nacht und Nebel gehüllt wird (Sterben iſt ein ächt philoſophiſcher Akt). —

In jedem Syſtem, Gedanken-Individuo, das nun ein Aggregat oder Product u. ſ. w. ſeyn kann, iſt Eine Idee, Eine Bemerkung, oder ſind mehrere vorzüglich gediehen und haben die andern erſtickt, oder ſind allein übrig geblieben. Im geiſtigen Natur-Syſtem muß man ſie überall zuſammen ſuchen, jedem ſeinen eigenthümlichen Boden, ſein Klima, ſeine beſte Pflege, ſeine eigenthümliche Nachbarſchaft geben, um ein Ideen-Paradies zu bilden: dies iſt das ächte Syſtem. Das Paradies war das Ideal des Erdbodens, und die Frage, wo es liegt, iſt nicht unbedeutend. — Es iſt gleichſam über die ganze Erde verſtreut, und daher ſo unkenntlich geworden. Seine zerſtreuten Züge ſollen vereinigt, ſein Skelett ſoll ausgefüllt werden, dies iſt die Regeneration des Paradieſes.

Zur Welt ſuchen wir den Entwurf: dieſer Ent-

wurf sind wir selbst. Was sind Wir? Personificirte, allmächtige Punkte. Die Ausführung, als Bild des Entwurfs, muß ihm aber auch in der Freithätigkeit und Selbstbeziehung gleich seyn, und umgekehrt. Das Leben oder das Wesen des Geistes besteht also in Zeugung, Gebärung und Erziehung seines Gleichen. Nur in sofern der Mensch also mit sich selbst eine glückliche Ehe führt, und eine schöne Familie ausmacht, ist er überhaupt ehe- und familienfähig. —

Man muß sich nie gestehen, daß man sich selbst liebt. Das Geheimniß dieses Geständnisses ist das Lebens-Prinzip der allein wahren und ewigen Liebe. Der erste Kuß in diesem Verständnisse ist das Prinzip der Philosophie, der Ursprung einer neuen Welt, der Anfang der absoluten Zeitrechnung, die Vollziehung eines unendlich wachsenden Selbstbundes. Wem gefiele nicht eine Philosophie, deren Keim ein erster Kuß ist? Liebe popularisirt die Personalität, sie macht Individualitäten mittheilbar und verständlich.

Alles, was dem sich bildenden Menschen noch schwer dünkt, das sollte er gerade mit seinen Kräften versuchen, um es mit großer Leichtigkeit und Geschicklichkeit heben und bewegen zu können; dadurch gewinnt er es lieb, denn man hat lieb, was man mit Mühe gewinnt. —

Der Idealismus ist nichts als ächter Empirismus. —

Die höhere Philoſophie behandelt die Ehe von Natur und Geiſt. —

Die Philoſophie kann kein Brod backen, aber ſie kann uns Gott, Freiheit und Unſterblichkeit verſchaffen. Welche iſt nun praktiſcher: Philoſophie oder Oekonomie? (Verſchaffen iſt machen; machen drückt nichts anders aus.) —

Wir wiſſen etwas nur, in ſofern wir es ausdrükken, d. i. machen können. Je fertiger und mannigfaltiger wir etwas producíren, ausführen können, deſto beſſer wiſſen wir es. Wir wiſſen es vollkommen, wenn wir es überall und auf alle Art mittheilen, erregen können, einen individuellen Ausdruck deſſelben in jedem Organ bewirken können. —

Die Bezeichnung durch Töne und Striche iſt eine bewundernswürdige Abſtraction. Vier Buchſtaben bezeichnen mir Gott; einige Striche eine Million Dinge. Wie leicht wird hier die Handhabung des Univerſums, wie anſchaulich die Concentricität der Geiſterwelt! Die Sprachlehre iſt die Dynamik des Geiſterreichs. Ein Kommandowort bewegt Armeen; das Wort Freiheit Nationen. —

Unſer ſämmtliches Wahrnehmungsvermögen gleicht dem Auge. Die Objekte müſſen durch entgegengeſetzte Media durch, um richtig auf der Pupille zu erſcheinen.

In jeder Berührung entſteht eine Subſtanz, deren Wirkung ſo lange, als die Berührung dauert. Dies

iſt der Grund aller ſynthetiſchen Modificationen des Individuums. Es giebt aber einſeitige und wechſelſeitige Berührungen. Jene begründen dieſe. —

Wir ſtehen in Verhältniſſen mit allen Theilen des Univerſums, ſo wie mit Zukunft und Vorzeit. Es hängt nur von der Richtung und Dauer unſrer Aufmerkſamkeit ab, welches Verhältniß wir vorzüglich ausbilden wollen, welches für uns vorzüglich wichtig und wirkſam werden ſoll. Eine ächte Methodik dieſes Verfahrens dürfte nichts weniger, als jene längſt gewünſchte Erfindungskunſt ſeyn; es dürfte wohl mehr noch als dieſe ſeyn. Der Menſch verfährt ſtündlich nach ihren Geſetzen, und die Möglichkeit dieſelbe durch genialiſche Selbſtbeobachtung zu finden, iſt unzweifelhaft. —

Werkzeuge armiren den Menſchen. Man kann wohl ſagen, der Menſch verſteht eine Welt hervorzubringen, es mangelt ihm nur am gehörigen Apparat, an der verhältnißmäßigen Armatur ſeiner Sinneswerkzeuge. Der Anfang iſt da. So liegt das Prinzip eines Kriegsſchiffes in der Idee des Schiffbaumeiſters, der durch Menſchenhaufen und gehörige Werkzeuge und Materialien dieſen Gedanken zu verkörpern vermag, indem er durch alles dieſes ſich gleichſam zu einer ungeheuern Maſchine macht. So erfordert die Idee eines Augenblicks oft ungeheure Organe, ungeheure Maſſen von Materien, und der Menſch iſt alſo, wo nicht actu, doch potentia Schöpfer. —

Wie kann ein Menſch Sinn für etwas haben, wenn er nicht den Keim davon in ſich trägt? Was ich verſtehen ſoll, muß ſich in mir organiſch entwickeln; und was ich zu lernen ſcheine, iſt nur Nahrung, Incitament des Organismus. —

Eine Definition iſt ein realer oder generirender Name. Ein gewöhnlicher Name iſt nur eine Nota. — Schemhamphorasch, Name des Namens. Die reale Definition iſt ein Zauberwort. Jede Idee hat eine Skale von Namen; der oberſte iſt abſolut und unnennbar; die Namen werden nach der Mitte zu gemeiner, und gehen endlich in antithetiſche über, von denen der höchſte wieder namenlos iſt. —

In ſich zurückgehen bedeutet bei uns, von der Außenwelt abſtrahiren. Bei den Geiſtern heißt analogiſch das irdiſche Leben eine innere Betrachtung, ein in ſich Hineingehen, ein immanentes Wirken. So entſpringt das irdiſche Leben aus einer urſprünglichen Reflexion, einem primitiven Hineingehen, Sammeln in ſich ſelbſt, das ſo frei iſt, als unſre Reflexion. Umgekehrt entſpringt das geiſtige Leben in dieſer Welt aus einem Durchbrechen jener primitiven Reflexion. Der Geiſt entfaltet ſich wiederum, geht aus ſich ſelbſt wieder heraus, hebt zum Theil jene Reflexion wieder auf, und in dieſem Moment ſagt er zum erſtenmal Ich. Man ſieht hier, wie relativ das Herausgehen und Hineingehen iſt. Was wir Hineingehen nennen, iſt eigentlich

Herausgehen, eine Wiederannahme der anfänglichen Gestalt. —

Jede Hineinsteigung, der Blick ins Innere, ist zugleich Aufsteigung, Himmelfahrt, ein Blick nach dem wahrhaft Aeußern. —

Ganz begreifen werden wir uns nie, aber wir werden und können uns weit mehr als begreifen. —

Wir sind auf einer Mission: zur Bildung der Erde sind wir berufen. —

Wenn uns ein Geist erschiene, so würden wir uns sogleich unsrer eignen Geistigkeit bemächtigen; wir würden inspirirt seyn durch uns und den Geist zugleich. Ohne Inspiration keine Geistererscheinung. Inspiration ist Erscheinung und Gegenerscheinung, Zueignung und Mittheilung zugleich. —

Der Mensch lebt, wirkt nur in der Idee fort, durch die Erinnerung an sein Daseyn. Vor der Hand giebts kein anderes Mittel der Geisterwirkungen auf dieser Welt. Daher ist es Pflicht, an die Verstorbenen zu denken. Es ist der einzige Weg, um in Gemeinschaft mit ihnen zu bleiben. Gott selbst ist auf keine andere Weise bei uns wirksam, als durch den Glauben. —

Eine allzugroße Dienstfertigkeit der Organe würde dem irdischen Daseyn gefährlich werden. Der Geist in seinem jetzigen Zustande würde eine zerstörende Anwendung davon machen. Eine gewisse Schwere des Or-

gans hindert ihn an allzuwillkührlicher Thätigkeit, und reizt ihn zu einer regelmäßigen Mitwirkung, wie sie sich für die irdische Welt schickt. Es ist unvollkommener Zustand desselben, daß ihn diese Mitwirkung so ausschließlich an diese Welt bindet. Daher ist sie ihrem Prinzip nach terminirt. —

Sinn ist ein Werkzeug, ein Mittel. Ein absoluter Sinn wäre Mittel und Zweck zugleich. So ist jedes Ding das Mittel selbst, es kennen zu lernen, es zu erfahren, oder auf dasselbe zu wirken. Um also eine Sache vollständig zu empfinden und kennen zu lernen, müßte ich sie zu meinem Sinne und Gegenstande zugleich machen, ich müßte sie beleben, sie zum absoluten Sinne machen. — Wenn ich dies aber nicht vollständig könnte oder wollte, so müßte ich mir einen Theil derselben, und zwar einen individuellen, ihr ganz eigenthümlichen Theil, ein Glied, zum Sinne machen. Was entstände hier? Ich bekäme eine zugleich mittelbare und unmittelbare, repräsentative und nicht repräsentative, vollkommene und unvollkommene, eigene und nicht eigene, kurz antithetisch-synthetische Erkenntniß und Erfahrung von dem Dinge. Das Glied oder der Sinn würde zugleich Glied oder Nicht-Glied seyn, weil ich es durch meine Belebung auf gewisse Weise vom Ganzen abgesondert hätte. Nenne ich dieses Welt, so würde ich ein integrantes Glied der Welt in mir, und das Uebrige außer mir haben. Ich würde mir in

theoretiſcher Hinſicht, in Rückſicht dieſes Sinns, als abhängig, und unter dem Einfluſſe der Welt erſcheinen. Ich würde mich ferner, in Betreff dieſes Sinns, zu einer Mitwirkung als Mitglied genöthigt ſehen; denn ſonſt würde ich meine Abſicht bei der Belebung nur unvollſtändig erreichen. Ich würde meinen Sinn oder Körper theils durch ſich ſelbſt, theils durch die Idee des Ganzen, durch ſeinen Geiſt, die Weltſeele, beſtimmt finden, und zwar beides als unzertrennlich vereinigt, ſo daß man genau weder das eine noch das andere ausſchließend ſagen könnte. Mein Körper würde mir nicht ſpecifiſch vom Ganzen verſchieden, ſondern nur als eine Variation deſſelben vorkommen. Meine Erkenntniß des Ganzen würde alſo den Charakter der Analogie haben, dieſe würde ſich aber auf das innigſte und unmittelbarſte auf die directe und abſolute Erkenntniß des Gliedes beziehn. Beide zuſammen machten eine antithetiſch-ſynthetiſche Erkenntniß aus. Sie wäre unmittelbar, und mittelſt des Unmittelbaren mittelbar, real und ſymboliſch zugleich. Alle Analogie iſt ſymboliſch. — Ich finde meinen Körper durch ſich und die Weltſeele zugleich beſtimmt und wirkſam. Mein Körper iſt ein kleines Ganzes, und hat alſo auch eine beſondere Seele; denn ich nenne Seele, wodurch Alles zu Einem Ganzen wird, das individuelle Prinzip. — — Was die Belebung des beſondern Gliedes betrifft, ſo finde ich mich in dieſer Hinſicht bloß durch mich ſelbſt, und zwar mittelbar

durch die allgemeine Belebung beſtimmt. Die Belebung ſelbſt aber betreffend, ſo iſt ſie nichts anders, als eine Zueignung, eine Identification. Ich kann etwas nur erfahren, in ſofern ich es in mir aufnehme; es iſt alſo eine Alienation meiner ſelbſt, und eine Zueignung oder Verwandlung einer andern Subſtanz in die meinige zugleich; das neue Product iſt von den beiden Factoren verſchieden, es iſt aus beiden gemiſcht. Ich vernehme nun jede Veränderung der zugeeigneten Subſtanz als die meinige und eine fremde zugleich; als die meinige, in ſofern ich ſie überhaupt vernehme; als eine fremde, in wie fern ich ſie ſo oder ſo beſtimmt vernehme. Jeder Action in jenem entſpricht eine gleichzeitige Action in mir, die Action des Vernehmens. Jeder Beſchaffenheit dort entſpricht eine vernehmende Erkenntniß-Beſchaffenheit in mir. Ich unterſcheide ſo viel Erkenntniß-Kräfte in mir, als es wirkende Kräfte dort giebt. Hier entſtehen eben die ſonderbaren Widerſprüche in uns, über uns ſelbſt. Wir würden ohne dieſe Beſeelung keine ſolche Unterſcheidungen in uns machen. So entſtehen nur dieſe Kräfte in uns mittelſt dieſer Beſeelung. — Ich ſelbſt weiß mich, wie ich mich will, und will mich, wie ich mich weiß, weil ich meinen Willen will, weil ich abſolut will. In mir iſt alſo Wiſſen und Willen vollkommen vereinigt. — Indem ich meinen Willen, meine That, beſonders noch vernehmen will, merke ich, daß ich auch einen Willen

haben, etwas thun kann, ohne daß ich darum weiß; ferner, daß ich etwas wissen kann und weiß, ohne daß ich es gewollt habe. —

Das willkührlichste Vorurtheil ist, daß dem Menschen das Vermögen außer sich zu seyn, mit Bewußtseyn jenseits der Sinne zu seyn, versagt sey. Der Mensch vermag in jedem Augenblicke ein übersinnliches Wesen zu seyn. Ohne dies wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Thier. Freilich ist die Besonnenheit, Sichselbstfindung, in diesem Zustande sehr schwer, da er so unaufhörlich, so nothwendig mit dem Wechsel unsrer übrigen Zustände verbunden ist. Je mehr wir uns aber dieses Zustandes bewußt zu seyn vermögen, desto lebendiger, mächtiger, genügender ist die Ueberzeugung, die daraus entsteht; der Glaube an ächte Offenbarungen des Geistes. Es ist kein Schauen, Hören, Fühlen; es ist aus allen dreien zusammengesetzt, mehr als alles Dreies; eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht meines wahrhaftesten, eigensten Lebens. Die Gedanken verwandeln sich in Gesetze, die Wünsche in Erfüllungen. Für den Schwachen ist das Factum dieses Moments ein Glaubensartikel. Auffallend wird die Erscheinung besonders beim Anblick mancher menschlichen Gestalten und Gesichter, vorzüglich bei der Erblickung mancher Augen, mancher Mienen, mancher Bewegungen, beim Hören gewisser Worte, beim Lesen gewisser Stellen, bei gewissen Hinsichten auf Leben,

Welt und Schickſal. Sehr viele Zufälle, manche Naturereigniſſe, beſonders Jahres- und Tageszeiten, liefern uns ſolche Erfahrungen. Gewiſſe Stimmungen ſind vorzüglich ſolchen Offenbarungen günſtig. Die meiſten ſind augenblicklich, wenige verweilend, die wenigſten bleibend. Hier iſt viel Unterſchied zwiſchen den Menſchen. Einer hat mehr Offenbarungsfähigkeit als der andere. Einer hat mehr Sinn, der andere mehr Verſtand für dieſelbe. Der letzte wird immer in ihrem ſanften Lichte bleiben, wenn der erſte nur abwechſelnde Erleuchtungen, aber hellere und mannigfaltigere hat. Dieſes Vermögen iſt ebenfalls empfänglich für Krankheit, die entweder Ueberfluß am Sinn und Mangel an Verſtand, oder Ueberfluß an Verſtand und Mangel an Sinn bezeichnet. —

Je mehr ſich unſre Sinne verfeinern, deſto fähiger werden ſie zur Unterſcheidung der Individuen. Der höchſte Sinn wäre die höchſte Empfänglichkeit für eigenthümliche Natur. Ihm entſpräche das Talent der Fixirung des Individuums, deſſen Fertigkeit und Energie relativ iſt. Wenn der Wille ſich in Beziehung auf dieſen Sinn äußert, ſo entſtehen die Leidenſchaften für oder gegen Individualitäten: Liebe und Haß. Die Meiſterſchaft im Spiel ſeiner eignen Rolle verdankt man der Richtung dieſes Sinns auf ſich ſelbſt bei herrſchender Vernunft. —

Kunſt unſern Willen total zu realiſiren. Wir müſ-

ſen den Körper wie die Seele in unſre Gewalt bekommen. Der Körper iſt das Werkzeug zur Bildung und Modification der Welt; wir müſſen alſo unſern Körper zum allfähigen Organ auszubilden ſuchen. Modification unſers Werkzeugs iſt Modification der Welt. —

Sonderbar, daß das Innre der Menſchen nur ſo dürftig betrachtet und ſo geiſtlos behandelt worden iſt. Die ſogenannte Pſychologie gehört auch zu den Larven, welche die Stellen im Heiligthum eingenommen haben, wo ächte Götterbilder ſtehen ſollten. Wie wenig hat man noch die Phyſik für das Gemüth, und das Gemüth für die Außenwelt benutzt. Verſtand, Phantaſie, Vernunft, dies ſind die dürftigen Fachwerke des Univerſums in uns. Von ihren wunderbaren Vermiſchungen, Geſtaltungen, Uebergängen kein Wort. Keinem fiel es ein, noch neue ungenannte Kräfte aufzuſuchen, und ihren geſelligen Verhältniſſen nachzuſpüren. Wer weiß, welche wunderbare Vereinigungen, welche wunderbare Generationen uns noch im Innern bevorſtehn. —

Wir haben zwei Syſteme von Sinnen, die, ſo verſchieden ſie auch erſcheinen, doch auf das innigſte mit einander verwebt ſind. Ein Syſtem heißt der Körper, Eins die Seele. Jenes ſteht in der Abhängigkeit von äußern Reizen, deren Inbegriff wir die Natur, oder die äußere Welt nennen. Dieſes ſteht urſprünglich in der Abhängigkeit eines Inbegriffs innerer Reize, den wir den Geiſt nennen, oder die Geiſterwelt. Gewöhn-

lich ſteht dieſes letztere Syſtem in einem Aſſociations-Nexus mit dem andern Syſtem, und wird von dieſem afficirt. Dennoch ſind häufige Spuren eines umgekehrten Verhältniſſes anzutreffen, und man bemerkt bald, daß beide Syſteme eigentlich in einem vollkommenen Wechſelverhältniß ſtehen ſollten, in welchem jedes von ſeiner Welt afficirt, einen Einklang, keinen Einton bildete. Kurz, beide Welten, ſo wie beide Syſteme ſollen eine freie Harmonie, keine Disharmonie oder Monotonie bilden. Der Uebergang von Monotonie zur Harmonie, wird freilich durch Disharmonie gehen, und nur am Ende wird eine Harmonie entſtehen. In der Periode der Magie dient der Körper der Seele, oder der Geiſterwelt. —

Iſt unſer Körper ſelbſt nichts, als eine gemeinſchaftliche Centralwirkung unſrer Sinne, haben wir Herrſchaft über die Sinne, vermögen wir ſie beliebig in Thätigkeit zu verſetzen, ſie gemeinſchaftlich zu centriren, ſo hängt es ja nur von uns ab, uns einen Körper zu geben, welchen wir wollen. Ja, ſind unſre Sinne nichts anders, als Modificationen des Denkorgans, des abſoluten Elements, ſo werden wir mit der Herrſchaft über dieſes Element auch unſre Sinne nach Gefallen modifiziren und dirigiren können. — Der Maler hat ſo einigermaßen ſchon das Auge, der Muſiker das Ohr, der Poet die Einbildungskraft, das Sprachorgan und die Empfindungen (oder vielmehr ſchon meh-

rere Organe zugleich, deren Wirkungen er vereinigt auf das Sprachorgan hinlenkt), der Philoſoph das abſolute Organ in ſeiner Gewalt, und wirkt durch ſie beliebig, ſtellt durch ſie Geiſterwelten dar. Genie iſt nichts, als Geiſt in dieſem thätigen Gebrauch der Organe. Bisher haben wir nur einzeln Genie gehabt, der Geiſt ſoll aber total Genie werden. —

Auf dieſelbe Art, wie wir die Bewegungen des Denkorgans zur Sprache bringen, wie wir ſie in Geberden äußern, in Handlungen ausprägen, wie wir uns überhaupt willkührlich bewegen und aufhalten, unſre Bewegungen vereinigen und vereinzeln, auf eben dieſelbe Art müſſen wir auch die innern Organe unſers Körpers hemmen, vereinigen und vereinzeln lernen. Unſer ganzer Körper iſt ſchlechterdings fähig, vom Geiſt in beliebige Bewegung geſetzt zu werden. Die Wirkungen der Furcht, des Schreckens, der Traurigkeit, des Neides, des Zorns, der Schaam, der Freude, der Phantaſie u. ſ. w. ſind Indicationen genug. Ueberdem hat man genugſam Beiſpiele von Menſchen, die eine willkührliche Herrſchaft über einzelne, gewöhnlich der Willkühr entzogene Theile ihres Körpers erlangt haben. Dann wird jeder ſein eigner Arzt ſeyn, und ſich ein vollſtändiges, ſicheres und genaues Gefühl ſeines Körpers erwerben können, dann wird der Menſch erſt wahrhaft unabhängig von der Natur, vielleicht ſogar im Stande ſeyn, verlorne Glieder zu reſtauriren, ſich

bloß durch ſeinen Willen zu tödten, und dadurch erſt wahre Aufſchlüſſe über Körper, Seele, Welt, Leben, Tod und Geiſterwelt erlangen. Es wird vielleicht dann nur von ihm abhängen, einen Stoff zu beſeelen; er wird ſeine Sinne zwingen, ihm die Geſtalt zu produciren, die er verlangt, und im eigentlichſten Sinne in ſeiner Welt leben können. Dann wird er vermögend ſeyn, ſich von ſeinem Körper zu trennen, wenn er es für gut findet; er wird ſehen, hören und fühlen, was, wie und in welcher Verbindung er will. —

Die Herrnhuter annihiliren ihre Vernunft, die Empfindſamen ihren Verſtand, die Leute von Verſtand ihr Herz. Kein Akt iſt gewöhnlicher in uns, als der Annihiliſationsakt. Eben ſo gewöhnlich iſt der Poſitionsakt. Wir ſetzen und nehmen etwas willkührlich ſo an, weil wir es wollen. Nicht aus bewußtem Eigenſinn, denn hier wird wirklich mit Hinſicht auf unſern Willen etwas feſtgeſetzt, ſondern aus inſtinktartigem Eigenſinn, der ebenfalls in der Trägheit ſeinen Grund hat. Es iſt ein äußerſt bequemes Verfahren, ſich aller Mühe des Forſchens zu überheben, und allem innern und äußern Streit und Zwieſpalt ein Ende zu machen. Es iſt eine Art von Zauberei, durch die wir die Welt umher nach unſrer Bequemlichkeit und Laune beſtellen. —

Glaube iſt ſchon eine Willkühr, Empfindungen in uns hervorzubringen; wir können und ſollen dieſes Vermögen, dieſe Fertigkeit noch unendlich vermehren und

ausbilden. — Wenn wir blind, taub und fühllos wären, unſre Seele hingegen vollkommen offen, ſo wäre unſer Geiſt, was uns jetzt die äußere Welt iſt, und die innere Welt würde mit uns in eben dem Verhältniſſe ſtehen, in welchem wir uns jetzt mit der äußern befinden, und wer weiß, ob wir einen Unterſchied gewahr würden, wenn wir beide Zuſtände vergleichen könnten. Wir würden manches fühlen, wofür uns nur der Sinn fehlte, z. B. Licht, Schall u. ſ. w. Wir würden nur Veränderungen hervorbringen können, die Gedanken ähnlich wären, und wir würden ein Beſtreben fühlen, uns jene Sinne zu verſchaffen, die wir jetzt äußere Sinne nennen. Vielleicht, daß wir nach und nach, durch mannigfache Beſtrebungen, Augen, Ohren u. ſ. w. hervorbringen könnten, weil dann unſer Körper ſo in unſrer Gewalt ſtände, ſo einen Theil unſrer inneren Welt ausmachte, wie jetzt unſre Seele. Unſer Körper dürfte ebenfalls nicht ſo abſolut ſinnlos ſeyn, ſo wenig wie unſre Seele. Wer weiß, ob er nicht in ſofern nur ſinnlos erſchiene, weil er einen Theil unſer ſelbſt ausmachte, und die innere Selbſtſcheidung, wodurch der Körper erſt ſehend, hörend und fühlend für unſer Bewußtſeyn würde (unbeſchadet des Fortgangs und der Einwirkung der übrigen Welt: jene Operation, wodurch wir uns auf mannigfaltige Art ſelbſt vernähmen), ſehr ſchwierig würde. Hier würde auch ein abſolut praktiſches und empiriſches Ich entſtehen. —

Durch Glauben armirt, verſtärkt man ſeine Kraft, ſeine Reizbarkeit. Sollte Reizbarkeit nichts als fortdauernde Action, geſpannte, permanente, ſich ſelbſt erhaltende Kraft ſeyn? Das Phönomen der Reizbarkeit iſt Krampf. Alle Kraftäußerung iſt vorüberſchwindend. Bleibende Kraft iſt Stoff. Alle Kraft erſcheint nur im Uebergehen. —

Wir ſollen nicht bloß Menſchen, wir ſollen auch mehr als Menſchen ſeyn. Menſch iſt überhaupt ſo viel als Univerſum. Es iſt nichts Beſtimmtes. Es kann und ſoll etwas Beſtimmtes und Unbeſtimmtes zugleich ſeyn. —

Alles, was der Menſch macht, iſt ein Menſch; oder (was das nämliche iſt) ein Beſtandtheil des Menſchen, ein menſchliches Weſen. —

Wir ſind dem Aufwachen nah, wenn wir träumen, daß wir träumen. —

Unſer Leben iſt kein Traum, aber es ſoll und wird vielleicht einer werden. —

Der Traum belehrt uns auf eine merkwürdige Weiſe von der Leichtigkeit unſrer Seele, in jedes Object einzudringen, ſich in jedes ſogleich zu verwandeln. —

Der Buſen iſt die in Geheimnißſtand erhobene Bruſt — die moraliſirte Bruſt. Ein geſtorbener Menſch iſt ein in abſoluten Geheimnißſtand erhobener Menſch. —

Das Aeußere iſt ein in Geheimnißzuſtand erhobenes Innere. Vielleicht auch umgekehrt. —

Es iſt gewiß, daß eine Meinung ſehr viel gewinnt, ſobald ich weiß, daß irgend jemand davon überzeugt iſt, ſie wahrhaft annimmt. Freilich muß es auf eine Art ſeyn, deren Urſache nicht gleich in die Augen fällt. Die Autorität hat Gewicht, denn ſie macht eine Meinung myſtiſch, reizend. Geheimniſſe ſind Armaturen, Condenſatoren des Divinations-, des Erkenntniß-Vermögens.

Eine wahrhafte Liebe zu einer lebloſen Sache iſt wohl gedenkbar, auch zu Pflanzen, Thieren, der Natur, ja zu ſich ſelbſt. Wenn der Menſch erſt ein wahrhaftes innerliches Du hat, ſo entſteht ein höchſt geiſtiger und ſinnlicher Umgang, und die höchſte Leidenſchaft iſt möglich. Genie iſt vielleicht nichts als Reſultat eines ſolchen innerlichen Pluralis. Die Geheimniſſe dieſes Umgangs ſind noch ſehr unbeleuchtet. —

Wünſche und Begehren ſind Flügel. Es giebt Wünſche und Begehrungen, die ſo wenig dem Zuſtande unſers irdiſchen Lebens angemeſſen ſind, daß wir ſicher auf einen Zuſtand ſchließen können, wo ſie zu mächtigen Schwingen werden, auf ein Element, das ſie heben wird, und auf Inſeln, wo ſie ſich niederlaſſen können. —

Sollte es nicht ein Vermögen in uns geben, das dieſelbe Rolle hier ſpielte, wie die Veſte außer uns, der Aether, jene unſichtbare ſichtbare Materie, der Stein der Weiſen, der überall und nirgend, alles und nichts iſt? Inſtinct oder Genie heißen wir ſie, ſie iſt überall

vorher; sie ist die Fülle der Zukunft, die Zeitenfülle überhaupt, das in der Zeit, was der Stein der Weisen im Raum ist: Vernunft, Phantasie, Verstand und Sinn sind nur ihre einzelnen Functionen. —

Genie ist gleichsam Seele der Seele, ein Verhältniß zwischen Seele und Geist. Man kann das Substrat oder Schema des Genies füglich Idol nennen; das Idol ist ein Analogon des Menschen. —

Mit Instinct hat der Mensch angefangen, mit Instinct soll der Mensch endigen. Instinct ist das Genie im Paradiese, vor der Periode der Selbstabsonderung (Selbsterkenntniß). Der Mensch soll sich selbzweien, und nicht allein das, sondern auch selbdreien, u. s. w. —

Was ist die Natur? Ein encyklopädischer, systematischer Index, oder Plan unsers Geistes. Warum wollen wir uns mit dem bloßen Verzeichniß unsrer Schätze begnügen? Laßt sie uns selbst betrachten, und sie mannigfaltig bearbeiten und benutzen. Das Fatum, das uns drückt, ist die Trägheit unsers Geistes. Durch Erweiterung und Bildung unsrer Thätigkeit werden wir uns selbst in das Fatum verwandeln. Alles scheint auf uns hereinzuströmen, weil wir nicht hinausströmen. Wir sind negativ, weil wir wollen; je positiver wir werden, desto negativer wird die Welt um uns her, bis am Ende keine Negation mehr seyn wird, sondern wir Alles in Allem sind. — Gott will Götter. —

Die Geisterwelt ist uns in der That schon aufge-

ſchloſſen, ſie iſt immer offenbar. Würden wir plötzlich ſo elaſtiſch, als es nöthig wäre, ſo ſähen wir uns mitten in ihr. Unſer jetziger mangelhafter Zuſtand macht immer eine Heilmethode nöthig, ſie beſtand ehemals in Faſten und moraliſchen Reinigungen, jetzt wäre vielleicht die ſtärkende Methode nöthig. —

Alles, was wir erfahren, iſt eine Mittheilung: ſo iſt die Welt in der That eine Mittheilung, Offenbarung des Geiſtes. Die Zeit iſt nicht mehr, wo der Geiſt Gottes verſtändlich war, der Sinn der Welt iſt verloren gegangen, wir ſind beim Buchſtaben ſtehen geblieben, und haben das Erſcheinende über der Erſcheinung vergeſſen. — Ehemals war alles Geiſterſcheinung, jetzt ſehen wir nichts als todte Wiederholung, die wir nicht verſtehen. Die Bedeutung der Hieroglyphe fehlt. Wir leben noch von der Frucht beſſerer Zeiten. —

Eine ächt ſynthetiſche Perſon iſt eine Perſon, die mehrere Perſonen zugleich iſt, ein Genius. Jede Perſon iſt der Keim zu einem unendlichen Genius. Sie vermag, in mehrere Perſonen getheilt, doch auch Eine zu ſeyn. Die ächte Analyſe der Perſon als ſolche, bringt Perſonen hervor; die Perſon kann nur in Perſonen ſich vereinzeln, ſich zertheilen und zerſetzen. Eine Perſon iſt eine Harmonie, keine Miſchung, keine Bewegung, keine Subſtanz, wie die Seele. Geiſt und Perſon ſind Eins (Kraft und Urſache).

Wenn ihr die Gedanken nicht mittelbar (und zu-

fällig) vernehmbar machen könnt, so macht doch umgekehrt die äußern Dinge unmittelbar (und willkührlich) vernehmbar, welches eben so viel ist, als: wenn ihr die Gedanken nicht zu äußern Dingen machen könnt, so macht die äußern Dinge zu Gedanken. Könnt ihr einen Gedanken nicht zur selbstständigen, sich von euch absondernden, und nun euch fremd, d. h. äußerlich vorkommenden Seele machen, so verfahrt umgekehrt mit den äußerlichen Dingen, und verwandelt sie in Gedanken. Beide Operationen sind idealistisch, wer sie beide vollkommen in seiner Gewalt hat, ist der magische Idealist. Sollte nicht die Vollkommenheit jeder von diesen beiden Operationen von der andern abhängig seyn? —

Alle Ueberzeugung ist unabhängig von der Naturwahrheit; sie bezieht sich auf die magische, oder die Wunderwahrheit. Von der Naturwahrheit kann man nur überzeugt werden, in sofern sie Wunderwahrheit wird. Aller Beweis fußt auf Ueberzeugung, und ist mithin nur ein Nothbehelf im Zustande des Mangels an durchgängiger Wunderwahrheit. Alle Naturwahrheiten beruhen demnach ebenfalls auf Wunderwahrheiten. —

Das Beste am Brownschen System ist die große Zuversicht, mit der Brown sein System als allgemein geltend hinstellt: es muß, es soll so seyn, Erfahrung und Natur mögen sagen, was sie wollen. Darin liegt denn doch das Wesentliche jedes Systems, seine wirklich geltende Kraft; das Brownische System wird da-

durch zum ächten Stein der Weisen für die Brownianer; dagegen läßt sich mit Grunde nichts mehr erinnern. Je größer der Magus, desto willkührlicher sein Verfahren, sein Spruch, seine Mittel. Jeder thut nach seiner eignen Art Wunder. —

Wer mit dem Meißel malen, musiciren u. s. w., kurz zaubern könnte, bedürfte des Meißels nicht; der Meißel wäre ein Ueberfluß.

Alle Bezauberung geschieht durch partielle Identification mit dem Bezauberten, den ich so zwingen kann, eine Sache so zu sehen, zu glauben, zu fühlen, wie ich will.

Der Zauberer ist Poet. Der Prophet verhält sich zum Zauberer, wie der Mann von Geschmack zum Dichter. —

Vielleicht kann man mittelst eines dem Schachspiel ähnlichen Spiels Gedankenconstructionen zu Stande bringen. Das ehemalige logische Disputirspiel glich ganz einem Brettspiel. —

Die Magie ist von Philosophie u. s. w. ganz verschieden, und bildet eine Welt, ein Wissenschaft, eine Kunst für sich.

Alle Erfahrung ist Magie, und nur magisch erklärbar. Der Empirismus endigt mit einer einzigen Idee, wie der Rationalismus mit einer einzigen Erfahrung anfängt. —

Der thätige Gebrauch der Organe ist nichts als

magiſches, wunderthätiges Denken, oder willkührlicher Gebrauch der Körperwelt; denn Wille iſt nichts als magiſches kräftiges Denkvermögen. —

Vielleicht iſt Denken eine zu ſchnelle, zu ungeheure Kraft, um wirkſam zu ſeyn; oder die Dinge ſind zu gute Leiter der Denkkraft. —

Der phyſiſche Magus weiß die Natur zu beleben, und willkührlich wie ſeinen Leib zu behandeln. —

Wer rechten Sinn für den Zufall hat, der kann alles Zufällige zur Beſtimmung eines unbekannten Zufalls benutzen; er kann das Schickſal mit gleichem Glück in den Stellungen der Geſtirne, als in Sandkörnern, Vogelflug und Figuren ſuchen. —

Sollte ein König, der zugleich moraliſches Genie iſt, nicht von ſelbſt unſterblich ſeyn? — Allmählige Vermehrung des innern Reizes iſt die Hauptſorge des Künſtlers der Unſterblichkeit. Mit welchem Recht kann man hier nicht ſagen, auch darin haben die Dichter auf eine ſonderbare Weiſe wahrgeſagt, daß die Muſen allein Unſterblichkeit geben. Dadurch tritt der Stand eines Gelehrten in eine höhere Region. —

Gefährliche Gedanken. Nähern ſich etwa manche Gedanken der magiſchen Gränze? Werden manche ipso facto wahr? —

Der größte Zauberer würde der ſeyn, der ſich zugleich ſo bezaubern könnte, daß ihm ſeine Zaubereien

wie fremde, selbstmächtige Erscheinungen vorkämen. Könnte dies mit uns nicht wirklich der Fall seyn? —

Auch der Zufall ist nicht unergründlich, er hat seine Regelmäßigkeit. —

Die allgemeinen Ausdrücke der scholastischen Philosophie haben sehr viel Aehnlichkeit mit den Zahlen, daher ihr mystischer Gebrauch, ihre Personification, ihr musikalischer Genuß, ihre unendlichfache Combination. — Alles aus Nichts erschaffene Reale (wie z. B. die Zahlen und abstracten Ausdrücke) hat eine wunderbare Verwandtschaft mit Dingen einer andern Welt, mit unendlichen Reihen sonderbarer Combinationen und Verhältnisse, gleichsam mit einer poetischen, mathematischen und abstracten Welt an sich. —

Die Scholastiker verwandelten alle Dinge in Abstracta. Schade, daß sie nicht zugleich in Beziehung auf diese Operation die entgegengesetzte versuchen, und über dieses Verfahren nachdachten, oder Schlüsse daraus zogen. —

Wären wir nicht von Grund aus mathematisch, so nähmen wir gar keine Unterschiede u. s. w. wahr. —

Die Mathematik ist ächte Wissenschaft, weil sie gemachte Kenntnisse enthält, Producte geistiger Selbstthätigkeit, weil sie methodisch genialisirt. Sie ist auch Kunst, weil sie genialisches Verfahren in Regeln gebracht hat, weil sie lehrt Genie zu seyn, weil sie die Natur durch Vernunft ersetzt. — Die höhere Mathe-

matik beſchäftigt ſich mit dem Geiſte der Größen, mit ihrem politiſchen Princip, mit der Größenwelt. —

Das höchſte und reinſte iſt das gemeinſte, das verſtändlichſte; daher iſt die Elementargeometrie höher als die höhere Geometrie. Je ſchwieriger und verwickelter eine Wiſſenſchaft wird, deſto abgeleiteter, unreiner und vermiſchter iſt ſie. —

Die ganze Mathematik iſt eigentlich eine Gleichung im Großen für die andern Wiſſenſchaften. —

Was ihr die Logarithmen ſind, das iſt ſie den andern Wiſſenſchaften. —

Der Begriff der Mathematik iſt der Begriff der Wiſſenſchaft überhaupt. —

Alle Wiſſenſchaften ſollen daher Mathematik werden. —

Die jetzige Mathematik iſt wenig mehr, als ein ſpeciellempiriſches Organon. —

Sie iſt eine Subſtitution zur bequemeren Reduction, ein Hülfsmittel des Denkens. —

Ihre vollſtändige Anwendbarkeit iſt ein nothwendiges Poſtulat ihres Begriffs. —

Sie iſt der vollgültige Zeuge des Natur-Idealismus. —

Der innige Zuſammenhang, die Sympathie des Weltalls, iſt ihre Baſis. —

Zahlen ſind, wie Zeichen und Worte, Erſcheinungen, Repräſentationen κατ' ἐξοχήν. —

Ihre Verhältniſſe ſind Weltverhältniſſe. Die reine Mathematik iſt die Anſchauung des Verſtandes, als Univerſum. —

Wunder, als widernatürliche Facta, ſind amathematiſch, aber es giebt kein Wunder in dieſem Sinn, und was man ſo nennt, iſt gerade durch Mathematik begreiflich, denn der Mathematik iſt nichts wunderbar. —

Aechte Mathematik iſt das eigentliche Element des Magiers. —

In der Muſik erſcheint ſie förmlich als Offenbarung, als ſchaffender Idealismus. —

Hier legitimirt ſie ſich als himmliſche Geſandtin, κατ' ανθρωπον. —

Aller Genuß iſt muſikaliſch, mithin mathematiſch. —

Das höchſte Leben iſt Mathematik. —

Es kann Mathematiker der erſten Größe geben, die nicht rechnen können. —

Man kann ein großer Rechner ſeyn, ohne die Mathematik zu ahnden. —

Der ächte Mathematiker iſt Enthuſiaſt per se. Ohne Enthuſiasmus keine Mathematik. —

Das Leben der Götter iſt Mathematik. —

Alle göttliche Geſandten müſſen Mathematiker ſeyn. —

Reine Mathematik iſt Religion. —

Zur Mathematik gelangt man nur durch eine Theophanie. —

Die Mathematiker ſind die einzig Glücklichen. Der

Mathematiker weiß alles. Er könnte es, wenn er es nicht wüßte.

Alle Thätigkeit hört auf, wenn das Wiſſen eintritt. Der Zuſtand des Wiſſens iſt Eudämonie, ſelige Ruhe der Beſchauung, himmliſcher Quietismus. —

Im Morgenlande iſt die ächte Mathematik zu Hauſe. In Europa iſt ſie zur bloßen Technik ausgeartet. —

Wer ein mathematiſches Buch nicht mit Andacht ergreift, und es wie Gottes-Wort lieſt, der verſteht es nicht. —

Jede Linie iſt eine Weltaxe. —

Eine Formel iſt ein mathematiſches Recept. —

Die Zahlen ſind die Dogmen. —

Die Arithmetik ihre Pharmacie. —

Die höhere Mathematik enthält am Ende nur Abkürzungs-Methoden. —

Alle krummen Linien entſtehen nur durch ſich ſelbſt, wie Leben nur durch Leben entſteht. —

Die Mathematik iſt ein ſchriftliches Inſtrument, das noch unendlicher Perfection fähig iſt, ein Hauptbeweis der Sympathie und Idealität der Natur und des Gemüths. —

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß in der Natur auch eine wunderbare Zahlenmyſtik ſtatt finde; auch in der Geſchichte. Iſt nicht alles von Bedeutung, Symmetrie, Anſpielung und ſeltſamem Zuſammenhang? Kann ſich

Gott nicht auch in der Mathematik offenbaren, wie in jeder andern Wiſſenſchaft?

Wunder ſtehen mit naturgeſetzlichen Wirkungen in Wechſel; ſie beſchränken einander gegenſeitig, und machen zuſammen ein Ganzes aus. Sie ſind vereinigt, indem ſie ſich gegenſeitig aufheben. Kein Wunder ohne Naturbegebenheit, und umgekehrt. —

Die Natur iſt das Ideal. Das wahre Ideal iſt möglich, wirklich und nothwendig zugleich. —

Die Phyſik iſt nichts als die Lehre von der Phantaſie. —

Die Natur iſt eine verſteinerte Zauberſtadt. —

Unſre neueren Phyſiker arbeiten ins Große, ſprechen vom Bau des Univerſums, und darüber wird nichts fertig, kein wahrer Schritt gethan. Entweder zaubern, oder handwerksmäßig, mit Nachdenken und Geiſt arbeiten. —

Es müßte unterſucht werden, ob ſich nicht die Natur mit wachſender Kultur weſentlich verändert hat. —

Iſt die Natur immer geſetzmäßig geweſen, und wird ſie immer geſetzmäßig bleiben? —

Man kann ſagen, daß die Natur oder die Außenwelt über dem Menſchen in Hinſicht auf Organiſation ſei; man kann ſagen, daß ſie unter ihm, und er das höchſte Weſen ſei? — Sie ſcheint einem weit höhern Ganzen anzugehören. Ihr Wille, Verſtand und ihre Phantaſie ſcheinen ſich zu den unſrigen zu verhalten, wie unſer Körper zu ihrem Körper. —

Man kann die Natur als einen geſchloſſenen Körper, als einen Baum anſehen, an welchem wir die Blütenknoſpen ſind. — Naturen ſind ſolche Weſen, bei denen das Ganze den Gliedern dient, bei denen die Glieder Zwecke an ſich, ſelbſtſtändig ſind; Perſonen hingegen ſolche, wo das umgekehrte Verhältniß ſtatt findet. Wo beide wechſelsweiſe ſich neceſſitiren, und jedes oder vielmehr keins Zweck an ſich iſt, dieſe ſind Mittelweſen zwiſchen Natur und Perſon. Dies ſind die Extreme, die durch verſchiedene Mittelglieder zuſammen hängen. —

Die Welt iſt Reſultat eines unendlichen Einverſtändniſſes, und unſre eigne innere Pluralität iſt der Grund der Weltanſchauung. —

Ueberall wird eine Kraft oder Action tranſitoriſch ſichtbar, die durchaus verbreitet, unter gewiſſen eintretenden Bedingungen (Berührungen) ſich zu offenbaren, wirkſam zu werden ſcheint. Dieſe myſtiſche Kraft ſcheint die Kraft der Luſt und Unluſt zu ſeyn, deren begeiſternde Wirkungen wir ſo ausgezeichnet in den wollüſtigen Empfindungen zu bemerken glauben. —

Jeder Körper, der eine Eigenſchaft beſitzt, hat auch eine Grenze dieſer Eigenſchaft, einen Eigenſchafts-Punkt, wo ſie ſenſibel wird, wo ſie entſteht, erſcheint. Die Eigenſchaft iſt das weibliche Prinzip, das Subjekt; der Reiz iſt das männliche Prinzip, das Objekt. —

Alle Anziehung geſchieht durch Reiz. Alles zieht uns an, was uns erregt. —

Alles Wirkſame, Wirkliche, Senſible iſt ſchon ſubaltern, Reſultat einer Antitheſe, einer Zerſetzung. Das Aechte, Wahrhafte iſt nicht ſenſibel. Subjekt und Objekt ſind alſo auch ſchon Antitheſen. —

Trieb und Raum haben viel Aehnlichkeit. Jeder Körper iſt ein ausgefüllter Trieb. —

Ein Raumerfüllungs-Individuum iſt ein Körper. Ein Zeiterfüllungs-Individuum iſt eine Seele. —

Der Raum ein Niederſchlag aus der Zeit, eine nothwendige Folge der Zeit. —

So wie die Natur und Individualität jedes Foſſils durch die Natur und Individualität ſeines Planeten, deſſen Natur und Individualität durch die ſeines Syſtems, deſſen Natur und Individualität durch die ſeiner Milchſtraße, und ſo fort, beſtimmt iſt; ſo verhält es ſich auch mit dem Menſchen, wenn wir unter Menſchheit das Vernunftprodukt oder Weſen im Weltganzen verſtehen; die Natur und Individualität der Menſchheit dieſes Planeten iſt durch die ſeines Syſtems, und ſo fort, beſtimmt. Wir ſind nur in dieſer Welt dieſe beſchränkten Weſen, doch nicht für immer beſchränkt. —

Aechte Producte müſſen das Producirende wieder produciren. Aus dem Erzeugten entſteht wieder das Erzeugen. —

Reproductions-Kraft iſt organiſche Elaſticität. —

Gefühl iſt gebildete (organiſirte) Bewegung. — Empfindung iſt das dem Verſtande aſſimilirte Gefühl. —

Wir nennen den Körper todt, der bloßer Leiter der Sollicitation iſt, den die Sollicitation nicht weckt. Der abſolute Nichtleiter der Sollicitation iſt wieder todt zu nennen. So ſehen wir, daß das ſenſible Leben an ſich ein Halbzuſtand iſt, worin wir die Körper unvollkommene Leiter der Sollicitation nennen können. Wir entdecken hier zugleich den Unterſchied zwiſchen Leben und Tod, daß es ein abſolut poſitives und negatives Leben, die beide nicht ſenſibel ſind, giebt; daß Leben und Tod relative Begriffe ſind. Leben mit menſchlicher, thieriſcher und Pflanzen-Organiſation iſt etwas höheres, ſo wie gewöhnlicher Tod Trennungsprozeß von Leben und Organiſation. Leben ohne Organiſation, und Organiſation ohne Leben ſind etwas ſehr geringes. Ihre höhere Einheit, die beide beſtimmt, und beide wechſelſeitig potenzirt, beiden höhere Bedeutung giebt: auf dieſe kömmt es an. —

Leben iſt, wie Licht, der Erhöhung und Schwächung und der graduellen Negation fähig. Bricht es ſich auch wie dieſes in Farben? Der Nutritions-Prozeß iſt nicht Urſache, ſondern Folge vom Leben. —

Licht iſt Symbol und Agens der Reinheit. Wo das Licht nichts zu thun findet, weder etwas zu trennen noch zu verbinden, da fährt es durch. Was nicht getrennt und verbunden werden kann, iſt rein, einfach. —

Jeder durchſichtige Körper iſt in einem höhern Zuſtande, er ſcheint eine Art des Bewußtſeyns zu haben.—

Die ſpecifiſche Schwere der Erde iſt beinahe die des Diamants. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß die Erde ein Diamant innerlich iſt, welches auch aus andern Gründen ſehr wahrſcheinlich wird. —

Das Thier lebt im Thiere, in der Luft. — Die Pflanze iſt ein Halbthier, daher ſie zum Theil in der Erde, der großen Pflanze, zum Theil in der Luft lebt. — Die Erde iſt das große Nahrungsmittel der Luft. Die Luft iſt ein Brachmane. — Die Verbindung des Stickſtoffs und Oxygen in der Luft iſt durchaus animaliſch, nicht bloß chemiſch. —

Das Leben der Pflanzen iſt, gegen das Leben der Thiere gehalten, ein unaufhörliches Empfangen und Gebären, und letzteres gegen dieſes ein unaufhörliches Eſſen und Befruchten. Wie das Weib das höchſte ſichtbare Nahrungsmittel iſt, das den Uebergang vom Körper zur Seele macht, ſo ſind auch die Geſchlechtstheile die höchſten äußern Organe, die den Uebergang von ſichtbaren zu unſichtbaren Organen machen. —

Die Bäume ſcheinen unter allen Pflanzen die edelſten, weil ihre unzähligen Individuen ſo ſehr mittelbar nur noch an der Erde hängen, und gleichſam ſchon Pflanzen auf Pflanzen ſind. —

Die Natur hat Witz, Humor, Phantaſie u. ſ. w. Es giebt unter Thieren und Pflanzen Natur-Caricaturen. Im Thierreiche war die Natur am witzigſten, hier iſt ſie durchaus humoriſtiſch. Die Stein- und

Pflanzennatur trägt mehr das Gepräge der Phantaſie. In der Menſchenwelt zeigt ſich die vernünftige Natur mit Phantaſie und Witz geſchmückt. —

Toleranz und Kosmopolitismus der Blumen. Streben der Thiere nach individueller Alleinherrſchaft. —

Vernunftloſigkeit gehört in den Charakter des Thieres. Sichtbare Unvernunft iſt Charakter des Thierkörpers; der Charakter des Menſchenkörpers ſichtbare Vernünftigkeit. —

Der Menſch iſt diejenige Subſtanz, welche die ganze Natur unendlichfach bricht, d. i. polariſirt. Die Welt des Menſchen iſt Welt, iſt ſo mannigfach, als er mannigfach iſt. Die Welt der Thiere iſt ſchon viel ärmer, und ſo herunter. —

Die Denkorgane ſind die Weltzeugungs-, die Naturgeſchlechtstheile. —

Die Himmelskörper machen ein viertes Reich aus, unter den Steinen. —

Der Himmel iſt die Seele des Sternſyſtems, und dieſes ſein Körper. —

Alles angenehme Gefühl iſt Friction; alles angenehme Gefühl reizt die Seele zur poſitiven Mitwirkung. —

Wer bei Erklärung des Organismus keine Rückſicht auf die Seele nimmt, und das geheimnißvolle Band zwiſchen ihr und dem Körper, der wird nicht weit kommen. —

Leben iſt vielleicht nichts anders, als das Reſultat dieſer Vereinigung, die Action dieſer Berührung. —

Sollte jede Umarmung zugleich die Umarmung des ganzen Paars, als Einer Natur, Einer Kunſt, Eines Geiſtes ſeyn, und das Kind das vereinigte Product der doppelten Umarmung? — Sollten die Pflanzen etwa die Producte der weiblichen Natur und des männlichen Geiſtes, und die Thiere die Producte der männlichen Natur und des weiblichen Geiſtes ſeyn? die Pflanzen etwa die Mädchen, die Thiere die Jungen der Natur? —

Ein Kind iſt eine ſichtbar gewordene Liebe. — Wir ſelbſt ſind ein ſichtbar gewordener Keim der Liebe zwiſchen Natur und Geiſt oder Kunſt. —

Sprechen und hören iſt befruchten und empfangen. —

Anſchauen iſt ein elaſtiſcher Genuß. Das Bedürfniß eines Gegenſtandes iſt ſchon Reſultat einer Berührung in distans. —

Die Menſchheit iſt der höhere Sinn unſers Planeten, der Stern, der dieſes Glied mit der obern Welt verknüpft, das Auge, das er gen Himmel hebt. —

Der Geiſt ſtrebt den Reiz zu abſorbiren, ihn reizt das Fremdartige. Verwandlung des Fremden iſt ein Eigenes, Zueignung, iſt alſo das unaufhörliche Geſchäft des Geiſtes. Einſt ſoll kein Reiz und kein Fremdes mehr ſeyn, der Geiſt ſoll ſich ſelbſt fremd und reizend ſeyn, oder abſichtlich machen können. Jetzt iſt der Geiſt aus Inſtinct Geiſt, ein Naturgeiſt; er ſoll ein Ver-

nunftgeiſt, aus Beſonnenheit und durch Kunſt Geiſt ſeyn. —

Der menſchliche Geiſt kann die äußern Symptome und ihre Compoſitionen approximando nachmachen; er muß alſo Analogie mit den Beſtandtheilen und Naturkräften haben. —

So wie nichts frei, ſo kann auch nichts gezwungen ſeyn, als der Geiſt. Nur ein Geiſt kann wozu gezwungen werden. Was ſich alſo zwingen läßt, iſt Geiſt, in ſofern es ſich zwingen läßt. —

Leben iſt eine Krankheit des Geiſtes, ein leidenſchaftliches Thun. —

Dem Geiſte iſt Ruhe eigenthümlich. — Die Schwere rührt vom Geiſte her. —

Mit der Welt entſteht die Begierde: ein Hang zum Zerfließen, oder die Schwere. —

Luftvernichtung iſt Herſtellung des Reichs Gottes. —

Körper, Seele und Geiſt ſind die Elemente der Welt, wie Epos, Lyra und Drama die des Gedichts —

Freiheit und Unſterblichkeit gehört wie Raum und Zeit zuſammen; wie Welt und Ewigkeit gleichſam Raum und Zeit ausfüllen, ſo füllt Allmacht und Allgegenwart jene beide Sphären. Gott iſt die Sphäre der Tugend (zur Allmacht gehört Allwiſſenheit). — Die Seele iſt ein conſonirter Körper. Vocale hießen bei den Hebräern Buchſtaben-Seelen. —

Wie der Körper mit der Welt in Verbindung ſteht,

ſo die Seele mit dem Geiſte. Beide Bahnen laufen vom Menſchen aus, und endigen in Gott. Beide Weltumſegler begegnen ſich in korreſpondirenden Punkten ihrer Bahn. Beide müſſen auf Mittel denken, trotz der Entfernung, beiſammen zu bleiben, und zugleich gemeinſchaftlich beide Reiſen zu machen. —

Wenn Gott Menſch werden konnte, kann er auch Stein, Pflanze, Thier und Element werden, und vielleicht giebt es auf dieſe Art eine fortwährende Erlöſung in der Natur. —

Zum Experimentiren gehört Natur-Genie, d. i. wunderartige Fähigkeit den Sinn der Natur zu treffen, und in ihrem Geiſte zu handeln. Der ächte Beobachter iſt Künſtler; er ahndet das bedeutende, und weiß aus dem ſeltſamen, vorüberſtreichenden Gemiſch von Erſcheinungen die wichtigen heraus zu fühlen. —

Eine ganz eigne Liebe und Kindlichkeit gehört, nebſt dem deutlichſten Verſtande und dem ruhigſten Sinn, zum Studium der Natur. Wenn erſt eine ganze Nation Leidenſchaft für die Natur empfängt, und hier ein neues Band unter den Bürgern geknüpft wird, jeder Ort ſeine Naturforſcher und Laboratorien hat, dann wird man erſt Fortſchritte auf dieſer koloſſaliſchen Bahn machen, die mit ihr im Verhältniß ſtehen. —

Wir leben in einem Thiere als paraſitiſche Thiere. Die Conſtitution dieſes Thiers beſtimmt die unſrige, et vice versa. Die Bedingungs-Verhältniſſe der at-

mosphärischen Bestandtheile sind vielleicht sehr mit den Bedingungs-Verhältnissen derselben Bestandtheile im organischen Körper übereinstimmend. —

Die atmosphärische Luft ist krystallinischer Beschaffenheit. —

Es kann oft regnen, ohne daß ein Tropfen herunter kömmt. Bei heftigem Winde sind die Tropfen klein, wegen der schnellen Verdunstung. Diese Tropfen zeugen von einer gänzlichen Sättigung der Luft, oder von ihrer wenigen Verschluckungsfähigkeit, oder von dem Daseyn eines niederschlagenden Mittels in großer Menge: daher die gemeine Meinung eines starken, darauf folgenden Regens. Wind befördert die Capacität der Luft für das Wasser; er befördert die Verdunstung, und daher kein Regen zur selben Zeit. Kälte vermehrt auch die Capacität der Luft, daher man oft sagt, es sei zu kalt um zu regnen. —

Sollte man nicht Gährung der Verbrennung entgegen setzen können: positive und negative Flamme? —

Sollten die ätherischen Oele die Pflanzenseelen seyn, und darin auch der Unterschied der Weine u. s. w. liegen? —

Galvanismus zwischen zwei, drei und mehreren Menschen, vermöge der Metalle? —

Sieht man etwa jeden Körper nur so weit, als er sich selbst sieht, und man sich selbst sieht? —

Das Licht ist unstreitig galvanisches Produkt, bei

ihm iſt offenbar actio in distans. Die Luft iſt Leiter dieſer Action. Spiegelnde Körper ſind Nichtleiter leitender Flächen. —

Unſer Denken iſt ſchlechterdings nur eine Galvaniſation, eine Berührung des irdiſchen Geiſtes, der geiſtigen Atmoſphäre, durch einen himmliſchen, überirdiſchen Geiſt. Alles Denken u. ſ. w. iſt alſo an ſich ſchon eine Sympraxis im höheren Sinn. Die Denklehre entſpricht der Meteorologie. —

Alle Actionen, ſelbſt die des Denkens, werden auf die actio in distans zurückgeführt werden. —

Seele und Körper wirken galvaniſch auf einander, wenigſtens auf eine analoge Art, deren Geſetze aber in einer höhern Region liegen. —

Der Geiſt galvaniſirt die Seele, mittelſt der gröbern Sinne; ſeine Selbſtthätigkeit iſt Galvanismus, Selbſtberührung en trois. —

Wenn unſer körperliches Leben ein Verbrennen iſt, ſo iſt auch wohl unſer geiſtiges eine Combuſtion (oder iſt dies gerade umgekehrt?); der Tod alſo vielleicht eine Veränderung der Capacität. —

Die Seele desoxydirt. Daher manche Langeweile und ſelbſt körperliche Schwäche und Zittern von dem Denken und Empfinden, oder bei geſtörtem Denken (Empfinden). Sollte Denken oxydiren, Empfinden desoxydiren? —

Wenn alles Anſchießen, Feſtwerden und Verdichten

mit Wärme verbunden, und jede Verflüchtigung, Zerrinnung und Verdünnung von Kälte begleitet ist, so macht das Lernen und Lieben im eigentlichen Sinne warm, und das Müßiggehn und die Absonderung kalt, und es lassen sich überhaupt manche Phänomene der Seele hieraus erklären. —

Ritter's Ansicht der Entstehung und Verschwindung der Stoffe giebt auch Licht über den Tod. Wer weiß, wo wir in dem Augenblicke anschießen, in dem wir hier verschwinden? Muß denn auf allen Weltkörpern einerlei Art der Erzeugung seyn? Der Einfluß der Sonne macht es wohl wahrscheinlich, daß es die Sonne seyn könnte, wo wir wieder abgesetzt werden. — —

Die Natur ist Feindin ewiger Besitzungen. Sie zerstört nach festen Gesetzen alle Zeichen des Eigenthums, vertilgt alle Merkmale der Formation. Allen Geschlechtern gehört die Erde; jeder hat Anspruch auf alles. Die früheren dürfen diesem Primogeniturzufalle keinen Vorzug verdanken. Das Eigenthumsrecht erlischt zu bestimmten Zeiten. Die Amelioration und Deterioration stehen unter unabänderlichen Bedingungen. Wenn aber der Körper ein Eigenthum ist, wodurch ich mir die Rechte eines activen Erdbürgers erwerbe, so kann ich durch den Verlust dieses Eigenthums nicht mich selbst einbüßen. Ich verliere nichts, als die Stelle in dieser Fürstenschule, und trete in eine höhere Korporation, wohin mir meine geliebten Mitschüler nachfolgen. —

Der Sitz der Seele ist da, wo sich Innenwelt und Außenwelt berühren. Wo sie sich durchdringen, ist er in jedem Punkte der Durchdringung. —

Sollte die Seele ebenfalls ein künstliches oder zufälliges Produkt seyn? Auch der Sitz der Seele ist er willkührlich oder zufällig? —

Der Sitz der Seele ist bald hier, bald da, bald an mehreren Orten zugleich; er ist veränderlich, und so auch der Sitz ihrer Hauptglieder, die man durch die Hauptleidenschaften kennen lernt. —

Schmerz und Angst bezeichnen die träumenden Glieder der Seele; körperliche Lust und Unlust sind Traumproducte; die Seele ist nur zum Theil wach; wo sie träumt, wie z. B. in den unwillkührlichen Organen (wohin in gewisser Hinsicht der ganze Körper gehört), empfindet sie Lust und Unlust. Schmerz und Kitzel sind Sensationen der gebundenen Seele. —

Schlaf ist ein vermischter Zustand des Körpers und der Seele; im Schlafe ist Körper und Seele chemisch verbunden. Im Schlafe ist die Seele durch den Körper gleichmäßig vertheilt; der Mensch ist neutralisirt. Wachen ist ein getheilter, polarischer Zustand; im Wachen ist die Seele punctirt, localisirt. — Schlaf ist Seelenverdauung: der Körper verdaut die Seele (Entziehung des Seelenreizes). Wachen ist Einwirkungsstand des Seelenreizes: der Körper genießt die Seele.

Im Schlafe ſind die Bande des Syſtems locker; im Wachen angezogen. —

Der Trieb unſrer Elemente geht auf Desoxydation. Das Leben iſt eine erzwungene Oxydation. —

Die Flamme iſt thieriſcher Natur. —

Es giebt vier Arten von Flammen: 1) diejenigen, deren Excremente die unorganiſchen Naturen ſind; 2) deren Excremente Pflanzen; 3) deren Excremente Thiere; 4) deren Excremente Menſchen ſind. Je höher die Flamme, je künſtlicher, deſto complicirter, gebildeter das Excrement. Alles Freſſen iſt ein Aſſimilations-Prozeß, Verbindungs-, Generations-Prozeß. Die Flamme iſt das Gefräßige κατ' εξοχην. —

Waſſer iſt eine naſſe Flamme. —

Je lebhafter das zu Freſſende widerſteht, deſto lebhafter wird die Flamme des Genußmomentes ſeyn. Anwendung auf das Oxygen. Das Weib iſt unſer Oxygen. —

Traurigkeit iſt Symptom, eine Stimmung der Secretion. Freude Symptom des Genuſſes, der Nutrition. —

Sollte Kälte wirklich die Muskeln ſtärken, ſo müßten Witz, Scherz und Leichtſinn auch wohl die geiſtigen Muskeln ſtärken und erfriſchen, und ſo wäre die Vermiſchung des Luſtigen und Ernſthaften, die Verwebung des Lächerlichen mit dem Heiligen vielleicht eine ſehr wohlthätige und heilſame Verbindung. —

Das Weinen iſt eine ſtheniſche Kriſis; das Rührende iſt das Gegentheil des Lächerlichen. Das Rührende fängt mit Abſpannung an, und ſpannt plötzlich; das Rührende oder das Eindringende dringt ſchnell ein, ehe man Zeit hat, ſich zu faſſen; es iſt eine Uebersättigung, ein Weichwerden, Zerfließen, Schmelzen. Das Lachende iſt ein Abſonderungs-, dieſes ein Einſchlukkungs-Prozeß; jenes ein Flüchtigwerden (daher die Kälte des Lächerlichen), dieſes iſt ein Gerinnen, Starrwerden, daher die Wärme. Weinen und Lachen mit ihren Modificationen gehören ſo zum Seelenleben, wie Eſſen und Secerniren zum körperlichen Leben. Weinen iſt das Syſtem der Arterien, Lachen das der Venen. —

Klarer Verſtand mit warmer Phantaſie verſchwiſtert, iſt die ächte, Geſundheit bringende Seelenkoſt. Der Verſtand thut lauter vorhergeſehene beſtimmte Schritte. —

Iſt Denken auch Abſondern? Dann iſt Empfinden vielleicht Freſſen. Selbſtdenken iſt vielleicht ein Lebensprozeß; Freß- und Abſonderungs-Prozeß zugleich; Denken und Empfinden zugleich. —

Der Baum kann nur zur blühenden Flamme, der Menſch zur ſprechenden, das Thier zur wandelnden Flamme werden. —

Sinn und Kraft ſind in einer beſtimmten Sphäre polar. Was jenen erhöht, vermindert dieſe, und was dieſe vermehrt, ſtumpft jenen ab. Der ganze menſch-

liche Körper beſteht aus Sinn und Kraft, und ihren Organen: Nerv und Muskel. —

Der Menſch muß nicht allein an ſtärkere Reize, ſondern auch an ſchnellere Abwechſelungen gewöhnt werden. Dieſe beiden Geſichtspunkte gehören in die Kunſtlehre der Unſterblichkeit. —

Je mannigfacher der Reiz, deſto ſchwächere Reizbarkeit für den einzelnen Reiz. Anwendung auf die Phyſik. Es ſoll aber einſt höchſte Mannigfaltigkeit und höchſte Energie vereinigt ſeyn. Anwendung auf die Phyſik. Der höchſte Reiz verlangt die geringſte Reizbarkeit, ſo wie die höchſte Reizbarkeit den geringſten Reiz verlangt. Jedes Individuum hat ſein beſtimmtes Maaß oder Geſundheits-Verhältniß, unter oder über dieſem Maaß ſind ſeine Krankheiten. Das wäre das vollkommen geſunde Individuum, deſſen Geſundheits-Sphäre auch die Sphäre der Kräfte mit inbegriffe, ſo wie dasjenige Volk am gebildetſten ſeyn würde, deſſen Proſa, Rede, Geſpräch die ganze Sphäre der Poeſie und des Geſanges mit einſchlöſſe, wo kein Unterſchied zwiſchen Poeſie und Proſa wäre. —

Willkührliche Glieder ſind Sinne im ſtrengeren Sinn. Vermehrung und Ausbildung der Sinne gehört mit zu der Hauptaufgabe der Verbeſſerung des Menſchengeſchlechts, der Graderhöhung der Menſchheit. Bildung und Vermehrung der Seele iſt das wichtigſte

und erſte Unternehmen. Aeußere Reize haben wir ſchon in unſrer Hand, und mit ihnen die Reizbarkeit; es kommt nun vorzüglich auf Vermehrung und Bildung der Senſibilität, und zwar auf die Weiſe an, daß die Reizbarkeit und der äußere Reiz nicht dabei leiden und vernachläßigt werden, denn ſonſt webt man ein ſehr zerreißbares Gewebe. Die Sinne im ſtrengeren Sinn ſind viel animirter, als die übrigen Organe; der übrige Körper ſoll ihnen nachfolgen, und ſie ſollen zugleich mehr animirt werden, und ſo ins Unendliche. Der übrige Körper ſoll auch immer willkührlicher werden, ſo wie ſie es ſind. Vielleicht entſteht aus der Disproportion der Sinne und des übrigen Körpers die Nothwendigkeit des Schlafs. Der Schlaf muß die Folgen der übermäßigen Reizung der Sinne für den übrigen Körper wieder gut machen. Der Schlaf iſt nur den Planeten-Bewohnern eigen. Einſt wird der Menſch beſtändig zugleich ſchlafen und wachen. Der größte Theil unſers Körpers, unſrer Menſchheit ſelbſt, ſchläft noch tiefen Schlummer. —

Die Sinne ſind an den Thieren, was Blätter und Blüten an den Pflanzen ſind. Die Blüten ſind Allegorien des Bewußtſeyns, oder des Kopfs. Eine höhere Fortpflanzung iſt der Zweck dieſer höheren Blüte, eine höhere Erhaltung. Bei den Menſchen iſt es das Organ der Unſterblichkeit, einer progreſſiven Fortpflanzung der Perſonalität. —

Unſere Sinne ſind höhere Thiere. Aus ihnen entſteht ein noch höherer Animalismus. —

Nerven ſind höhere Wurzeln der Sinne. —

Das Ideal einer vollkommenen Geſundheit iſt bloß wiſſenſchaftlich intereſſant. Krankheit gehört zur Individualiſirung. Es gilt hier, wie auch bei den menſchlichen Gemüthern, gerade das, was in der bildenden Kunſt von dem Doryphorus oder dem Canon gilt. —

Krankheiten zeichnen den Menſchen vor den Thieren und Pflanzen aus. Zum Leiden iſt der Menſch geboren. Je hülfloſer, deſto empfänglicher für Moral und Religion. —

Vergänglichkeit, Gebrechlichkeit iſt der Charakter der mit Geiſt verbundenen Natur. Es zeugt von der Thätigkeit und Univerſalität, von der erhabenen Perſonalität des Geiſtes. —

Alles iſt von ſelbſt ewig. Die Sterblichkeit und Wandelbarkeit iſt gerade ein Vorzug höherer Naturen. Ewigkeit iſt ein Zeichen (sit venia verbis) geiſtloſer Weſen. Die Vollendung iſt die Syntheſis von Ewigkeit und Zeitlichkeit. —

Es hat von jeher nur Eine Krankheit, mithin auch nur Eine Univerſal-Arznei gegeben. Mit der Senſibilität und ihren Organen, den Nerven, tritt Krankheit in die Natur. Es iſt damit Freiheit, Willkühr in die Natur gebracht, und damit Sünde, Verſtoß gegen den Willen der Natur, die Urſache alles Uebels. Es

giebt nur ſolche Muskelkrankheiten, die aus Nervendespotismus entſtehen. Der ſittliche Menſch muß auch eine freie Natur haben, eine entgegenſtrebende, eine zu erziehende, eine eigenthümliche Natur. —

Krankheiten, beſonders langwierige, ſind Lehrjahre der Lebenskunſt und der Gemüthsbildung. Man muß ſie durch tägliche Bemerkungen zu benutzen ſuchen. Iſt denn nicht das Leben des gebildeten Menſchen eine beſtändige Aufforderung zum Lernen? Der gebildete Menſch lebt durchaus für die Zukunft; ſein Leben iſt Kampf, ſeine Erhaltung und ſein Zweck Wiſſenſchaft und Kunſt. — Je mehr man lernt, nicht mehr in Augenblicken, ſondern in Jahren u. ſ. w. zu leben, deſto edler wird man. Die haſtige Unruhe, das kleinliche Treiben des Geiſtes, geht in große, ruhige, einfache und vielumfaſſende Thätigkeit über, und die herrliche Geduld findet ſich ein. Immer triumphirender werden Religion und Sittlichkeit, dieſe Grundveſten unſers Daſeyns. — Jede Bedrängniß der Natur iſt eine Erinnerung höherer Heimath, einer höheren, verwandteren Natur. —

Liebe iſt durchaus Krankheit: daher die wunderbare Bedeutung des Chriſtenthums. —

Auch die Inoculation des Todes wird in einer künftigen allgemeinen Therapie nicht fehlen; ſo wie manche Krankheiten unter den Erziehungs-Methoden ſtehen,

und von den Pädagogen dazu die Heilkunde requirirt werden wird. —

Die Seele ist unter allen Giften das stärkste. Sie ist der durchdringlichste, diffusibelste Reiz; alle Seelenwirkungen sind daher bei Local-Uebeln und entzündlichen Krankheiten höchst schädlich. —

Jede Krankheit ist ein musikalisches Problem, die Heilung eine musikalische Auflösung. Je kürzer und dennoch vollständiger die Auflösung, desto größer das musikalische Talent des Arztes. —

Sollte man nicht Krankheiten durch Krankheiten kuriren können? —

Jedes spezifische Organ, z. B. Leber, Gallenblase, Nieren, Magen, Drüsen u. s. w. erhält zuvörderst sich selbst, bereitet sich selbst. Seine Absonderungen hangen von diesem eigenthümlichen Nahrungsprozesse ab. Jedes dieser Gefäße ist eine lebendige Concretion eines specifischen Grades der Mischung seiner Bestandtheile. —

Polypen, wildes Fleisch, Krebs, Brand sind vollkommene Schmarotzerthiere, oder Thierpflanzen, sie wachsen, sie werden erzeugt, sie haben ihre Organisation, sie secerniren, sie essen. —

Je geistvoller, gebildeter ein Mensch ist, desto persönlicher sind seine Glieder, z. B. seine Augen, seine Hand, seine Finger u. s. w.

Unsre Lippen haben oft viel Aehnlichkeit mit den beiden Irrlichtern in Goethe's Märchen. Die Augen

ſind das höhere Geſchwiſterpaar der Lippen, ſie ſchließen und öffnen eine heiligere Grotte, als der Mund iſt; die Ohren ſind die Schlange, die das begierig verſchluckt, was die Irrlichter fallen laſſen. Mund und Augen haben eine ähnliche Form. Die Wimper ſind die Lippen, der Apfel die Zunge und der Gaumen, und der Stern die Kehle. Die Naſe iſt die Stirn des Mundes, und die Stirn die Naſe der Augen. Jedes Auge hat ſein Kinn am Wangenknochen. —

Es giebt nur einen Tempel in der Welt, und das iſt der menſchliche Körper. Nichts iſt heiliger als dieſe hohe Geſtalt. Das Bücken vor Menſchen iſt eine Huldigung dieſer Offenbarung im Fleiſch. — Man berührt den Himmel, wenn man einen Menſchenleib betaſtet. —

Der Menſch iſt eine Sonne, ſeine Sinne ſind die Planeten. —

Der Menſch hat immer ſymboliſche Philoſophie ſeines Weſens in ſeinen Werken und in ſeinem Thun und Laſſen ausgedrückt. Er verkündigt ſich und ſein Evangelium der Natur, er iſt der Meſſias der Natur. —

II.

Aesthetik und Literatur.

Die Hand wird beim Maler Sitz eines Instincts, so auch beim Musiker, der Fuß beim Tänzer, das Gesicht beim Schauspieler u. s. w. —

Wie der Maler mit ganz andern Augen als der gemeine Mensch die sichtbaren Gegenstände sieht, so erfährt auch der Dichter die Begebenheiten der äußern und innern Welt auf eine sehr verschiedene Weise vom gewöhnlichen Menschen. Nirgends aber ist es auffallender, daß es nur der Geist ist, der die Gegenstände, die Veränderungen des Stoffes poetisirt, und daß das Schöne, der Gegenstand der Kunst, uns nicht gegeben wird, oder in den Erscheinungen schon fertig liegt, als in der Musik. Alle Töne, welche die Natur hervorbringt, sind rauh und geistlos, nur der musikalischen Seele dünkt oft das Rauschen des Waldes, das Pfeifen des Windes, der Gesang der Nachtigall, das Plätschern des Bachs melodisch und bedeutsam. Der Musiker nimmt das Wesen seiner Kunst aus sich, auch

nicht der leiſeſte Verdacht von Nachahmung kann ihn treffen. Dem Maler ſcheint die ſichtbare Natur überall vorzuarbeiten, durchaus ſein unerreichbares Muſter zu ſeyn; eigentlich iſt aber die Kunſt des Malers ſo unabhängig, ſo ganz a priori entſtanden, wie die Kunſt des Muſikers. Der Maler bedient ſich nur einer unendlich ſchwerern Zeichenſprache, als der Muſiker; der Maler malt eigentlich mit dem Auge; ſeine Kunſt iſt die Kunſt regelmäßig und ſchön zu ſehen. Sehen iſt hier ganz activ, durchaus bildende Thätigkeit. Sein Bild iſt nur ſeine Chiffer, ſein Ausdruck, ſein Werkzeug der Reproduktion. Man vergleiche mit dieſer künſtlichen Chiffer die Note. Die mannigfaltige Bewegung der Finger, der Füße und des Mundes dürfte der Muſiker noch eher dem Bilde des Malers entgegen ſtellen. Der Muſiker hört eigentlich auch activ, er hört heraus. Freilich iſt dieſer umgekehrte Gebrauch der Sinne den Meiſten ein Geheimniß, aber jeder Künſtler wird es ſich mehr oder minder deutlich bewußt ſeyn. Faſt jeder Menſch iſt in geringem Grade ſchon Künſtler, er ſieht in der That heraus und nicht herein, er fühlt heraus und nicht herein. Der Hauptunterſchied iſt der: der Künſtler hat den Keim des ſelbſtbildenden Lebens in ſeinen Organen belebt, die Reizbarkeit derſelben für den Geiſt erhöht, und iſt mithin im Stande Ideen nach Belieben, ohne äußere Sollicitation durch ſie heraus zu ſtrömen, ſie als Werkzeuge zu beliebigen Modificationen der wirkli-

chen Welt zu gebrauchen; dagegen sie beim Nicht-Künstler nur durch Hinzutritt einer äußern Sollicitation ansprechen, und der Geist, wie die träge Materie, unter den Grundgesetzen der Mechanik (daß alle Veränderungen eine äußere Ursache voraussetzen, und Wirkung und Gegenwirkung einander jederzeit gleich seyn müssen) zu stehen, oder sich diesem Zwange zu unterwerfen scheint. Tröstlich ist es wenigstens zu wissen, daß dieses mechanische Verhalten dem Geiste unnatürlich, und, wie alle geistige Unnatur, zeitlich sey. —

Sollten die Geberden wirklich grammatisch, symbolisch, oder ausdrucksvoll seyn? Ich glaube nicht, daß sie es seyn sollen, aber sie würden es seyn, wenn sie natürlich im idealischen Sinne, Produkte der idealischen Association der innern und äußern Gliedmaßen wären. Sie gehören zum Ressort der Tanzkunst. —

Jedes Kunstwerk hat ein Ideal a priori, eine Nothwendigkeit bei sich, da zu seyn. —

Man sollte plastische Kunstwerke nie ohne Musik sehen, musikalische Kunstwerke hingegen nur in schön decorirten Sälen hören. —

Die Sculptur und die Musik stehen sich, als entgegengesetzte Härten, gegenüber. Die Malerei macht schon den Uebergang. Die Sculptur ist das gebildete Starre. Die Musik das gebildete Flüssige. —

Es giebt besondere Arten von Seelen und Geistern, welche Bäume, Landschaften, Steine, Gemälde be-

wohnen. Eine Landschaft muß man als Dryade oder Dreade ansehn. Eine Landschaft soll man fühlen, wie einen Körper. Jede Landschaft ist ein idealischer Körper für eine besondere Art des Geistes. —

Es sind nicht die bunten Farben, die lustigen Töne und die warme Luft, die uns im Frühling so begeistern, es ist der stille weissagende Geist unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl vieler frohen Tage, des gedeihlichen Daseyns so mannigfaltiger Naturen, die Ahndung höherer ewiger Blüten und Früchte, und die dunkle Sympathie mit der gesellig sich entfaltenden Welt. —

Jede künstliche Gestalt, jeder erfundene Charakter hat mehr oder weniger Leben, und Ansprüche und Hoffnungen des Lebens. Die Gallerien sind Schlafkammern der zukünftigen Welt. Der Historiker, der Philosoph und der Künstler der künftigen Welt ist hier einheimisch; er bildet sich hier und lebt für diese Welt. Wer unglücklich in der jetzigen Welt ist, wer nicht findet was er sucht, der gehe in die Bücher- und Künstlerwelt, in die Natur, diese ewige Antike und Moderne zugleich, und lebe in dieser Ecclesia pressa der bessern Welt. Eine Geliebte und einen Freund, ein Vaterland und einen Gott findet er hier gewiß. Sie schlummern, aber weissagenden, vielbedeutenden Schlummer. Einst kommt die Zeit, wo jeder Eingeweihte der bessern Welt, wie Pygmalion, seine um sich geschaffene und versammelte Welt mit der Glorie einer höhern Morgenröthe erwa-

chen, und ſeine lange Treue und Liebe erwiedern ſieht. — —

Jungfrau iſt ein ewiges, weibliches Kind. Ein Mädchen, die nicht mehr wahrhaftes Kind iſt, iſt nicht mehr Jungfrau. (Nicht alle Kinder ſind Kinder) —

Jeder geliebte Gegenſtand iſt der Mittelpunkt eines Paradieſes. —

Die Betrachtung der Welt fängt im unendlichen, abſoluten Discant, im Mittelpunkt an, und ſteigt die Scala herunter; die Betrachtung unſrer ſelbſt fängt mit dem unendlichen, abſoluten Baß an, der Peripherie, und ſteigt die Scala aufwärts. Abſolute Vereinigung des Baſſes und Discants, das iſt die Syſtole und Diaſtole des göttlichen Lebens. —

Die Natur iſt eine Aeolsharfe, ein muſikaliſches Inſtrument, deſſen Töne wieder Taſten höherer Saiten in uns ſind. —

Unſre Seele muß Luft ſeyn, weil ſie von Muſik weiß, und daran Gefallen hat. Ton iſt Luftſubſtanz, Luftſeele, die fortpflanzende Luftbewegung iſt eine Affection der Luft durch den Ton. Im Ohre entſteht der Ton von neuem. —

Jedes Inſtrument iſt ein eigenthümlich im Großen conſonirtes Tonſyſtem. Moll-Inſtrumente, Dur-Inſtrumente, jedes hat ſeinen eigenen Grund-Vocal. Die menſchliche Stimme iſt gleichſam das Prinzip und Ideal

der Instrumental-Musik. Klingt überhaupt eigentlich der Körper oder die Luft? Ist nicht das elastische Fluidum der Vocal, und der Körper der Consonant? die Luft die Sonne, und die Körper die Planeten? jenes die erste Stimme, diese die zweite? — — Alle Methode ist Rhythmus: hat man den Rhythmus in der Gewalt, so hat man die Welt in der Gewalt. Jeder Mensch hat seinen individuellen Rhythmus. Die Algebra ist die Poesie. Rhythmischer Sinn ist Genie. —

Die Musik redet eine allgemeine Sprache, durch welche der Geist frei, unbestimmt angeregt wird; dies thut ihm so wohl, so bekannt und vaterländisch, er ist auf diese kurzen Augenblicke in seiner Heimath. Alles Liebe und Gute, Zukunft und Vergangenheit regt sich in ihm, Hoffnung und Sehnsucht. Unsre Sprache war zu Anfang viel musikalischer, sie hat sich nur nach und nach so prosairt, so enttönt; sie ist jetzt mehr Schall geworden, Laut, wenn man dieses schöne Wort so erniedrigen will; sie muß wieder Gesang werden. Die Consonanten verwandeln den Ton in Schall. —

Unsere Sprache ist entweder mechanisch, atomistisch, oder dynamisch. Die ächt poetische Sprache soll aber organisch, lebendig seyn. Wie oft fühlt man die Armuth an Worten, um mehrere Ideen mit Einem Schlage zu treffen! —

Die Consonanten sind die Fingersetzungen, und ihre

Folge und Abwechſelung gehört zur Applicatur; die Vocale ſind die tönenden Saiten oder Luftſtäbe; die Lunge iſt der bewegte Bogen. Die mehreren Saiten auf einem Inſtrumente ſind nur zur Bequemlichkeit, es ſind nur Abbreviaturen. —

Die Dialecte und Pronunciationen werden durch Conſonanten und Vocale im Großen gebildet. Lippenſprache, Gaumen, Kehle, Zunge, Zähne, Naſe u. ſ. w. Manche Sprache wird aus dem e, o, a, i geſprochen. So hat jeder Menſch ſeinen Hauptvocal. Es iſt damit wie in der Muſik: jedes muſikaliſche Stück hat ſeinen Grundton, auch ſein Thema. —

Nicht jedes Wort iſt ein vollkommenes Wort; die Worte ſind theils Vocale, theils Conſonanten, geltende und mitgeltende Worte. —

Was man nicht direkt zerlegen kann, muß man indirekt oder idealiſch zerlegen, d. h. zur Sprache zu bringen ſuchen; dann zerlegt man die Erſcheinung, den Ausdruck, und findet die Beſtandtheile und ihr Verhältniß. —

Die Seele ſtrebt bei jedem Begriffe nach einem genetiſch-intuitiven Worte, daher ihr Etymologiſiren. Sie verſteht einen Begriff, wenn ſie ihn fertig machen, und auf alle Weiſe behandeln, wenn ſie ihn zu Geiſt und zu Materie machen kann. Das Univerſaliſiren oder Philoſophiſtiſiren eines ſpecifiſchen Begriffs oder Bildes iſt nichts als ein Aetheriſiren, ein Verluftigen, Vergei-

ſtigen eines Specificums oder Individuums. Es giebt auch einen entgegengeſetzten Prozeß. —

Sprache in der zweiten Potenz, z. B. Fabel, iſt Ausdruck eines ganzen Gedankens, und gehört in die Hieroglyphiſtik der zweiten Potenz, in die Ton- und Schriftbilderſprache. Sie hat poetiſche Verdienſte und iſt nicht rhetoriſch, ſubaltern, wenn ſie ein vollkommener Ausdruck, wenn ſie euphoniſch, richtig und präcis iſt, wenn ſie gleichſam ein Ausdruck, mit um des Ausdrucks willen iſt, wenn ſie wenigſtens nicht als Mittel erſcheint, ſondern an ſich ſelbſt eine vollkommene Production des höheren Sprachvermögens iſt. — — Dient ein Organ einem andern, ſo iſt es, ſo zu ſagen, ſeine Zunge, ſeine Kehle, ſein Mund. Das Werkzeug, das dem Geiſte am willigſten dient, am leichteſten mannigfaltiger Modificationen fähig iſt, wird vorzüglich ſein Sprachwerkzeug: daher Mund- und Fingerſprache. —

Der Ton ſcheint nichts als eine gebrochene Bewegung zu ſeyn, in dem Sinn, wie die Farbe gebrochenes Licht iſt. —

Stimmungen, unbeſtimmte Empfindungen, nicht beſtimmte Empfindungen und Gefühle machen glücklich. Man wird ſich wohl befinden, wenn man keinen beſondern Trieb, keine beſtimmte Gedanken- und Empfindungsreihe in ſich bemerkt. Dieſer Zuſtand iſt wie das Licht, ebenfalls heller oder dunkler: ſpecifiſche Gedanken und Empfindungen ſind ſeine Conſonanten; man

nennt es Bewußtſeyn. Vom vollkommenſten Bewußtſeyn läßt ſich ſagen, daß es ſich alles und nichts bewußt iſt: es iſt Geſang, bloße Modulation der Stimmungen, wie dieſer der Vocale oder Töne. Die innere Selbſtſprache kann dunkel, ſchwer und barbariſch, und Griechiſch und Italiäniſch ſeyn, ſie iſt deſto vollkommener, je mehr ſie ſich dem Geſange nähert. Der Ausdruck: er verſteht ſich ſelbſt nicht, erſcheint hier in einem neuen Lichte. Die Sprache des Bewußtſeyns kann gebildet, und ihr Ausdruck vollkommen gemacht werden, ſo daß eine Fertigkeit entſteht, ſich mit ſich ſelbſt zu beſprechen. Unſer Denken iſt alſo eine Zweiſprache, unſer Empfinden Sympathie. —

Was iſt der Menſch? Ein vollkommener Trope des Geiſtes. Alle ächte Mittheilung iſt alſo bildſam, und ſind alſo nicht Liebkoſungen ächte Mittheilungen? —

Alle Menſchen ſind Variationen Eines vollſtändigen Individuums, d. h. Einer Ehe. Ein Variationen-Accord iſt eine Familie, wozu jede innig verbundene Geſellſchaft zu rechnen iſt. —

Ein Lichtſtrahl bricht ſich noch in etwas ganz anders als Farben. Wenigſtens iſt der Lichtſtrahl einer Beſeelung fähig, wo ſich dann die Seele in Seelenfarben bricht. Wem fällt nicht der Blick der Geliebten ein? —

Alle geiſtige Berührung gleicht der Berührung eines Zauberſtabs. Alles kann zum Zauberwerkzeug wer-

den. Wem aber die Wirkungen einer ſolchen Berührung ſo fabelhaft, wem die Wirkungen eines Zauberſpruchs ſo wunderbar vorkommen, der erinnere ſich doch nur an die erſte Berührung der Hand ſeiner Geliebten, an ihren erſten bedeutenden Blick, wo der Zauberſtab der abgebrochne Lichtſtrahl iſt, an den erſten Kuß, an das erſte Wort der Liebe, und frage ſich, ob der Bann und Zauber dieſer Momente nicht auch fabelhaft und wunderſam, unauflöslich und ewig iſt. —

Das Augenſpiel geſtattet einen äußerſt mannigfaltigen Ausdruck; die übrigen Geſichtsgeberden oder Sinnen ſind nur die Conſonanten zu den Augenvocalen. Phyſiognomie iſt alſo die Geberdenſprache des Geſichts. Er hat viel Phyſiognomie, heißt: ſein Geſicht iſt ein treffendes, fertiges und idealiſirendes Sprachorgan. Die Frauen haben vorzüglich eine idealiſirende Phyſiognomie; ſie vermögen die Empfindungen nicht bloß wahr, ſondern auch reizend und ſchön, idealiſch auszudrücken. Durch langen Umgang lernt man die Geſichtsſprache verſtehn. Die vollkommenſte Phyſiognomie muß allgemein und abſolut verſtändlich ſeyn. Man könnte die Augen ein Lichtclavier nennen. Das Auge drückt ſich auf eine ähnliche Weiſe, wie die Kehle, durch höhere und tiefere Töne (die Vocale), durch ſchwächere und ſtärkere Leuchtungen aus. Sollten die Farben nicht die Lichtconſonanten ſeyn? — —

Bücher ſind eine moderne Gattung hiſtoriſcher We-

ſen, aber eine höchſt bedeutende. Sie ſind vielleicht an die Stelle der Traditionen getreten. —

Die ſtrenge Methode iſt bloß Studium, und ſollte nicht gedruckt werden; man ſollte nur im freien ungebundenen Styl für das Publikum ſchreiben, und nur die ſtrenge Demonſtration, die ſyſtematiſche Ausarbeitung dabei liegen haben. —

Es wird eine ſchöne Zeit ſeyn, wenn man nichts mehr leſen wird, als die ſchöne Compoſition, als die literariſchen Kunſtwerke. Alle andere Bücher ſind Mittel, und werden vergeſſen, wenn ſie keine tauglichen Mittel mehr ſind, und dies können die Bücher nicht lange bleiben. —

Der wahre Leſer muß der erweiterte Autor ſeyn; er iſt die höhere Inſtanz, welche die Sache von der niedern Inſtanz ſchon vorgearbeitet erhält. Das Gefühl, vermittelſt deſſen der Autor die Materialien ſeiner Schrift geſchieden hat, ſcheidet beim Leſen wieder das Rohe und Gebildete des Buchs, und wenn der Leſer nach ſeiner Idee das Buch bearbeiten würde, ſo würde ein zweiter Leſer noch mehr läutern, und ſo wird dadurch, daß die bearbeitete Maſſe immer wieder in friſchthätige Gefäße kömmt, die Maſſe endlich weſentlicher Beſtandtheil, Glied des wirkſamen Geiſtes. — Durch unpartheiiſches Wiederleſen ſeines Buchs kann der Autor es ſelbſt läutern. Bei Fremden geht gewöhnlich das Eigenthümliche mit verloren, weil die Gabe ſo ſel-

ten ist, völlig in eine fremde Idee hineinzugehen, oft selbst beim Autor. Es ist kein Merkmal größerer Bildung und größerer Kräfte, wenn man ein Buch richtig tadelt; durch die Neuheit des Eindrucks ist die größere Schärfe des Sinns ganz natürlich. —

So sonderbar, als es manchem scheinen möchte, so ist doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Aeußere, die Melodie des Styls ist, welche zur Lectüre uns hinzieht, und uns an dieses oder jenes Buch fesselt. Wilhelm Meisters Lehrjahre sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer diese Anmuth des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden; diese geistige Einheit ist die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns dasselbe persönlich und wirksam vorkommt. —

Goethe ist ganz praktischer Dichter. Er ist in seinen Werken, was der Engländer in seinen Waaren ist: höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutschen Literatur das gethan, was Wedgewood in der englischen Kunstwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer, einen natürlich ökonomischen, und einen durch Verstand erworbenen edeln Geschmack. Beides verträgt sich sehr gut, und hat eine nahe Verwandtschaft mit chemischen Sinn. In seinen physikalischen Studien

wird es recht klar, daß es seine Neigung ist, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeschickt bleibt, und daß man es nie darin zu einer meisterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs. Die Oekonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem, wohlfeilem Stoff einen poetischen Effect erreicht. —

Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. Nach dem Feuer, Wahnsinn und den wilden Erscheinungen in der ersten Hälfte des dritten Theils sind die Bekenntnisse eine Beruhigung des Lesers. Die Oberaufsicht, welche der Abbee führt, ist lästig und komisch; der Thurm in Lotharies Schlosse ist ein großer Widerspruch mit ihm selbst. Die Musen

werden zu Comödiantinnen gemacht, und die Poeſie ſpielt beinahe eine Rolle, wie in einer Farce. Es läßt ſich fragen, wer am meiſten verliert, ob der Adel, daß er zur Poeſie gerechnet, oder die Poeſie, daß ſie vom Adel repräſentirt wird. Die Einführung Shakſpeares macht eine faſt tragiſche Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Oekonomie, und die ökonomiſche Natur iſt endlich die wahre, übrig bleibende. —

Klopſtocks Werke ſcheinen größtentheils freie Ueberſetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters, durch einen ſehr talentvollen aber unpoetiſchen Philologen zu ſeyn. —

Wenn man von der Abſichtlichkeit und Künſtlichkeit der Shakſpeareſchen Werke ſpricht, ſo muß man nicht vergeſſen, daß die Kunſt zur Natur gehört, und gleichſam die ſich ſelbſt beſchauuende, ſich ſelbſt nachahmende, ſich ſelbſt bildende Natur iſt. Die Kunſt einer gut entwickelten Natur iſt freilich von der Künſtelei des Verſtandes, des bloß raiſonnirenden Geiſtes ſehr unterſchieden. Shakſpeare war kein Calculator, kein Gelehrter, er war eine mächtige buntkräftige Seele, deren Empfindungen und Werke, wie Erzeugniſſe der Natur, das Gepräge des denkenden Geiſtes tragen, und in denen auch der letzte ſcharfſinnige Beobachter noch neue Uebereinſtimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Weltalls, Begegnungen mit ſpätern Ideen, Verwandt-

ſchaften mit den höheren Kräften und Sinnen der Menſchheit finden wird. Sie ſind ſinnbildlich und vieldeutig, einfach und unerſchöpflich, wie die Erzeugniſſe der Natur, und es dürfte nichts unpaſſenderes von ihnen geſagt werden können, als daß ſie Kunſtwerke in jener eingeſchränkten, mechaniſchen Bedeutung des Worts ſeien. —

In Shakſpeares hiſtoriſchen Stücken iſt durchgehends Kampf der Poeſie mit der Unpoeſie. Das Gemeine erſcheint witzig und ausgelaſſen, wenn das Große ſteif und traurig erſcheint. Das niedrige Leben wird durchgehends dem höheren entgegen geſtellt, oft tragiſch, oft parodiſch, oft des Contraſtes wegen. Geſchichte, was dem Dichter Geſchichte heißt, wird in dieſen Stücken dargeſtellt; Geſchichte in Geſpräch aufgelöſt: gerade das Gegentheil der wahren Geſchichte, und doch Geſchichte wie ſie ſeyn ſoll, weiſſagend und ſynchroniſtiſch. Alles Dramatiſche gleicht einer Romanze; es iſt klar, einfach, ſeltſam, ein ächt poetiſches Spiel, ohne eigentliche Zwecke. —

In einer wahren Rede ſpielt der Redner alle Rollen, um zu überraſchen, um den Gegenſtand von einer neuen Seite zu betrachten, um den Zuhörer plötzlich zu illudiren, oder auch zu überzeugen. Eine Rede iſt ein äußerſt lebhaftes, geiſtreiches und abwechſelndes Tableau der innern Betrachtung eines Gegenſtandes. Bald frägt der Redner, bald antwortet er; dann ſpricht er und dialogirt, dann erzählt er, dann ſcheint er den

Gegenstand zu vergessen, um plötzlich zu ihm zurück zu kommen; dann stellt er sich überzeugt, um desto hinterlistiger zu schaden, dann einfältig, gerührt, muthig; er wendet sich zu seinen Kindern, er thut, als ob alles vorüber und beschlossen wäre; bald spricht er mit Bauern, bald mit diesem, bald mit jenem, selbst mit leblosen Gegenständen. Kurz, eine Rede ist ein monologes Drama. Nur der offne, gerade Redner verdient diesen Namen, der schwülstige ist keiner. Die ächte Rede ist im Styl des hohen Lustspiels, nur einzeln mit großer Poesie verwebt, sonst recht klare, einfache Prosa des gemeinen Lebens. —

An schlechten und mittelmäßigen Schriftstellern ließe sich noch mancher schöne Kranz verdienen; man hat bisher fast lauter Schlechtes und Mittelmäßiges über dieselben, und doch würde eine Philosophie des Schlechten, Mittelmäßigen und Gemeinen von der höchsten Wichtigkeit seyn. —

Formeln für Kunstindividuen finden, durch die sie im eigentlichen Sinn erst verstanden werden, macht das Geschäft eines artistischen Kritikers aus, dessen Arbeiten die Geschichte der Kunst vorbereiten. —

Jedes Buch, das der Mensch mit oder ohne Absicht, als solcher geschrieben hat, was also nicht sowohl Buch, als geschriebene Gedanken- und Charakteräußerung ist, kann so mannigfaltig beurtheilt werden, als der Mensch ist. Hier ist kein Künstler, sondern der

ächte Menschenkenner competent; es gehört nicht für ein artistisches, sondern für ein anthropologisches Forum. So einseitig und unbillig, so arbiträr und inhuman Menschen beurtheilt werden, eben so auch diese Art Schriften. Es giebt so wenig reifen Sinn für universelle Humanität, daß man sich auch über die Kritiker dieser Schriften nicht wundern darf. Gerade das Beste wird am leichtesten übersehen; auch hier findet der Kenner, für den der Mensch erst eigentlich vorhanden ist, unter dessen Augen er wird, unzählbare Nuancen, Harmonien und Gelungenheiten, nur er weiß sie zu würdigen, und bewundert vielleicht in einer sehr mittelmäßig, oder gar schlecht scheinenden Schrift eine seltne Combination und Ausbildung menschlicher Anlagen, die herrliche Naturkunst eines Geistes, der sich ihm in einer barbarischen Form offenbart, weil er nur das Talent des schriftlichen Ausdrucks nicht besaß, oder vernachläßigte. — —

Nur dann zeige ich, daß ich einen Schriftsteller verstanden habe, wenn ich in seinem Geiste handeln kann, wenn ich ihn, ohne seine Individualität zu schmälern, übersetzen und mannigfach verändern kann.

Eine Uebersetzung ist entweder grammatisch, oder verändernd, oder mythisch. Mythische Uebersetzungen sind Uebersetzungen im höchsten Styl. Sie stellen den reinen vollendeten Charakter des individuellen Kunstwerks dar. Sie geben uns nicht das wirkliche Kunstwerk,

ſondern das Ideal deſſelben. Noch exiſtirt, wie ich glaube, kein ganzes Muſter derſelben. Im Geiſt mancher Kritiken und Beſchreibungen von Kunſtwerken trifft man aber helle Spuren davon. Es gehört ein Kopf dazu, in dem ſich poetiſcher Geiſt und philoſophiſcher Geiſt in ihrer ganzen Fülle durchdrungen haben. Die griechiſche Mythologie iſt zum Theil eine ſolche Ueberſetzung einer Nationalreligion. Auch die moderne Madonna iſt ein ſolcher Mythus.

Grammatiſche Ueberſetzungen ſind die Ueberſetzungen im gewöhnlichen Sinn. Sie erfordern ſehr viel Gelehrſamkeit, aber nur discurſive Fähigkeiten.

Zu den verändernden Ueberſetzungen gehört, wenn ſie ächt ſeyn ſollen, der höchſte poetiſche Geiſt. Sie fallen leicht ins Traveſtiren, wie Bürgers Homer in Jamben, Pope's Homer, die franzöſiſchen Ueberſetzungen insgeſammt. Der wahre Ueberſetzer dieſer Art muß in der That der Künſtler ſelbſt ſeyn, und die Idee des Ganzen beliebig ſo oder ſo geben können. Er muß der Dichter des Dichters ſeyn, und ihn alſo nach ſeiner und des Dichters eigner Idee zugleich reden laſſen können. In einem ähnlichen Verhältniſſe ſteht der Genius der Menſchheit mit jedem einzelnen Menſchen. —

Nicht bloß Bücher, alles kann auf dieſe drei Arten überſetzt werden. —

Journale ſind eigentlich ſchon gemeinſchaftliche Bücher; das Schreiben in Gemeinſchaft iſt ein intereſſantes

Symptom, das noch eine große Ausbildung der Schriftstellerei ahnden läßt. Man wird vielleicht einmal in Masse schreiben, denken und handeln; ganze Gemeinden, selbst Nationen werden Ein Werk unternehmen.

Die Bücherwelt ist in der That nur die Carikatur der wirklichen Welt. Beide entspringen aus derselben Quelle. Jene aber erscheint in einem freien beweglichen Medio. Daher sind dort alle Farben greller, weniger Mittellinien, die Bewegungen lebhafter, die Umrisse daher frappanter, der Ausdruck hyperbolisch. Jene erscheint nur fragmentarisch, diese ganz. Daher ist jene poetischer, geistvoller, interessanter, malerischer, aber auch unwahrer, unphilosophischer, unsittlicher. Die meisten Menschen, die meisten Gelehrten mitgerechnet, haben auch nur eine Buchansicht, eine fragmentarische Ansicht der wirklichen Welt, und dann leidet diese unter den nemlichen Gebrechen, genießt aber auch die nemlichen Vortheile als die Bücherwelt. Viele Bücher sind auch nichts als Darstellungen solcher einzelnen fragmentarischen Ansichten der wirklichen Welt. —

Die meisten Schriftsteller sind zugleich ihre Leser, indem sie schreiben, und daher entstehen in ihren Werken so viele Spuren des Lesers, so viele kritische Rücksichten, so manches, was dem Leser zukömmt, und nicht dem Schriftsteller: Gedankenstriche, großgedruckte Worte, herausgehobene Stellen, alles dies gehört in das Gebiet des Lesers. Der Leser setzt den Accent willkühr-

lich; er macht eigentlich aus einem Buche, was er will. Es giebt kein allgemein geltendes Leſen im gewöhnlichen Sinn. Leſen iſt eine freie Operation; wie ich, und was ich leſen ſoll, kann mir keiner vorſchreiben. —

Die meiſten wiſſen ſelbſt nicht, wie intereſſant ſie wirklich ſind, was ſie wirklich für intereſſante Dinge ſagen. Eine ächte Darſtellung ihrer ſelbſt, eine Aufzeichnung und Beurtheilung ihrer Reden würde ſie über ſich ſelbſt in Erſtaunen ſetzen, und ihnen in ſich ſelbſt eine durchaus neue Welt entdecken helfen. —

Ein Autodidaktos hat, bei allen Lücken und Unvollkommenheiten ſeines Wiſſens, die aus der Art ſeines Studiums nothwendig entſtehen, dennoch den großen Vortheil, daß jede neue Idee, die er ſich zu eigen macht, ſogleich in die Gemeinſchaft ſeiner Kenntniſſe und Ideen tritt, und ſich mit dem Ganzen aufs innigſte vermiſcht, welches dann Gelegenheit zu originellen Verbindungen und mannigfaltigen neuen Entdeckungen giebt. —

Die Schriftſteller ſind ſo einſeitig, wie alle Künſtler Einer Art, und nur noch hartnäckiger. Unter den Schriftſtellern von Profeſſion giebt es gerade wenig liberale Menſchen, beſonders, wenn ſie gar keine andre Subſiſtenz, als ihre Schriftſtellerei haben. —

Alles, was ein Gelehrter thut, ſagt, ſpricht, leidet, hört u. ſ. w., muß ein artiſtiſches, techniſches, wiſſenſchaftliches Product, oder eine ſolche Operation ſeyn. Er ſpricht in Epigrammen; er agirt in einem Schau-

ſpiele; er iſt Dialogiſt; er trägt Abhandlungen und Wiſſenſchaften vor; er erzählt Anekdoten, Geſchichte, Märchen, Romane; er empfindet poetiſch; wenn er zeichnet, ſo zeichnet er als Künſtler, ſo als Muſiker; ſein Leben iſt ein Roman, ſo ſieht und hört er auch alles, ſo lieſt er. — Kurz, der ächte Gelehrte iſt der vollſtändig gebildete Menſch, der allem, was er berührt und thut, eine wiſſenſchaftliche, idealiſche Form giebt. —

Eine Idee iſt deſto gediegener, individueller und reizender, je mannigfaltigere Gedanken, Welten und Stimmungen ſich in ihr kreuzen, berühren. Wenn ein Werk mehr Veranlaſſungen, mehr Bedeutungen, mehrfaches Intereſſe, mehr Seiten, überhaupt mehr Arten verſtanden und geliebt zu werden hat, ſo iſt es gewiß höchſt intereſſant: ein ächter Ausfluß der Perſönlichkeit. Wie ſich die höchſten und gemeinſten Menſchen, die höchſt- und gemeinverſtändlichſten gewiſſermaßen gleichen, ſo auch mit den Büchern. Vielleicht gleicht das höchſte Buch einem Abc-Buch. Ueberhaupt iſt es mit den Büchern und mit allem, ſo wie mit dem Menſchen. Der Menſch iſt eine Analogien-Quelle für das Weltall. —

In manchen ältern Schriften klopft ein geheimnißvoller Pulsſchlag, und bezeichnet die Berührungsſtelle mit der unſichtbaren Welt, ein Lebendigwerden. —

Das Intereſſante iſt was mich, nicht um mein ſelbſt willen, ſondern nur als Mittel, als Glied in Be-

wegung ſetzt. Das Claſſiſche ſtört mich gar nicht; es afficirt mich nur indirect durch mich ſelbſt. Es iſt nicht für mich da, als claſſiſch, wenn ich es nicht ſetze, als ein ſolches, das mich nicht afficiren würde, wenn ich mich nicht ſelbſt zur Hervorbringung deſſelben für mich beſtimmte, anregte; wenn ich nicht ein Stück von mir ſelbſt losriſſe, und dieſen Keim ſich auf eine eigenthümliche Weiſe vor meinen Augen entwickeln ließe. Eine Entwickelung, die oft nur eines Moments bedarf, und mit der ſinnlichen Wahrnehmung des Objects zuſammenfällt, ſo daß ich ein Object vor mir ſehe, in welchem das gemeine Object und das Ideal, wechſelſeitig durchdrungen, nur Ein wunderbares Individuum bilden. —

Wer den Witz erfunden haben mag? Jede zur Beſinnung gebrachte Eigenſchaft, Handlungsweiſe unſers Geiſtes iſt im eigentlichſten Sinne eine neu entdeckte Welt. —

Humor iſt eine willkührlich angenommene Manier. Das Willkührliche iſt das Pikante daran. Humor iſt das Reſultat einer freien Vermiſchung des Bedingten und Unbedingten. Durch Humor wird das eigenthümlich Bedingte allgemein intereſſant, und erhält objectiven Werth. Wo Phantaſie und Urtheilskraft ſich berühren, entſteht Witz; wo ſich Vernunft und Willkühr paaren: Humor. Perſiflage gehört zum Humor, iſt aber um einen Grad geringer, ſie iſt nicht mehr rein artiſtiſch,

und viel beſchränkter. In heitern Seelen giebt es keinen Witz. Witz zeigt ein geſtörtes Gleichgewicht an, er iſt die Folge der Zerſtörung, und zugleich das Mittel der Herſtellung. Den ſtärkſten Witz hat die Leidenſchaft. Es giebt eine Art des geſelligen Witzes, die nur magiſches Farbenſpiel in höheren Sphären iſt. Der Zuſtand der Auflöſung aller Verhältniſſe, die Verzweiflung oder das geiſtige Sterben iſt am fürchterlichſten witzig. — Das Unbedeutende, Gemeine, Rohe, Häßliche, Ungeſittete wird durch Witz allein geſellſchaftsfähig; es iſt gleichſam nur um des Witzes willen. —

Witz, als Prinzip der Verwandtſchaften, iſt zugleich das menstruum universale. Witzige Vermiſchungen ſind z. B. Jude und Kosmopolit, Kindheit und Weisheit, Räuberei und Edelmuth, Tugend und Hetärie, Ueberfluß und Mangel an Urtheilskraft in der Naivetät, und ſo fort ins Unendliche. —

Der Menſch erſcheint am würdigſten, wenn ſein erſter Eindruck der Eindruck eines abſolut witzigen Einfalls iſt: nemlich Geiſt und beſtimmtes Individuum zugleich zu ſeyn. Einen jeden vorzüglichen Menſchen muß gleichſam ein Geiſt zu durchſchweben ſcheinen, der die ſichtbare Erſcheinung idealiſch parodirt. Bei manchen Menſchen iſt es, als ob dieſer Geiſt der ſichtbaren Erſcheinung ein Geſicht ſchnitte. —

Von einem liebenswerthen Gegenſtande können wir nicht genug hören, nicht genug ſprechen. Wir freuen

uns über jedes neue, treffende, verherrlichende Wort. Es liegt nicht an uns, daß er nicht Gegenstand aller Gegenstände wird. — —

Lehrjahre sind für den poetischen, akademische Jahre für den philosophischen Jünger. Akademie sollte ein durchaus philosophisches Institut seyn: nur Eine Facultät; die ganze Einrichtung zur Erregung und zweckmäßigen Uebung der Denkkraft organisirt. Lehrjahre im vorzüglichen Sinn sind die Lehrjahre der Kunst zu leben. Durch planmäßig geordnete Versuche lernt man ihre Grundsätze kennen, und erhält die Fertigkeit, nach ihnen beliebig zu verfahren. —

Ein ächter Klubb ist eine Mischung von Institut und Gesellschaft. Er hat einen Zweck, wie das Institut; aber keinen bestimmten, sondern einen unbestimmten, freien: Humanität überhaupt. Aller Zweck ist ernsthaft; die Gesellschaft ist durchaus fröhlich. —

Die Gegenstände der gesellschaftlichen Unterhaltung sind nichts, als Mittel der Belebung. Dies bestimmt ihre Wahl, ihren Wechsel, ihre Behandlung. Die Gesellschaft ist nichts, als gemeinschaftliches Leben: eine unheilbare, denkende und fühlende Person. Jeder Mensch ist eine kleine Gesellschaft. —

Gesellschaftstrieb ist Organisationstrieb. Durch diese geistige Assimilation entsteht oft aus gemeinen Bestandtheilen eine gute Gesellschaft um einen geistvollen Menschen her. —

Jede Stufe der Bildung fängt mit Kindheit an. Daher ist der am meisten gebildete irdische Mensch dem Kinde so ähnlich. —

Das Interessante ist die Materie, die sich um die Schönheit bewegt. Wo Geist und Schönheit ist, häuft sich in concentrischen Schwingungen das Beste aller Naturen. —

Je verworrener ein Mensch ist (man nennt die Verworrenen oft Dummköpfe), desto mehr kann durch fleißiges Selbststudium aus ihm werden; dahingegen die geordneten Köpfe trachten müssen, wahre Gelehrte, gründliche Encyklopädisten zu werden. Die Verworrenen haben im Anfang mit mächtigen Hindernissen zu kämpfen, sie dringen nur langsam ein, sie lernen mit Mühe arbeiten: dann aber sind sie auch Herren und Meister auf immer. Der Geordnete kommt geschwind hinein, aber auch geschwind heraus. Er erreicht bald die zweite Stufe, aber da bleibt er auch gewöhnlich stehen. Ihm werden die letzten Schritte beschwerlich, und selten kann er es über sich gewinnen, bei einem gewissen Grade von Meisterschaft sich wieder in den Zustand eines Anfängers zu versetzen. Verworrenheit deutet auf Ueberfluß an Kraft und Vermögen, bei mangelhaften Verhältnissen; Bestimmtheit, auf richtige Verhältnisse, aber sparsames Vermögen und Kraft. Daher ist das Verworrene so progressiv, so perfectibel; dahingegen der Ordentliche so früh als Philister aufhört. Ordnung

und Bestimmtheit allein ist nicht Deutlichkeit. Durch Selbstbearbeitung kommt der Verworrene zu jener himmlischen Durchsichtigkeit, zu jener Selbsterleuchtung, die der Geordnete so selten erreicht. Das wahre Genie verbindet die Extreme. Es theilt die Geschwindigkeit mit dem letzten, und die Fülle mit dem ersten. —

Je unwissender man von Natur ist, desto mehr Capacität für das Wissen. Jede neue Erkenntniß macht einen viel tiefern und lebendigern Eindruck. Man bemerkt dieses deutlich beim Eintritt in eine Wissenschaft. Daher verliert man durch zu vieles Studiren an Capacität. Es ist eine der ersten Unwissenheit entgegengesetzte Unwissenheit. Jene ist Unwissenheit aus Mangel, diese aus Ueberfluß der Erkenntnisse. Letztere pflegt die Symptome des Skepticismus zu haben. Es ist aber ein unächter Skepticismus, aus indirecter Schwäche unsers Erkenntnißvermögens. Man ist nicht im Stande die Masse zu durchdringen, und sie in bestimmter Gestalt vollkommen zu beleben: die plastische Kraft reicht nicht zu. So wird der Erfindungsgeist junger Köpfe und Schwärmer, so wie der glückliche Griff des geistvollen Anfängers oder Laien leicht erklärbar. —

Sollte nicht die Distanz einer besondern Wissenschaft von der allgemeinen, und so der Rang der Wissenschaften unter einander, nach der Zahl ihrer Grundsätze zu rechnen seyn? Je weniger Grundsätze, desto höher die Wissenschaft. —

Innigſte Gemeinſchaft aller Kenntniſſe ſcientifiſche Republik, iſt der hohe Zweck der Gelehrten. —

Wer ſucht, wird zweifeln! Das Genie ſagt aber ſo dreiſt und ſicher, was es in ſich vorgehen ſieht, weil es nicht in ſeiner Darſtellung, die Darſtellung alſo auch nicht in ihm befangen iſt, ſondern ſeine Betrachtung und das Betrachtete frei zuſammen ſtimmen, zu Einem Werke frei ſich zu vereinigen ſcheinen. —

Ein Genie muß durch genialiſche Berührungen der mannigfaltigſten Art verſucht, erregt und gebildet werden, daher jeder Menſch, in Ermangelung lebendiger Genies, durch genialiſche Producte. (Jedes Product eines Genies iſt ſelbſt Genie.) —

Die Rechtslehre entſpricht der Phyſiologie, die Moral der Pſychologie. Die Vernunftgeſetze der Rechts- und Sittenlehre in Naturgeſetze verwandelt, geben die Grundſätze der Phyſiologie und Pſychologie. —

Jede ſpecifiſche Incitation verräth einen ſpecifiſchen Sinn. Je neuer ſie iſt, deſto plumper, aber deſto ſtärker: je beſtimmter, je ausgebildeter, mannigfaltiger ſie wird, deſto ſchwächer. So erregte der erſte Gedanke an Gott eine gewaltſame Emotion im ganzen Individuum; ſo die erſte Idee von Philoſophie, von Menſchheit, Weltall u. ſ. w. —

Man verſteht das Künſtliche gewöhnlich beſſer, als das Natürliche. Es gehört mehr Geiſt zum Einfachen, als zum Complicirten, aber weniger Talent. —

Eine Wiſſenſchaft gewinnt durch Freſſen, durch Aſſimiliren andrer Wiſſenſchaften u. ſ. w. So die Mathematik, z. B. durch den gefreſſenen Begriff des Unendlichen. —

Metaphyſik und Aſtronomie ſind Eine Wiſſenſchaft. Die Sonne iſt in der Aſtronomie, was Gott in der Metaphyſik iſt; Freiheit und Unſterblichkeit ſind wie Licht und Wärme. Gott, Freiheit und Unſterblichkeit werden einſt die Baſen der geiſtigen Phyſik eben ſo werden, wie Sonne, Licht und Wärme die der irdiſchen Phyſik. —

Jede Wiſſenſchaft hat ihren Gott, der zugleich ihr Ziel iſt. So lebt eigentlich die Mechanik vom Perpetuo mobili, und ſucht zu gleicher Zeit als ihr höchſtes Problem ein Perpetuum mobile zu conſtruiren; ſo die Chemie mit dem Menstruo universali und dem geiſtigen Stoffe, oder dem Stein der Weiſen; die Philoſophie ſucht ein erſtes und einziges Prinzip; die Mathematik die Quadratur des Zirkels und eine Principalgleichung; der Menſch Gott; der Mediciner ein Lebenselixir, eine Vereinigungs-Eſſenz und vollkommenes Gefühl und Handhabung des Körpers; der Politiker ewigen Frieden und einen vollkommenen und freien Staat. Jede immer getäuſchte und immer erneuerte Erwartung deutet auf ein Kapitel in der Zukunftslehre hin. — Wir ſuchen überall das Unbedingte, und finden immer nur Dinge. —

Es iſt eine falſche Idee, daß man Langeweile haben

würde, wenn man alles wüßte. Jede überwundene Last befördert die Leichtigkeit der Lebensfunctionen, und läßt eine Kraft übrig, die nachher zu etwas anderm bleibt. Es ist mit dem Wissen, wie mit dem Sehen, je mehr man sieht, desto besser und angenehmer ist es. —

Es ist nicht das Wissen allein, das uns glücklich macht, es ist die Qualität des Wissens, die subjective Beschaffenheit des Wissens. Vollkommenes Wissen ist Ueberzeugung; und sie ist es, die uns glücklich macht und befriedigt, sie verwandelt das todte Wissen in ein lebendiges. —

Am Ende beruht die Begreiflichkeit eines Phänomens auf Glauben und Willen. Mache ich ein Geheimniß aus einer Erscheinung, so ist es für mich eins. Es ist damit wie mit den Schranken. —

Eine Idee verliert außerordentlich, wenn ich ihr den Stempel meiner Erfindung aufdrücke, und sie zu einer Patent-Idee mache. —

Der vollendete Mensch muß gleichsam an mehreren Orten und in mehreren Menschen leben, ihm müssen beständig ein weiter Kreis und mannigfache Begebenheiten gegenwärtig seyn. Hier bildet sich dann die wahre, großartige Gegenwart des Geistes, die den Menschen zum eigentlichen Weltbürger macht, und ihn in jedem Augenblicke seines Lebens durch die wohlthätigsten Associationen reizt, stärkt, und in die helle Stimmung einer besonnenen Thätigkeit versetzt. —

Alle Leidenschaften endigen sich wie ein Trauerspiel. Alles Einseitige endigt mit Tod: so die Philosophie der Empfindung, die der Phantasie, die des Gedankens. Alles Leben endigt sich mit Alter und Tod. Alle Poesie hat einen tragischen Zug. (Allem ächten Scherz liegt Ernst zum Grunde: auch Farcen und Marionettenspiele haben eine tragische Wirkung; eben so das Gemeine und Triviale) —

Deutlich wird etwas nur durch Repräsentation. Man versteht eine Sache am leichtesten, wenn man sie repräsentirt sieht. So versteht man das Ich nur, in sofern es vom Nicht-Ich repräsentirt wird. Das Nicht-Ich ist das Symbol des Ich, und dient nur zum Selbstverständniß des Ich. So versteht man das Nicht-Ich umgekehrt nur, in sofern es vom Ich repräsentirt, und dieses sein Symbol wird. In Hinsicht auf die Mathematik läßt sich diese Bemerkung so anwenden, daß die Mathematik, um verständlich zu seyn, repräsentirt werden muß. Eine Wissenschaft läßt sich nur durch eine andere wahrhaft repräsentiren. Die pädagogischen Anfangsgründe der Mathematik müssen daher symbolisch und analogisch seyn. Eine bekannte Wissenschaft muß zum Gleichniß für die Mathematik dienen, und diese Grundgleichung muß das Prinzip der Darstellung der Mathematik werden. So wie die Anthropologie die Basis der Menschengeschichte, so ist die Physik der Mathematik die Basis der Geschichte die Mathematik. Die

Physik überhaupt ist die ursprüngliche eigentliche Geschichte; die gewöhnlich so genannte Geschichte ist nur abgeleitete Geschichte. — Gott selbst ist nur durch Repräsentation verständlich. —

Die ganze Repräsentation beruht auf einem Gegenwärtigmachen des nicht Gegenwärtigen, und so fort. (Wunderkraft der Fiction. Glauben und Liebe beruht auf repräsentativem Glauben.) So die Annahme: der ewige Friede ist schon da; Gott ist unter uns; hier ist Amerika oder nirgend; das goldne Zeitalter ist hier; wir sind Zauberer; wir sind moralisch u. s. w. —

Alle historische Wissenschaft strebt mathematisch zu werden, die mathematische Kraft ist die ordnende Kraft. Jede mathematische Wissenschaft strebt wieder philosophisch zu werden, animirt, oder rationalisirt zu werden; dann poetisch, endlich moralisch, zuletzt religiös. —

Mit dem bloßen Stoff den Anfang in der Philosophie der Wissenschaften zu machen, ist eben so einseitig, antinomisch und unkritisch, als mit der bloßen Bewegung anzufangen. Mit dem Menschen anzufangen ist schon kritischer; mit dem idealischen Menschen, d. h. mit dem Genius anzufangen, noch kritischer; mit Gott anzufangen ein Maximum der Kritik. — Man sagt nicht ohne Bedeutung, um die Schwierigkeit eines Unternehmens anzuzeigen: das Unternehmen ist kritisch. Die Kritik ist also gefährlich und mühsam. —

Das Wahre und Aechte scheint, als wenn es so

seyn müßte, und nichts anders seyn könnte. (Seine Simplicität, kindliche Naivität, Leichtigkeit, Bequemlichkeit, Nothwendigkeit, Unbedeutendheit.) Sucht nach Originalität ist gelehrter, grober Egoismus. Wer nicht jeden fremden Gedanken wie den seinigen, und einen eigenthümlichen wie einen fremden Gedanken behandelt, ist kein ächter Gelehrter. Das Hervorbringen neuer Ideen kann unnützer Luxus werden: es ist ein actives Sammeln; die Bearbeitung des Gesammelten ist schon ein höherer Grad der Thätigkeit. Für den ächten Gelehrten giebt es nichts Eigenthümliches und nichts Fremdes, alles ist ihm fremd und eigenthümlich zugleich. (Dem philosophischen Körper ist der Körper selbst fremd und eigen, Reiz und Reizbarkeit zugleich.) Der Gelehrte weiß das Fremde sich zuzueignen, und das Eigne fremd zu machen (Lernen und Lehren, Beobachten und Darstellen, Essen und Absondern). Höheres Streben nach höherer Originalität. Auch in der gelehrten Welt muß man lieben und wählen, um selbst existiren und sich selbst genießen zu können. —

Doppelte Universalität jeder wahren Wissenschaft. Die eine entsteht, wenn ich alle andern Wissenschaften zur Ausbildung der besondern benutze; die andre, wenn ich sie zur Universalwissenschaft mache, und sie selbst unter sich ordne, alle andern Wissenschaften als ihre Modificationen betrachte. Den ersten Versuch der letztern Art hat Fichte mit der Philosophie unternom-

men. Er soll in allen Wissenschaften unternommen werden. —

Die Mathematik ist wohl die exoterisirte zu einem äußern Object und Organ gemachte Seelenkraft des Verstandes, ein realisirter und objectiver Verstand. Sollte dieses vielleicht mit mehreren, und vielleicht allen Seelenkräften der Fall seyn, daß sie durch unsre Bemühungen äußerliche Werkzeuge werden sollen? Alles soll aus uns heraus und sichtbar werden, unsre Seele soll repräsentabel werden. Das System der Wissenschaften soll symbolischer Körper (Organ-System) unsers Innern werden. Unser Geist soll sinnlich wahrnehmbare Maschine werden, nicht in uns, aber außer uns. — — Eine sinnlich wahrnehmbare, zur Maschine gewordene Einbildungskraft ist die Welt. Die Einbildungskraft ist am leichtesten und ersten zur Welt gekommen oder geworden, die Vernunft vielleicht zuletzt. —

Der Act des sich selbst Ueberspringens ist überall der höchste, der Urpunkt, die Genesis des Lebens. So ist die Flamme nichts, als ein solcher Act. So hebt alle Philosophie da an, wo der Philosophirende sich selbst philosophirt, d. h. zugleich verzehrt und erneuert. Die Geschichte dieses Prozesses ist die Philosophie. So hebt alle Moralität damit an, daß ich aus Tugend gegen die Tugend handle; damit beginnt das Leben der Tugend, durch welches vielleicht die Capacität ins Unendliche zunimmt, ohne je eine Gränze, d. i. die Bedingung

der Möglichkeit ihres Lebens zu verlieren. Alles Leben ist ein überschwenglicher Erneuerungs-Prozeß, der nur von der Seite den Schein eines Vernichtungs-Prozesses hat. Das Präcipitat des Lebens ist ein Lebendiges, Lebensfähiges. Wie sich Wärme zur Flamme verhält, so Geist zum Leben. —

Hätten wir auch eine Phantastik, wie eine Logik, so wäre die Erfindungskunst erfunden. Zur Phantastik gehört auch die Aesthetik gewissermaßen, wie die Vernunftlehre zur Logik. —

Sittlichkeit und Philosophie sind Künste. Erstere ist die Kunst unter den Motiven zu Handlungen einer sittlichen Idee, einer Kunstidee a priori, gemäß zu wählen, und auf diese Art in alle Handlungen einen großen tiefen Sinn zu legen, dem Leben eine höhere Bedeutung zu geben, und so die Masse innerer und äußerer Handlungen (innere sind die Gesinnungen und Entschließungen) kunstmäßig zu einem idealischen Ganzen zu ordnen und zu vereinigen. Die andre ist die Kunst, auf eine ähnliche Art mit den Gedanken zu verfahren, unter den Gedanken zu wählen, die Kunst, unsre gesammten Vorstellungen nach einer absoluten, künstlerischen Idee zu produciren, und ein Weltsystem a priori aus den Tiefen unsers Geistes heraus zu denken; das Denkorgan activ zur Darstellung einer rein intelligiblen Welt zu gebrauchen. — Eigentlich wird in allen ächten Künsten Eine Idee, Ein Geist realisirt, von innen her-

aus producirt die Geisterwelt. Für das Auge ist es die sichtbare Welt a priori, für das Ohr die hörbare Welt a priori, für das sittliche Organ die sittliche Welt a priori, für das Denkorgan die denkbare Welt a priori, und so weiter. Alle diese Welten sind nur verschiedene Ausdrücke verschiedener Werkzeuge Eines Geistes und Einer Welt. —

Was ist Mysticismus? Was muß mystisch behandelt werden? Religion, Liebe, Natur, Staat. — Alles Auserwählte bezieht sich auf Mysticismus. Wenn alle Menschen ein paar Liebende wären, so fiele der Unterschied zwischen Mysticismus und Nichtmysticismus weg.

Dialogen.

1.

A. Der neue Meßkatalog?

B. Noch naß von der Presse.

A. Welche Last Buchstaben! welche ungeheure Abgabe von der Zeit!

B. Du scheinst zu den Omaristen zu gehören, wenn es erlaubt ist, euch nach dem Consequentesten unter euch zu benennen.

A. Du willst doch nicht den Lobredner dieser Bücherseuche machen?

B. Warum den Lobredner? — Aber ich freue mich im Ernſt über die jährliche Zunahme dieſes Handlungsartikels, bei dem die Exportation nur Ehre, aber die Importation baaren Gewinn bringt. Es ſind doch bei uns mehr wahre, gediegene Gedanken in Umlauf, als bei unſern Nachbarn zuſammengenommen; die Entdeckung dieſer mächtigen Minen in Deutſchland, die mehr als Potoſi und Braſilien ſind, und die wahrhaftig eine größere Revolution machen und machen werden, als die Entdeckung von Amerika, fällt in die Mitte dieſes Jahrhunderts. Wie haben wir nicht ſeitdem ſchon an wiſſenſchaftlicher Gewinnung, Aufbewahrung und glänzender und nutzbarer Bearbeitung zugenommen. Wir holen jetzt überall die rohen Erze oder die ſchönen Formen, ſchmelzen jene um, und wiſſen dieſe nachzuahmen und zu übertreffen. Und du willſt, daß wir alles zuſchütten und zu der rohen Armuth unſrer Väter zurückkehren ſollen? Iſt es nicht wenigſtens eine Veranlaſſung zur Thätigkeit? und iſt nicht jede Thätigkeit lobenswerth?

A. So läßt ſich nichts dagegen einwenden, aber nun laß uns doch die große Kunſt und das edle Metall näher beleuchten.

B. Die Argumente gegen das Ganze aus der Gebrechlichkeit und den Mängeln des Einzelnen laſſe ich nicht gelten. So etwas will im Ganzen angeſehen ſeyn.

A. Ein Ganzes aus elenden Gliedern iſt ſelbſt ein elendes, oder vielmehr gar kein Ganzes. Ja wenn es ein planmäßiger Fortſchritt wäre! Wenn jedes Buch irgendwo eine Lücke ausfüllte, und ſo jede Meſſe gleichſam ein ſyſtematiſches Glied in der Bildungskette wäre, ſo wäre jede Meſſe eine nothwendige Periode, und ſo entſtände aus zweckmäßigen Fortſchritten endlich ein vollendeter Weg zur idealiſchen Bildung. Ein ſolcher ſyſtematiſcher Katalog, wie viel kleiner an Volumen, und wie viel größer an Gewicht?

B. Es geht dir und vielen wie den Juden. Sie hoffen ewig auf den Meſſias, und dieſer iſt ſchon längſt da. Glaubſt du denn, daß das Menſchenſchickſal, oder wenn du willſt, die Natur der Menſchheit erſt nöthig hat, unſre Hörſäle zu frequentiren, um zu erfahren, was ein Syſtem iſt? Mir ſcheint es, als wenn unſre Syſtematiker noch bei ihr in die Schule gehen könnten. Die Zufälle ſind die einzelnen Thatſachen; die Zuſammenſtellung der Zufälle, ihr Zuſammentreffen, iſt nicht wieder Zufall, ſondern Geſetz, Erfolg der tiefſinnigſten, planmäßigſten Weisheit. Es iſt kein Buch im Meßkatalog, das nicht ſeine Frucht getragen hat, und hätte es auch nur den Boden gedüngt, auf dem es wuchs. Wir glauben viele Tautologien zu finden; dort wo ſie entſtanden, belebten ſie doch dieſe und jene Ideen vorzüglich. Sie ſind nur für das Ganze, für uns, Tautologien; der ſchlechteſte Roman hat wenigſtens den

Freunden und Freundinnen des Verfaſſers ein Vergnügen gewährt. Armſelige Predigten und Erbauungsbücher haben ihr Publikum und ihre Anhänger, und wirken in typographiſcher Rüſtung mit zehnfacher Energie auf ihre Hörer und Leſer, und ſo durchaus.

A. Du ſcheinſt die nachtheiligen Folgen des Leſens, und den ungeheuern Koſtenaufwand auf dieſen Artikel des modernen Luxus ganz zu vergeſſen.

B. O Lieber! — Iſt nicht das Geld zum Beleben da? Warum ſoll es nun nicht auch dieſem Bedürfniß unſrer Natur dienen, den Sinn für Gedanken beſeelen und befriedigen? In Anſehung der nachtheiligen Folgen, ſo bitte ich dich nur um ein augenblickliches ernſtes Nachdenken, weil ein ſolcher Einwurf von dir mich beinahe ärgert.

A. Ich weiß, wohin du willſt, und ich wünſche in der That nicht die ächten Philiſter-Bedenklichkeiten zu den meinigen zu machen, indeſſen haſt du nicht oft genug ſelbſt über dein Bücherleſen geklagt? haſt du nicht oft von der fatalen Gewöhnung an die gedruckte Natur geſprochen?

B. Es kann ſeyn, daß meine Klagen der Art Anlaß zu Mißverſtändniſſen geben konnten; aber abgerechnet, daß es gewöhnlich nur Aeußerungen mißmuthiger Augenblicke ſind, wo man nicht allgemein, ſondern wie die Leidenſchaft und Laune, einſeitig ſpricht, ſo habe ich mich damit mehr über die unvermeidliche Schwäche

unſrer Natur, ihren Gewöhnungs- und Verwöhnungs-Hang, und nicht im Grunde über die Chiffernwelt beſchwert; dieſe kann nichts dafür, daß wir am Ende nur noch Bücher, aber keine Dinge mehr ſehen, und unſre fünf leiblichen Sinne beinah ſo gut wie nicht mehr haben. Warum heften wir uns ſo einzig, wie kümmerliches Moos, an den Druckerſtock?

A. Wenn das aber ſo fortgeht, ſo wird man am Ende keine ganze Wiſſenſchaft mehr ſtudiren können, ſo ungeheuer wächſt der Umfang der Literatur.

B. Glaube das nicht. Uebung macht den Meiſter, und auch im Bücherleſen. Du lernſt dich bald auf deine Leute verſtehen. Man hat oft nicht zwei Seiten dem Autor zugehört, ſo weiß man ſchon, wen man vor ſich hat. Oft iſt der Titel ſelbſt phyſiognomiſch lesbar genug. Auch die Vorrede iſt ein ſubtiler Büchermeſſer. Die Klügern laſſen deshalb jetzt dieſen verrätheriſchen Inhaltsanzeiger gewöhnlich weg, und die Bequemen thun es, weil eine gute Vorrede ſchwerer iſt, wie das Buch.

Die Citaten- und Kommentar-Manier der ältern Philologen, was war ſie als ein Kind der Armuth an Büchern und des Ueberfluſſes an literäriſchem Geiſt?

A. Ich weiß aber nicht, mir ſind ſelbſt der vortrefflichen Bücher zu viel. Wie lange bring' ich nicht bei Einem guten Buche zu, oder vielmehr jedes gute Buch wird mir zum Vehikel lebenslänglicher Beſchäfti-

gung, zum Gegenstand eines nie sich erschöpfenden Genusses. Warum schränkst du dich denn nur auf wenig gute und geistvolle Menschen ein? Ist es nicht aus demselben Grunde? Wir sind nun einmal so eingeschränkt, daß wir nur weniges ganz genießen können, und ist es nicht am Ende besser, Einen schönen Gegenstand sich durchaus zuzueignen, als an hunderten vorbeizustreichen, überall zu nippen, und so mit vielen, oft sich widersprechenden, halben Genüssen zeitig genug sich die Sinne abzustumpfen, ohne etwas dabei auf ewig gewonnen zu haben?

B. Du sprichst wie ein Religios. Leider triffst du einen Pantheisten in mir, dem die unermeßliche Welt gerade weit genug ist. Ich schränke mich auf wenig gute und geistvolle Menschen ein, weil ich muß. Wo habe ich denn mehr? So mit Büchern. Die Büchermacherei wird mir noch bei weitem nicht genug ins Große getrieben. Wenn ich das Glück hätte, Vater zu seyn, Kinder könnte ich nicht genug haben, nicht etwa zehn bis zwölf, hundert wenigstens.

A. Nicht auch Frauen, Vielhaber?

B. Nein, nur Eine, im vollen Ernste.

A. Welche bizarre Inconsequenz!

B. Nicht bizarrer und nicht mehr Inconsequenz, als nur Einen Geist in mir, und nicht hundert. So wie mein Geist sich in Hundert und Millionen Geister verwandeln soll, so meine Frau in so viel Weiber,

als es giebt. Jeder Mensch ist ohne Maaß veränderlich. Wie mit den Kindern, so mit den Büchern. Ich möchte eine ganze Büchersammlung aus allen Kunst- und Wissenschaftsarten, als Werk meines Geistes vor mir sehen. Und so mit allem. Wilhelm Meisters Lehrjahre haben wir jetzt allein. Wir sollten so viel Lehrjahre, in demselben Geist geschrieben, besitzen, als nur möglich wäre, die sämmtlichen Lehrjahre aller Menschen, die je gelebt hätten.

A. Jetzt höre auf. Mir schwindelt schon. Morgen mehr. Dann bin ich wieder im Stande, einige Gläser von deinem Lieblingswein mit zu trinken.

2.

A. Hast du heute Lust, mir deine Ideen über die Schriftstellerei, und sonst weiter, mitzutheilen, ich hoffe einen lebhaften paradoxen Stoß ertragen zu können, und wenn du mich in Schwung bringst, so helfe ich dir vielleicht; wenn der Träge nur erst in Bewegung ist, so ist er auch desto unaufhaltsamer und kühner.

B. Natürlich, je schwerer ein Ding Kraft äußert, desto mehr Kraft kann es aufnehmen, und mit dieser Bemerkung ständen wir vor der deutschen Literatur, welche die Wahrheit derselben auffallend bestätigt. Ihre Capacität ist ungeheuer. Es dürfte ihr kein empfindlicher Vorwurf seyn, daß sie nicht leicht zu Filigranar-

beiten zu benutzen sey. Indeß ist doch das nicht zu läugnen, daß sie in Masse den alten Heerhaufen ihres Volks gleicht, die im Kampfe von Mann zu Mann wohl zehn römische Heere besiegt haben würden; aber freilich in Masse, durch Gesammeltheit, Zucht, gut verbundene, leichte Bewegung und Uebersicht der schicklichen Situation leicht zu werfen waren.

A. Glaubst du, daß ihre Geschwindigkeit und Kraft noch im Zunehmen, oder doch wenigstens noch im Zeitraum der gleichförmig beschleunigten Bewegung ist?

B. Im Zunehmen allerdings, und zwar so, daß sich ihr Kern immer mehr von der lockern Materie, die ihn umgab, und seine Bewegung aufhielt, scheidet und säubert. Bei einem Wesen, wie eine Literatur, findet der Fall Statt, daß die Kraft, die ihm den Stoß gab, bei vordringender Richtung in dem Verhältniß wächst, als seine Geschwindigkeit zunimmt, und daß sich also seine Capacität eben so vermehrt. Du siehst, daß es hier auf eine Unendlichkeit abgesehen ist. Es sind zwei veränderliche Factoren, die im wachsenden Wechselverhältniß stehen, und deren Product hyperbolisch fortschreitet. Um aber das Bild deutlicher zu machen, müssen wir uns erinnern, daß wir nicht mit einer Größenbewegung und Ausdehnung, sondern mit einer veredelnden Variation (Verschiedenung) von Beschaffenheiten, deren Inbegriff wir Natur nennen, zu thun ha-

ben. Den einen jener veränderlichen Factoren wollen wir die Sinnfähigkeit, Organibilität, Belebungsfähigkeit nennen, worin denn zugleich die Variabilität mit begriffen ist. Der andre sey uns die Energie, Ordnung und Mannigfaltigkeit der erregenden Potenzen. Denke dir beide in Wechselzunahme durchaus, und schließe dann auf die Productenreihe. Mit der Einfachheit wächst der Reichthum, mit der Harmonie die Volltönigkeit, die Selbst- und Vollständigkeit des Gliedes mit der des Ganzen: innere Vereinigung und äußere Verschiedenheit.

A. So treffend und schmeichelhaft auch dies Bild der Geschichte unsrer Schriftwelt seyn kann, so ist es mir doch noch zu unverständlich, zu gelehrt. Ich verstehe es nur so obenhin, indessen mag das gut seyn, und ich bitte dich statt einer unerklärbaren Erklärung lieber die ewige Schneelinie zu verlassen, und so plan als möglich über einige Erscheinungen am Fuße des Berges und aus dem Pflanzenstriche zu reden, hier bist du den Göttern nicht so nahe, und ich habe keine Orakelsprache zu befürchten. — — —

3.

Das Leben ist sehr kurz.
Mir kommt es sehr lang vor.

Es iſt kurz, wo es lang, und lang, wo es kurz ſeyn ſollte.

Wer lebt denn? Sind Sie es nicht, der bei dem Unangenehmen verweilt, und bei dem Angenehmen vorbei fliegt? —

Das iſt eben das Schlimme, daß ich mich hierin nicht ändern kann, ſo wenig als Sie. Das Angenehme befördert unſre Kraft, das Unangenehme hemmt ſie.

Nun und Sie merken doch hier Unvollſtändigkeit?

Leider nur zu lebhaft.

Wer heißt Sie, dieſer Indication nicht folgen?

Was für einer Indication?

Daß Sie das, was Sie wünſchen, nicht erwarten, ſondern aufſuchen ſollen. Merken Sie nicht, daß Sie an ſich ſelbſt verwieſen werden?

Zur Geduld, das weiß ich ſchon lange.

Nicht auch zur Hülfe?

Der Kranke läßt den Arzt rufen, weil er ſich nicht helfen kann.

Wenn nun aber der Arzt gerade zur Arznei dem Kranken Anſtrengung ſeines Verſtandes vorſchreibt? Wer ſich ſelbſt fehlt, kann nur dadurch geheilt werden, daß man ihn ſich ſelbſt verſchreibt.

Vergeſſen Sie nicht, daß wir von der Länge und Kürze des Lebens ausgingen.

Die Anwendung iſt kurz und leicht wie der frohe Genuß, und lang und mühſam, wie Duldung. In

jener Rückſicht gab ich ſie Ihnen. In dieſer bleibt ſie Ihnen ſelbſt überlaſſen. Mäßigen Sie das allzuſchnelle Strömen der Kraft in der Freude durch Nachdenken. Beſchleunigen Sie den trägen Fortſchritt durch regelmäßige Thätigkeit.

Am Ende iſt Ihr Recept doch nicht das, was ich ſuche. Sie verordnen eine Mixtur mit Verdünnung, halb nehm' ichs mit Dank an.

Lieber, Sie ſind kein Chemiſt, ſonſt würden Sie wiſſen, daß durch ächte Miſchung ein Drittes entſteht, was Beides zugleich, und mehr als Beides iſt.

4.

Sie haben doch Recht gehabt. Unſre Unterhaltung hat mich auf ein intereſſantes Reſultat geführt.

Nun iſt die Reihe des Belehrtwerdens an mir. Ein Wechſel, der allein ächten Umgang gewährt.

Sie haben mir einen Weg durch die Zweifel über den Werth der Luſt gebahnt. Ich begreife nun, daß unſre urſprüngliche Exiſtenz, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, Luſt iſt. Die Zeit entſteht mit der Unluſt, daher alle Unluſt ſo lang, und alle Luſt ſo kurz. Abſolute Luſt iſt ewig, außer aller Zeit; relative Luſt mehr oder weniger Ein ungetheilter Moment.

Sie begeistern mich; nur wenig Schritte noch, und wir stehen auf der Höhe der innern Welt.

Ich weiß, welche Schritte Sie meinen. Unlust ist, wie die Zeit, endlich. Alles Endliche entsteht aus Unlust. So unser Leben.

Ich löse Sie ab, und fahre fort. Das Endliche ist endlich. Was bleibt? Absolute Lust, Ewigkeit, unbedingtes Leben. Und was haben wir in der Zeit zu thun, deren Zweck Selbstbewußtseyn der Unendlichkeit ist?

Vorausgesetzt, daß sie einen Zweck hat: denn man könnte wohl fragen, ob nicht Zwecklosigkeit gerade die Illusion charakterisirt?

Auch das; indeß was sollen wir zu bewirken suchen? Verwandlung der Unlust in Lust, und mit ihr der Zeit in Ewigkeit, durch eigenmächtige Absonderung und Erhebung des Geistes, des Bewußtseyns der Illusion, als solcher. Ja, Lieber, und hier an den Säulen des Herkules lassen Sie uns einander umarmen, im Genuß der Ueberzeugung, daß es bei uns steht, das Leben wie eine schöne genialische Täuschung, wie ein herrliches Schauspiel zu betrachten, daß wir schon hier im Geist in absoluter Lust und Ewigkeit seyn können, und daß gerade die alte Klage, daß alles vergänglich sey, der fröhlichste aller Gedanken werden kann und soll.

Diese Ansicht des Lebens, als zeitliche Illusion,

als Drama, möge uns zur andern Natur werden. Wie schnell werden dann trübe Stunden vorüber fliegen, und wie reizend wird uns nicht so die Vergänglichkeit vorkommen. —

5.

A. Lieber Freund, schaffen Sie mir doch einen deutlichen, proberechten Begriff von den Fürsten. Ich grüble nun schon lange, aber die verzweifelten Fürsten stehen mir nicht. Sie verschwinden unter dem Focus meiner Aufmerksamkeit. Sie müssen nicht feuer- und lichtbeständig seyn. Ist ein Begriff vom Fürsten etwa ein Rahmen um ein Bild der Aegyptischen Finsterniß?

B. Ein glücklicher Genius hat Sie gerade zu mir geführt. Ein günstiger Zufall hat mich dieses große Geheimniß gelehrt, daß sich freilich, wie jedes Geheimniß, paradox genug hören läßt:

Fürsten sind Nullen, sie gelten an sich nichts, aber mit Zahlen,
Die sie beliebig erhöhn, neben sich, gelten sie viel.

A. Am Ende, Lieber, was sollen alle diese Hypothesen? Eine einzige wahrhaft beobachtete Thatsache ist doch mehr werth, als die glänzendste Hypothese. Das Hypothesiren ist eine gefährliche Spielerei. Es wird am Ende leidenschaftlicher Hang zur Unwahrheit,

und vielleicht hat nichts den beſten Köpfen und den Wiſſenſchaften mehr geſchadet, als dieſe Renommiſterei des phantaſtiſchen Verſtandes. Dieſe ſcientifiſche Unzucht ſtumpft den Sinn für Wahrheit gänzlich ab, und entwöhnt von ſtrenger Beobachtung, welche doch allein die Baſis aller Erweiterung und Entdeckung iſt.

B. Hypotheſen ſind Netze, nur der wird fangen, der auswirft;
Iſt nicht Amerika ſelbſt durch Hypotheſe gefunden?
Hoch und vor allen lebe die Hypotheſe, nur ſie bleibt
Ewig neu, ſo oft ſie auch ſchon ſich ſelber beſiegte

Und nun in Proſa die Nutzanwendung. Der Skeptiker, mein Freund, hat ſo wenig, wie der gemeine Empirismus, das Mindeſte zu Erweiterung der Wiſſenſchaft gethan. Der Skeptiker verleidet höchſtens den Hypothetikern den Ort, wo ſie ſtehen, macht ihnen den Boden ſchwankend; eine ſonderbare Art, Fortſchritte zu Stande zu bringen: wenigſtens ein ſehr indirectes Verdienſt. Der ächte Hypothetiker iſt kein andrer, als der Erfinder, dem vor ſeiner Erfindung oft ſchon dunkel das entdeckte Land vor Augen ſchwebt, der mit dem dunkeln Bilde über der Beobachtung, dem Verſuche, ſchwebt, und nur durch freie Vergleichung, durch mannigfache Berührung und Reibung ſeiner Ideen mit der Erfahrung, endlich die Idee trifft, die ſich negativ zur poſitiven Erfahrung verhält, daß beide dann auf immer

zuſammenhängen, und ein neues und himmliſches Licht die zur Welt gekommene Kraft umſtrahlt. —

Die Fabellehre enthält die Geſchichte der urbildlichen Welt; ſie begreift Vorzeit, Gegenwart und Zukunft. — Die Menſchenwelt iſt das gemeinſchaftliche Organ der Götter; Poeſie vereinigt ſie mit uns. —

Die höchſten Kunſtwerke ſind ſchlechthin ungefällig; ſie ſind Ideale, die nur approximando gefallen können und ſollen, äſthetiſche Imperative. So ſoll auch das Moralgeſetz approximando Neigung werden.

In eigentlichen Poemen iſt keine als die Einheit des Gemüths. —

Der Geiſt der Poeſie iſt das Morgenlicht, das die Statue des Memnon tönen macht. —

Alles Vollendete ſpricht ſich nicht allein, es ſpricht ſeine ganze mitverwandte Welt aus. Daher ſchwebt um das Vollendete jeder Art der Schleier der ewigen Jungfrau, den die leiſeſte Berührung in magiſchen Duft auflöſt, der zum Wolkenwagen des Sehers wird. Es iſt nicht die Antike allein, die wir ſehen; ſie iſt der Himmel, das Fernrohr und der Fixſtern zugleich, und mithin eine ächte Offenbarung einer höheren Welt. — Man glaube nur auch nicht allzuſteif, daß die Antike und das Vollendete gemacht ſey — gemacht — was wir ſo gemacht nennen. Sie ſind ſo gemacht, wie die Ge-

liebte durch das verabredete Zeichen des Freundes in der Nacht; wie der Funken durch die Berührung der Leiter, oder der Stern, durch die Bewegung im Auge. — — Mit jedem Zuge der Vollendung springt das Werk vom Meister ab, in mehr als Raumfernen, und so sieht mit dem letzten Zuge der Meister sein vorgebliches Werk durch eine Gedankenkluft von sich getrennt, deren Weite er selbst kaum faßt, und über die nur die Einbildungskraft, wie der Schatten des Riesen Intelligenz (Goethe's Märchen) zu setzen vermag. In dem Augenblicke, da es ganz sein werden sollte, ward es mehr als er, sein Schöpfer, er zum unwissenden Organ und Eigenthum einer höhern Macht. Der Künstler gehört dem Werke, und nicht das Werk dem Künstler.

Der Sinn für Poesie hat viel mit dem Sinn für Mysticismus gemein; er ist der Sinn für das Eigenthümliche, Personelle, Unbekannte, Geheimnißvolle, zu Offenbarende, das Nothwendig-Zufällige. Er stellt das Undarstellbare dar; er sieht das Unsichtbare, fühlt das Unfühlbare. Kritik der Poesie ist ein Unding; es ist schon schwer zu entscheiden, ob etwas Poesie sey oder nicht. Der Dichter ist wahrhaft sinnberaubt, dafür kommt alles in ihm vor. Er stellt im eigentlichsten Sinne das Subject-Object vor: Gemüth und Welt. Daher die Unendlichkeit eines guten Gedichts — seine Ewigkeit. Der Sinn für Poesie hat nahe Verwandt-

ſchaft mit dem Sinn der Weiſſagung und dem religiö=ſen Sinn, dem Wahnſinn überhaupt. Der Dichter ordnet, vereiniget, wählt, erfindet, und es iſt ihm ſelbſt unbegreiflich, warum gerade ſo und nicht anders. —

Es giebt einen ſpeciellen Sinn für Poeſie, eine poetiſche Stimmung in uns. Die Poeſie iſt durchaus perſonell, und darum unbeſchreiblich, und nicht zu de=finiren. Wer es nicht unmittelbar weiß und fühlt, was Poeſie iſt, dem läßt ſich kein Begriff davon beibringen, Poeſie iſt Poeſie; von Sprech= oder Redekunſt unend=lich verſchieden. —

Man ſucht mit der Poeſie, die gleichſam nur das mechaniſche Inſtrument dazu iſt, innere Stimmungen, oder Gemälde und Anſchauungen hervorzubringen, viel=leicht auch geiſtige Tänze u. ſ. w. Poeſie iſt Ge=müthserregungskunſt. —

Poeſie iſt Darſtellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Geſammtheit. Schon ihr Medium, die Worte, deuten es an; denn ſie ſind ja die äußere Offen=barung jenes innern Kraftreichs, ganz das, was die Plaſtik zur äußern geſtalteten Welt, und die Muſik zu den Tönen iſt. Effect iſt ihr gerade entgegengeſetzt, in ſofern ſie plaſtiſch iſt, doch giebt es eine muſikaliſche Poeſie, die das Gemüth ſelbſt in ein mannigfaltiges Spiel von Bewegungen ſetzt. —

Dem Dichter iſt ein ruhiger, aufmerkſamer Sinn, Ideen oder Neigungen, die ihn von irdiſcher Geſchäf=

tigkeit und kleinlichen Angelegenheiten abhalten, eine ſorgenfreie Lage, Reiſen, Bekanntſchaft mit vielartigen Menſchen, mannigfache Anſchauungen, Leichtſinn, Gedächtniß, Gabe zu ſprechen, keine Anheftung an Einen Gegenſtand, keine Leidenſchaft im vollen Sinn, eine vielſeitige Empfänglichkeit nöthig. —

Poeten ſind Iſolatoren und Leiter des poetiſchen Stroms zugleich. —

Der Poet braucht die Dinge und Worte wie Taſten, und die ganze Poeſie beruht auf thätiger Ideenaſſociation, auf ſelbſtthätiger, abſichtlicher, idealiſcher Zufallsproduction. —

Der ächte Dichter iſt allwiſſend; er iſt eine wirkliche Welt im Kleinen. —

Der Dichter muß die Fähigkeit haben, ſich andere Gedanken vorzuſtellen; auch Gedanken in allen Arten der Folge und in den mannigfaltigſten Ausdrücken darzuſtellen. Wie ein Tonkünſtler verſchiedene Töne und Inſtrumente in ſeinem Innern ſich vergegenwärtigen, ſie vor ſich bewegen laſſen, und ſie auf mancherlei Weiſe verbinden kann, ſo daß er gleichſam der Lebensgeiſt dieſer Klänge und Melodien wird; wie gleichfalls ein Maler, als Meiſter und Erfinder farbiger Geſtalten, dieſe nach ſeinem Gefallen zu verändern, gegen einander und neben einander zu ſtellen, und zu vervielfachen, und alle mögliche Arten und Einzelne hervorzubringen verſteht, ſo muß der Dichter den redenden

Geiſt aller Dinge und Handlungen in ſeinen unterſchiedlichen Trachten ſich vorzubilden, und alle Gattungen von Spracharbeit zu fertigen, und mit beſonderm, eigenthümlichen Sinn zu beſeelen vermögend ſeyn. Geſpräche, Briefe, Reden, Erzählungen, Beſchreibungen, leidenſchaftliche Aeußerungen, mit allen möglichen Gegenſtänden angefüllt, unter mancherlei Umſtänden, und von tauſend verſchiedenen Menſchen muß er erfinden, und in angenehmen Worten aufs Papier bringen können. Er muß im Stande ſeyn, über alles auf eine unterhaltende und bedeutende Weiſe zu ſprechen, und das Sprechen oder Schreiben muß ihn ſelbſt zum Schreiben und Sprechen begeiſtern. —

Sollten die Grundgeſetze der Phantaſie die Entgegengeſetzten (nicht die Umgekehrten) der Logik ſeyn? —

Die Poeſie iſt der Held der Philoſophie. Die Philoſophie erhebt die Poeſie zum Grundſatz; ſie lehrt uns den Werth der Poeſie kennen. Philoſophie iſt die Theorie der Poeſie; ſie zeigt uns, was die Poeſie ſey; daß ſie Eins und Alles ſey. —

Die Trennung von Philoſoph und Dichter iſt nur ſcheinbar und zum Nachtheil beider. Es iſt ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Conſtitution. —

Philoſophie klingt wie Poeſie, weil jeder Ruf in der Ferne Vocal wird. So wird alles in der Entfernung Poeſie: ferne Berge, ferne Menſchen, ferne Begebenheiten u. ſ. w. (alles wird romantiſch); daher

ergiebt ſich unſre urpoetiſche Natur. Poeſie der Nacht und Dämmerung. —

Es giebt eine ſymptomatiſche und eine genetiſche Nachahmung. Die letzte iſt allein lebendig; ſie ſetzt die innigſte Vereinigung der Einbildungskraft und des Verſtandes voraus. —

Aechte poetiſche Charaktere ſind ſchwierig genug zu erfinden und auszuführen. Es ſind gleichſam verſchiedene Stimmen und Inſtrumente. Sie müſſen allgemein und doch eigenthümlich, beſtimmt und doch frei, klar und doch geheimnißvoll ſeyn. In der wirklichen Welt giebt es äußerſt ſelten Charaktere; ſie ſind ſo ſelten wie gute Schauſpieler. Viele Menſchen haben gar nicht einmal die Anlage zu Charakteren. Man muß die Gewohnheitsmenſchen, die Alltäglichen, von den Charakteren wohl unterſcheiden. Der Charakter iſt durchaus ſelbſtthätig. —

Das Lächerliche iſt eine Miſchung, die auf Null hinausläuft. —

Sonderbar genug, daß man in Gedichten nichts mehr als den Schein von Gedichten zu vermeiden geſucht hat, und nichts mehr darin tadelt, als die Spuren der Fiction, der erdichteten Welt. Was wir bei dieſem Streben und Gefühl unwillkührlich beabſichtigen, iſt allerdings etwas ſehr Hohes, aber das zu frühe Greifen darnach iſt um deswillen äußerſt ungeſchickt und unzweckmäßig, weil man nur durch dreiſte und richtige

Zeichnung ſelbſterfundner Gegenſtände und Geſchichten fähig wird, freies Gemüth in eine ſcheinbare Weltcopei zu legen. —

Es iſt eine unangenehme Empfindung, bei einem beſtimmten Endzweck überflüſſige Worte zu hören, und da die Poeſie nichts als ein gebildeter Ueberfluß, ein ſich ſelbſt bildendes Weſen iſt, ſo muß die Poeſie recht zuwider werden, wenn man ſie am unrechten Orte ſieht, und wenn ſie raiſonniren und argumentiren, und überhaupt eine ernſthafte Miene annehmen will; dann iſt ſie nicht mehr Poeſie. —

Je perſönlicher, localer, temporeller, eigenthümlicher ein Gedicht iſt, deſto näher ſteht es dem Centro der Poeſie. Ein Gedicht muß ganz unerſchöpflich ſeyn, wie ein Menſch und ein guter Spruch. —

Wenn man manche Gedichte in Muſik ſetzt, warum ſetzt man ſie nicht in Poeſie? —

Das Theater iſt die thätige Reflexion des Menſchen über ſich ſelbſt. —

Sind Epos, Lyra und Drama etwa nur die drei Elemente jedes Gedichts, und nur das vorzüglich Epos, wo das Epos vorzüglich heraus tritt, und ſo fort? —

Das lyriſche Gedicht iſt das Chor im Drama des Lebens, der Welt. Die lyriſchen Dichter ſind ein aus Jugend und Alter, Freude, Antheil und Weisheit lieblich gemiſchter Chor. —

Die hiſtoriſchen Stücke gehören zu der angewand-

ten Hiſtorie. Sie können theils allegoriſch, theils Poeſie der Geſchichte ſeyn. In wenige einfache Geſpräche wird die Zeit gedrängt, die local, perſonell und temporell ſind. —

Alle Darſtellung der Vergangenheit iſt ein Trauerſpiel im eigentlichen Sinn; alle Darſtellung des Kommenden, des Zukünftigen, ein Luſtſpiel. Das Trauerſpiel iſt bei dem höchſten Leben eines Volks am rechten Orte, ſo wie das Luſtſpiel beim ſchwachen Leben deſſelben. —

Plaſtik, Muſik und Poeſie verhalten ſich wie Epos, Lyra und Drama. Es ſind unzertrennliche Elemente, die in jedem freien Kunſtweſen zuſammen, und nur nach Beſchaffenheit, in verſchiedenen Verhältniſſen geeinigt ſind. —

Die Kunſt auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenſtand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das iſt die romantiſche Poetik. —

Der Roman iſt gleichſam die freie Geſchichte, gleichſam die Mythologie der Geſchichte. —

Das Leben iſt etwas, wie Farbe, Ton und Kraft. Der Romantiker ſtudirt das Leben, wie der Maler, Muſiker und Mechaniker Farbe, Ton und Kraft. Sorgfältiges Studium des Lebens macht den Romantiker, wie ſorgfältiges Studium von Farbe, Geſtaltung, Ton und Kraft den Maler, Muſiker und Mechaniker. —

Der Roman iſt völlig als Romanze zu betrachten

— Die Poetik läßt ſich freilich als eine Combination untergeordneter Künſte betrachten, z. B. der Metrik, der Sprachkenntniß, der Kunſt uneigentlich zu reden, witzig und ſcharfſinnig zu ſeyn; werden dieſe Künſte gut verbunden, und mit Geſchmack angewandt, ſo wird man das Product Gedicht nennen müſſen. Wir ſind freilich gewöhnt, nur dem Ausdruck des Höchſten, der eigentlichen, eigenthümlichen Erfindung unter vorgedachten Bedingungen den Namen eines Gedichts zu geben. Freilich wird auf jeder höhern Stufe der Bildung die Poetik ein bedeutenderes Werkzeug, und ein Gedicht ein höheres Product. — Manches wird erſt dem dichteriſch Geſtimmten, oder dem Verfaſſer Gedicht, was es ſonſt nicht iſt. —

Das Individuum wird das vollkommenſte, das reinſyſtematiſche ſeyn, das nur durch einen einzigen Zufall individualiſirt iſt, z. B. durch ſeine Geburt. In dieſem Zufalle muß die ganze Reihe ſeiner Zufälle und Zuſtände determinirt ſeyn. — Ein Romanſchreiber macht eine Art von Bouts rimés, der aus einer gegebenen Menge von Zufällen und Situationen eine wohlgeordnete, geſetzmäßige Reihe macht, der Ein Individuum zu Einem Zweck durch alle dieſe Zufälle zweckmäßig hindurch führt. Ein eigenthümliches Individuum muß er haben, das die Begebenheiten beſtimmt, und von ihnen beſtimmt wird. Dieſer Wechſel, oder die Veränderungen eines Individuums in einer continuirlichen

Reihe, machen den intereſſanten Stoff eines Romans aus. Ein Romandichter kann auf mancherlei Art zu Werke gehen: er kann ſich z. B. erſt eine Menge Begebenheiten ausſinnen, und zu der Belebung dieſer ein Individuum erdenken (eine Menge Reize, und zu dieſen eine beſondre, ſie mannigfach verändernde und ſpecificirende Conſtitution); oder er kann ſich umgekehrt erſt ein Individuum eigner Art feſtſetzen, und zu dieſem eine Menge Begebenheiten erfinden. Er kann alſo A) Begebenheiten und Individualitäten in Verbindung, und zwar 1) entweder die Veränderungen der Begebenheiten, der Zufälle durch ein Individuum, oder 2) umgekehrt, die Veränderungen des Individuums durch die Begebenheiten, oder 3) beide wechſelſeitig ſich verändernd; oder B) beide unabhängig von einander, und zwar 1) ſich durchkreuzend, 2) parallel, 3) gänzlich getrennt, darſtellen. Die Begebenheiten können aber 1) entweder zuſammenhängende Handlungen eines vernünftigen Weſens (hieher gehört auch das Fatum), oder 2) iſolirte Zufälle, oder beides vermiſcht ſeyn. Sind ſie das Erſte, ſo wird B 1. Darſtellung eines Kampfs, B 2. Darſtellung einer Gemeinſchaft, B 3. Darſtellung doppelter Welten, die höchſtens maleriſchen, poetiſchen Zuſammenhang haben, ſeyn. Sind ſie das Zweite, ſo wird B 1. Kampf mit dem Unglück, B 2. Gemeinſchaft mit dem Glück, B 3. wie beim Erſten ſeyn. Die Regeln des Dritten ergeben ſich aus den bei-

den erſten. Wenn man weiß, welche Klaſſe dieſer verſchiedenen Darſtellungen der Dichter gewählt hat, ſo muß ſich alles darin aus dieſem Begriffe deduciren und rechtfertigen laſſen. Einheit muß jede Darſtellung haben, wenn ſie Eine Darſtellung, Ein Ganzes ſeyn will, und nicht etwa aus Prinzip im Großen geſtaltlos, und nur im Einzelnen poetiſch geſtaltet ſeyn will; dann aber iſt ſie auch in ſofern kein Kunſtwerk, ſondern eine Sammlung von Kunſtfragmenten. Je größer der Dichter iſt, deſto weniger Freiheit erlaubt er ſich, deſto philoſophiſcher iſt er. Er begnügt ſich mit der willkührlichen Wahl des erſten Moments, und entwickelt nachher nur die Anlagen dieſes Keims, bis zu ſeiner Auflöſung. Jeder Keim iſt eine Diſſonanz, ein Mißverhältniß, das ſich erſt nachgerade ausgleichen ſoll. Dieſer erſte Moment begreift die Wechſelglieder in einem Verhältniß, welches nicht ſo bleiben kann; ſo im Wilhelm Meiſter: Sinn für ſchöne Kunſt und Geſchäftsleben ſtreiten ſich um ihn; dies kann unmöglich bleiben. Schönheit und Nutzen ſind die Göttinnen, die ihm einigemal unter verſchiedenen Geſtalten auf Scheidewegen erſcheinen. Endlich kommt Natalie, die beiden Wege und die beiden Geſtalten fließen in Eins. — Durch die Annahme mehrerer willkührlichen Punkte, die er zu verbreiten ſuchen muß, erleichtert ſich der Dichter, ſo paradox es auch ſcheint, ſeine Arbeit. Ein ſolches Bout rimé auszufüllen, iſt in der That leichter, als a priori

aus dem einfachen Kern die dazu gehörige mannigfaltige Reihe ſtreng zu entwickeln. —

Die Schreibart des Romans muß kein Continuum, es muß ein in allen und jeden Perioden gegliederter Bau ſeyn. Jedes kleine Stück muß etwas Abgeſchnittenes, Begränztes, ein eignes Ganze ſeyn. —

Die Gegenſtände des Romantiſchen müſſen, wie die Töne der Aeolsharfe, da ſeyn, auf einmal, ohne Veranlaſſung, ohne ihr Inſtrument zu verrathen. —

Alle Zufälle unſers Lebens ſind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geiſt hat, macht viel aus ſeinem Leben. Jede Bekanntſchaft, jeder Vorfall, wäre für den durchaus Geiſtigen erſtes Glied einer unendlichen Reihe, Anfang eines unendlichen Romans. —

Sollte der Roman alle Gattungen des Styls in einer durch den gemeinſamen Geiſt verſchiedentlich gebundenen Folge begreifen? —

Welche unerſchöpfliche Menge von Materialien zu neuen individuellen Combinationen liegt nicht umher? Wer einmal dieſes Geheimniß errathen hat, der hat nichts mehr nöthig, als den Entſchluß, der unendlichen Mannigfaltigkeit und ihrem bloßen Genuſſe zu entſagen, und irgendwo anzufangen. Aber dieſer Entſchluß koſtet das freie Gefühl einer unendlichen Welt, und fordert die Beſchränkung auf eine einzelne Erſcheinung derſel-

ben. Sollten wir vielleicht einem ähnlichen Entſchluſſe unſer irdiſches Daſeyn zuzuſchreiben haben? —

Es laſſen ſich Erzählungen ohne Zuſammenhang, jedoch mit Aſſociation, wie Träume, denken; Gedichte, die bloß wohlklingend und voll ſchöner Worte ſind, aber auch ohne allen Sinn und Zuſammenhang, höchſtens einzelne Strophen verſtändlich, wie Bruchſtücke aus den verſchiedenartigſten Dingen. Dieſe wahre Poeſie kann höchſtens einen allegoriſchen Sinn im Großen, und eine indirecte Wirkung, wie Muſik haben. Darum iſt die Natur ſo rein poetiſch, wie die Stube eines Zauberers, eines Phyſikers, eine Kinderſtube, eine Polter-Vorrathskammer. —

Ein Märchen iſt wie ein Traumbild ohne Zuſammenhang. Ein Enſemble wunderbarer Dinge und Begebenheiten, z. B. eine muſikaliſche Phantaſie, die harmoniſchen Folgen einer Aeolsharfe, die Natur ſelbſt. —

In einem ächten Märchen muß alles wunderbar, geheimnißvoll und zuſammenhängend ſeyn; alles belebt, jedes auf eine andere Art. Die ganze Natur muß wunderlich mit der ganzen Geiſterwelt gemiſcht ſeyn; hier tritt die Zeit der allgemeinen Anarchie, der Geſetzloſigkeit, Freiheit, der Naturſtand der Natur, die Zeit vor der Welt ein. Dieſe Zeit *vor* der Welt liefert gleichſam die zerſtreuten Züge der Zeit *nach* der Welt, wie der Naturſtand ein ſonderbares Bild des ewigen Reichs iſt. Die Welt des Märchens iſt die, der Welt der Wahr-

heit durchaus entgegengeſetzte, und eben darum ihr ſo durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich iſt. — In der künftigen Welt iſt alles wie in der ehemaligen, und doch durchaus anders; die künftige Welt iſt das vernünftige Chaos; das Chaos, das ſich ſelbſt durchdrang, das in ſich und außer ſich iſt. — Das ächte Märchen muß zugleich prophetiſche Darſtellung, idealiſche Darſtellung, abſolut nothwendige Darſtellung ſeyn. Der ächte Märchendichter iſt ein Seher der Zukunft. —

Der erſte Menſch iſt der erſte Geiſterſeher, ihm erſcheint alles als Geiſt. Was ſind Kinder anders, als erſte Menſchen? Der friſche Blick des Kindes iſt überſchwenglicher, als die Ahndung des entſchiedenſten Sehers. —

Es liegt nur an der Schwäche unſrer Organe und der Selbſtberührung, daß wir uns nicht in einer Feenwelt erblicken. Alle Märchen ſind nur Träume von jener heimathlichen Welt, die überall und nirgend iſt. Die höheren Mächte in uns, die einſt als Genien unſern Willen vollbringen werden, ſind jetzt Muſen, die uns auf dieſer mühſeligen Laufbahn mit ſüßen Erinnerungen erquicken. —

Die Sieſte des Geiſterreichs iſt die Blumenwelt. In Indien ſchlummern die Menſchen noch immer, und ihr heiliger Traum iſt ein Garten, den Zucker und Milch umfließen. — —

III.

Moraliſche Anſichten.

Ein wahrhafter Fürſt iſt der Künſtler der Künſtler, das iſt, der Director der Künſtler. Jeder Menſch ſollte Künſtler ſeyn; alles kann zur ſchönen Kunſt werden; der Stoff des Fürſten ſind die Künſtler. Sein Wille iſt ſein Meißel. Er erzieht, ſtellt und weiſet die Künſtler an, weil nur er das Bild im Ganzen und aus dem rechten Standpunkte überſieht, weil nur ihm die große Idee, die durch vereinigte Kräfte und Ideen dargeſtellt und executirt werden ſoll, vollkommen gegenwärtig iſt. Der Regent führt ein unendlich mannigfaches Schauſpiel auf, in welchem Bühne und Parterre, Schauſpieler und Zuſchauer Eins ſind, und er ſelbſt Poet, Director und Held des Stücks zugleich iſt. —

Es wird eine Zeit kommen, und das bald, wo man allgemein überzeugt ſeyn wird, daß kein König ohne Republik, und keine Republik ohne König beſtehen könne; daß beide ſo untheilbar ſind, wie Körper und Seele, und daß ein König ohne Republik, ſo wie eine Republik ohne König, nur Worte ohne Bedeutung ſind.

Daher entstand mit einer ächten Republik immer ein König zugleich, und zugleich mit einem ächten Könige eine Republik. Der ächte König wird Republik, die ächte Republik König seyn. —

Republik und Monarchie werden durch eine Unionsacte vereinigt. Es muß mehrere nothwendige Stufen von Staaten geben, die aber durch eine Union vereinigt seyn müssen. —

Ein einstürzender Thron ist wie ein fallender Berg, der die Ebene zerschmettert, und da Ruinen und ein todtes Meer hinterläßt, wo sonst fruchtbares Land und lustige Wohnstätte war. —

Das Volk ist eine Idee. Wir sollen ein Volk werden. Ein vollkommener Mensch ist ein kleines Volk. Aechte Popularität ist das höchste Ziel des Menschen. —

Die Basis aller ewigen Verbindungen ist eine absolute Tendenz nach allen Richtungen. Darauf beruht die Macht der Hierarchie, der ächten Maçonnerie und des unsichtbaren Bundes ächter Denker. Hierin liegt die Möglichkeit einer Universalrepublik, welche die Römer bis zu den Kaisern zu realisiren begonnen hatten. Zuerst verließ August diese Basis, und Hadrian zerstörte sie ganz. —

Gerichtshöfe, Theater, Hof, Kirche, Regierung, öffentliche Zusammenkünfte, Akademien, Collegien u. s. w. sind gleichsam die speciellen, innern Organe des mystischen Staatsindividuums. —

Ob ſich nicht etwas für die neuerdings ſo ſehr gemißhandelten Alltagsmenſchen ſagen ließe? Gehört nicht zur beharrlichen Mittelmäßigkeit die meiſte Kraft? und ſoll der Menſch mehr als einer aus dem Popolo ſeyn? —

Alles Ausgezeichnete verdient den Oſtracismus; es iſt gut, wenn es ihn ſich ſelbſt giebt: alles Abſolute muß aus der Welt heraus. In der Welt muß man mit der Welt leben; man lebt nur, wenn man im Sinn der Menſchen lebt, mit denen man lebt. Alles Gute in der Welt kommt von innen her (und alſo ihr von außen), aber es blitzt nur hindurch. Das Ausgezeichnete bringt die Welt weiter, aber es muß auch bald fort. —

Der Menſch hat den Staat zum Polſter der Trägheit zu machen geſucht, und doch ſoll der Staat gerade das Gegentheil ſeyn: er iſt eine Armatur der geſpannten Thätigkeit; ſein Zweck iſt, den Menſchen abſolut mächtig, und nicht abſolut ſchwach, nicht zum trägſten, ſondern zum thätigſten Weſen zu machen. Der Staat überhebt den Menſchen keiner Mühe, ſondern er vermehrt ſeine Mühſeligkeiten vielmehr ins Unendliche; freilich nicht, ohne ſeine Kraft ins Unendliche zu vermehren. Der Weg zur Ruhe geht nur durch das Gebiet der allumfaſſenden Thätigkeit. —

Der vollkommene Bürger lebt ganz im Staate; er hat kein Eigenthum außer dem Staate. Das Völ-

kerrecht iſt der Anfang zur univerſellen Geſetzgebung, zum univerſellen Staate. —

Der Staat iſt immer inſtinctmäßig nach der relativen Einſicht und Kenntniß der menſchlichen Natur eingetheilt worden; der Staat iſt immer ein Makroanthropos geweſen: die Zünfte die Glieder und einzelnen Kräfte, die Stände das Vermögen. Der Adel war das ſittliche Vermögen, der Prieſter das religiöſe Vermögen, die Gelehrten die Intelligenz, der König der Wille. So daß jeder Staat immer ein allegoriſcher Menſch geweſen iſt. —

Der Staat wird zu wenig bei uns verkündigt. Es ſollte Staatsverkündiger, Prediger des Patriotismus geben. Jetzt ſind die meiſten Staatsgenoſſen auf einem ſehr gemeinen, dem feindlichen ſehr nahe kommenden Fuße mit ihm. —

Die Lehre vom Mittler leidet Anwendung auf die Politik. Auch hier ſind der Monarch oder die Regierungsbeamten, Staats-Repräſentanten, Staatsmittler. Je geiſtvoller und lebendiger die Glieder ſind, deſto lebendiger, perſönlicher iſt der Staat. Aus jedem ächten Staatsbürger leuchtet der Genius des Staats hervor, ſo wie in einer religiöſen Gemeinſchaft ein perſönlicher Gott gleichſam in tauſend Geſtalten ſich offenbart: der Staat und Gott, ſo wie jedes geiſtige Weſen, erſcheint nicht einzeln, ſondern in tauſend mannigfaltigen Geſtalten; nur pantheiſtiſch erſcheint Gott ganz, und

nur im Pantheismus ist Gott ganz, überall in jedem Einzelnen. So ist für das große Ich das gewöhnliche Ich und das gewöhnliche Du nur Supplement; jedes Du ist ein Supplement zum großen Ich; wir sind gar nicht Ich, wir können und sollen aber Ich werden, wir sind Keime zum Ich-Werden. Wir sollen alles in ein Du, in ein zweites Ich verwandeln; nur dadurch erheben wir uns selbst zum großen Ich, das Eins und Alles zugleich ist. — —

Aus Oekonomie giebt es nur Einen König. Müßten wir nicht haushälterisch zu Werke gehen, so wären wir alle Könige. —

Die Ehe ist für die Politik, was der Hebel für die Maschinenlehre. Der Staat besteht nicht aus einzelnen Menschen, sondern aus Paaren und Gesellschaften. Die Stände der Ehe sind die Stände des Staats: Frau und Mann. Die Frau ist der sogenannte ungebildete Theil. —

Die Bevölkerung ist nie zu groß. Die zweckmäßige, systematische Beschäftigung der Menschenmasse ist das Hauptproblem des Politikers. Kein Stand wird übersetzt, ohne daß ein anderer Mangel leidet. Je mehr Abgaben, je mehr Staatsbedürfnisse, desto vollkommener der Staat. Keine Abgabe soll seyn, die nicht ein Gewinn für die Einzelnen ist; wie viel mehr müßte ein Mensch außer dem Staate anwenden, um sich Sicherheit, Recht, gute Wege u. s. w. zu verschaffen! Nur wer nicht im Staate lebt, in dem Sinne, wie man in

seiner Geliebten lebt, wird sich über Abgaben beschweren, denn sie sind der höchste Vortheil. Die Abgaben kann man als Besoldung des Staats, d. i. eines sehr mächtigen, sehr gerechten, sehr klugen und sehr amüsanten Menschen betrachten. — Das Bedürfniß eines Staats ist das dringendste Bedürfniß für den Menschen; um Mensch zu werden und zu bleiben, bedarf er eines Staats. Der Staat hat natürlich Rechte und Pflichten, wie der einzelme Mensch. Ein Mensch ohne Staat ist ein Wilder. Alle Kultur entspringt aus den Verhältnissen eines Menschen mit dem Staate; je gebildeter, desto mehr Glied eines gebildeten Staats. Es giebt wilde und gesittete Staaten, moralische und unmoralische, genialische und Philister-Staaten erziehen sich entweder selbst, oder werden von andern Staaten erzogen. —

Aus der Polarisirung der Stände müßte am Ende eine große Welt entstehen, so wie ein Pöbel. Der Haß des Gemeinen führt zum Vornehmen, denn nur dies ist dem Gemeinen entgegen gesetzt. Der gebildete Mensch muß beides vereinigen können; er muß beides seyn können, wann und wie er will. —

Der edle Kaufmannsgeist, der ächte Großhandel, hat nur im Mittelalter und besonders zur Zeit der deutschen Hanse geblüht. Die Medicis, die Fugger waren Kaufleute, wie sie seyn sollten. Unsere Kaufleute im Ganzen, die größten nicht ausgenommen, sind nichts als Krämer. —

Gold und Silber sind das Blut des Staats. Häufungen des Bluts im Kopfe und Herzen verrathen Schwäche in beiden. Je stärker das Herz ist, desto lebhafter und freigebiger treibt er das Blut nach den äußeren Theilen: warm und belebt ist jedes Glied, und rasch und mächtig strömt das Blut nach dem Herzen zurück. —

Wie wir den Pflanzenboden düngen, so düngen uns die Pflanzen den Luftboden. Die Pflanzen sind Erdenkinder, wir Kinder des Aethers. Die Lunge ist eigentlich unser Wurzelkern; wir leben, wenn wir athmen, und fangen unser Leben mit Athmen an. — (Kinder des Himmels freiten die Töchter der Erde.) Wir fressen die Pflanzen, und sie gedeihen in unserm Moder. Was uns das Fressen ist, das ist den Pflanzen die Befruchtung. Empfangen ist das weibliche Genießen, Verzehren das männliche. (Ein Säufer ist einer liederlichen Frau zu vergleichen.) Das Befruchten ist die Folge des Essens, es ist die umgekehrte Operation; dem Befruchten steht das Gebähren, wie dem Essen das Empfangen entgegen. Der Mann ist gewissermaßen auch Weib, so wie das Weib Mann; entsteht etwa hieraus die verschiedene Schamhaftigkeit? —

Es giebt gar kein eigentliches Unglück in der Welt. Glück und Unglück stehen in beständiger Wage. Jedes Unglück ist gleichsam das Hinderniß eines Stroms, der nach überwundenem Hinderniß nur desto mächtiger durch-

bricht. Dies ist nirgend auffallender, als beim Mißwachs in der Oekonomie. —

Der Weltstaat ist der Körper, den die schöne Welt, die gesellige Welt beseelt. Er ist ihr nothwendiges Organ. —

An Gedanken interessirt uns entweder der Inhalt, die neue, frappante, richtige Function, oder ihre Entstehung, ihre Geschichte, ihre Verhältnisse, ihre mannigfaltige Stellung, ihre mannigfaltige Anwendung, ihr Nutzen, ihre verschiedenen Formationen. So läßt sich ein an sich trivialer Gedanke sehr interessant bearbeiten; ein weitläuftiges Unternehmen der Art kann sehr interessant seyn, ungeachtet das Resultat eine Armseligkeit ist; hier ist die Methode, der Gang, der Prozeß, das Interessante und Angenehme. Je reifer man ist, desto mehr wird man Interesse an Productionen der letztern Art haben. Das Neue interessirt weniger, weil man sieht, daß sich aus dem Alten so viel machen läßt. Man verliert die Lust am Mannigfaltigen, je mehr man Sinn für die Unendlichkeit des Einzelnen bekömmt. Man lernt das mit Einem Instrumente machen, wozu Andre hundert nöthig haben, und interessirt sich überhaupt mehr für das Ausführen, als für das Erfinden. —

Das Essen ist ein accentuirtes Leben. Essen, Trinken und Athmen entspricht der dreifachen Abtheilung der Körper in feste, flüssige und luftige. Der ganze Kör-

per athmet, nur die Lippen essen und trinken; gerade das Organ, das in mannigfachen Tönen das wieder aussendet, was der Geist bereitet, und durch die übrigen Sinne empfangen hat. Die Lippen sind für die Geselligkeit so viel: wie sehr verdienen sie den Kuß! Jede sanfte weiche Erhöhung ist ein symbolischer Wunsch der Berührung. So ladet uns alles in der Natur figürlich und bescheiden zu seinem Genusse ein, und so dürfte die ganze Natur wohl weiblich, Jungfrau und Mutter zugleich seyn. —

Durch das Eigenthum wird der Besitz veredelt, wie durch die Ehe der körperliche Genuß. —

Das Postulat des weiblichen Mysticismus ist gäng und gäbe. Alles fordert von den Frauen unbedingte Liebe zum ersten besten Gegenstande. Welche hohe Meinung von der freien Gewalt und Selbstschöpfungskraft ihres Geistes setzt dies nicht voraus! —

Die Muster der gewöhnlichen Weiblichkeit empfinden die Grenzen der jedesmaligen Existenz sehr genau, und hüten sich gewissenhaft dieselben zu überschreiten; daher ihre gerühmte Gewöhnlichkeit. Sie mögen selbst übertriebene Feinheiten, Delicatessen, Wahrheiten, Tugenden, Neigungen nicht leiden. Sie lieben Abwechselung des Gemeinen, Neuheit des Gewöhnlichen; keine neue Ideen, aber neue Kleider, Einförmigkeit im Ganzen, oberflächliche Reize. Sie lieben den Tanz, vorzüglich wegen seiner Leichtigkeit, Eitelkeit und Sinnlich-

keit. Zu guter Witz ist ihnen fatal, so wie alles Schöne, Große und Edle; mittelmäßige und selbst schlechte Lectüre, Acteurs, Stücke u. s. w. machen ihnen Freude.

Es giebt Menschen von eigensinniger und wunderlicher Individualität, die nicht zum Ehestande gemacht sind. Eheleute müssen eine Art von Mischung der Selbstständigkeit und Unselbstständigkeit haben. Sie müssen festen Charakter, als Sachen, haben, um ein Besitzthum seyn zu können, und doch geschmeidig, elastisch und durchaus bestimmt seyn, ohne eigensinnig und ängstlich zu werden. —

Liebe ohne Eifersucht ist nicht persönliche Liebe, sondern indirecte Liebe — man kann Vernunftliebe sagen; denn man liebt hier nicht als Person, sondern als Glied der Menschheit: man liebt die Rivale mehr als den Gegenstand. —

Die Frauen sind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verschlossen. — Frauen und Liebe trennt nur der Verstand. —

Das schöne Geheimniß der Jungfrau, das sie eben so unaussprechlich anziehend macht, ist das Vorgefühl der Mutterschaft, die Ahndung einer künftigen Welt, die in ihr schlummert, und sich aus ihr entwickeln soll. Sie ist das treffendste Ebenbild der Zukunft. —

Die Ehe bezeichnet eine neue, höhere Epoche der Liebe — die gesellige, die lebendige Liebe. Die Philosophie entsteht mit der Ehe. —

Die Fröhlichkeit löst allmählich alle Bande. Daher schickt sie sich nicht für die Jahre und Stände, wo die Erhaltung und Befestigung jener Bande eine heilige höhere Pflicht wird; Eheleute dürfen nicht mehr jenen jugendlichen Festen beiwohnen. Ein milder Ernst ist die ihnen nöthige Stimmung, und eine klare Besonnenheit, eine Hütung ewiger Verhältnisse ihr Beruf. ——

Gerade wegen der Einfachheit ihrer Verhältnisse ist die Moral so schwierig in der Praxis. —

Aller unbestimmte, allgemeine, subjective Trieb oder Reiz läßt sich nur durch eine unendliche Reihe bestimmter Handlungen befriedigen. Er strebt nach keinem Object; er erhält sich nur selbst; er ist eine sollicitatio perpetua; er ist die ewige Triebfeder unendlicher, terminirter Veränderungen. —

Ein Charakter ist ein vollkommen gebildeter Wille. —

Brauchen wir zum Gewöhnlichen und Gemeinen vielleicht deswegen so viel Kraft und Anstrengung, weil für den eigentlichen Menschen nichts ungewöhnlicher, nichts ungemeiner ist, als armselige Gewöhnlichkeit? — Das Höchste ist das Verständlichste, das Nächste, das Unentbehrlichste. Nur durch Unbekanntschaft mit uns selbst, Entwöhnung von uns selbst, entsteht hier eine Unbegreiflichkeit, die selbst unbegreiflich ist. —

Ein Verbrecher kann sich über Unrecht nicht beklagen, wenn man ihn hart und unmenschlich behandelt. Sein Verbrechen war ein Eintritt ins Reich der Gewalt, der

Tyrannei. Maaß und Proportion giebt es nicht in dieſer Welt, daher darf ihn die Unverhältnißmäßigkeit der Gegenwirkung nicht befremden. —

Der Menſch beſteht in der Wahrheit. Giebt er die Wahrheit Preis, ſo giebt er ſich ſelbſt Preis. Wer die Wahrheit verräth, verräth ſich ſelbſt. Es iſt hier nicht die Rede vom Lügen, ſondern vom Handeln gegen Ueberzeugung. —

Alle Menſchen ſind in einem perpetuirlichen Duell begriffen. —

Wenn der Menſch nicht weiter kann, ſo hilft er ſich mit einem Machtſpruche, oder einer Machthandlung: einem raſchen Entſchluß. —

Die Erhebung iſt das vortrefflichſte Mittel, das ich kenne, um auf einmal aus fatalen Colliſionen zu kommen. So z. B. die allgemeine Erhebung in Adelſtand, die Erhebung aller Menſchen zu Genies, die Erhebung aller Phänomene in Wunderſtand, der Materie zu Geiſt, des Menſchen zu Gott, aller Zeit zur goldnen Zeit u. ſ. w. —

Neigungen ſind materiellen Urſprungs; Anziehungs- und Abſtoßungskräfte ſind hier wirkſam. Die Neigungen machen uns zu Naturkräften. Sie perturbiren den Lauf des Menſchen, und man kann von leidenſchaftlichen Menſchen im eigentlichſten Sinne ſagen, daß ſie fallen. Wer ſich den Neigungen unbedingt ergiebt, handelt ſelbſt gegen das eigentliche Intereſſe der Nei-

gungen, weil ſie nur durch einen verhältnißmäßigen Widerſtand eine volle und dauerhafte Wirkung thun können. —

Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlichern Nebenbuhler, als das Ideal der höchſten Stärke, des kräftigſten Lebens, was man auch das Ideal der äſthetiſchen Größe (im Grunde ſehr richtig, der Meinung nach aber ſehr falſch) benannt hat. Es iſt das Maximum der Barbaren, und hat leider in dieſen Zeiten der verwilderten Cultur gerade unter den größten Schwächlingen ſehr viele Anhänger erhalten. Der Menſch wird durch dieſes Ideal zum Thier-Geiſte, eine Vermiſchung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat. —

Schon das Gewiſſen beweiſt unſer Verhältniß, Verknüpfung (die Uebergangs-Möglichkeit) mit einer andern Welt, eine innere unabhängige Macht und einen Zuſtand außer der gemeinen Individualität. — Hierauf allein beruht die Möglichkeit des thätigen Empirismus. Wir werden erſt Phyſiker werden, wenn wir imaginative Stoffe und Kräfte zum Maaßſtab der Naturſtoffe und Kräfte machen. —

Es iſt ein bedeutender Zug in vielen Märchen, daß, wenn Ein Unmögliches möglich wird, auch zugleich ein andres Unmögliches unerwartet möglich wird; daß, wenn der Menſch ſich ſelbſt überwindet, er auch zugleich die Natur überwindet, und ein Wunder vorgeht, welches

ihm das entgegengesetzte Angenehme gewährt, in dem Augenblick, als ihm das entgegengesetzte Unangenehme angenehm ward. Dieses sind die Zauberbedingungen, z. B. ein Bär soll in einen Prinzen verwandelt werden, aber nur in dem Augenblicke, in welchem der Bär geliebt wird. Vielleicht geschähe eine ähnliche Verwandlung, wenn der Mensch das Uebel in der Welt lieb gewönne; in dem Augenblick, in welchem ein Mensch die Krankheit oder den Schmerz zu lieben anfinge, läge vielleicht die reizendste Wollust in seinen Armen, die höchste positive Lust durchdränge ihn. Könnte Krankheit nicht ein Mittel höherer Synthesis seyn? Je fürchterlicher der Schmerz, desto höher die darin verborgene Lust? Jede Krankheit ist vielleicht ein nothwendiger Anfang der innigeren Verbindung zweier Wesen, der nothwendige Anfang der Liebe. So kann der Mensch enthusiastisch für Krankheiten und Schmerz werden, und vor allen den Tod als eine nähere Verbindung liebender Wesen ansehen. Fängt nicht überall das Beste mit Krankheit an? Halbe Krankheit ist Uebel, ganze Krankheit ist Lust, und zwar höhere. — Ließe sich das Uebel in der Welt vielleicht vertilgen, wie das Böse? Soll etwa die Poesie die Unlust, wie die Moral das Böse vertilgen? Der Uebergang des guten Herzens zur Tugend ist nicht durch das Böse, sondern durch die Philosophie. — Es giebt nichts absolut Böses, und kein absolutes Uebel. Es ist möglich, daß der Mensch sich

allmählig abſolut böſe macht, und ſo allmählig auch ein abſolutes Uebel ſchafft; aber beides ſind künſtliche Producte, die der Menſch nach Geſetzen der Moral und Poeſie ſchlechthin annihiliren ſoll, nicht glauben, nicht annehmen. — Alles Uebel und Böſe iſt iſolirt und iſolirend, es iſt das Prinzip der Trennung. Durch Verbindung wird die Trennung aufgehoben und nicht aufgehoben, aber das Böſe und Uebel als ſcheinbare Trennung und Verbindung wird in der That durch wahrhafte Trennung und Vereinigung, die nur wechſelſeitig beſtehen, aufgehoben. — Ich vernichte das Böſe und Uebel u. ſ. w. durch Philoſophiren. Es iſt eine Erhöhung, eine Richtung des Böſen und Uebels auf ſich ſelbſt, welches beim Guten und der Luſt u. ſ. w. gerade umgekehrt der Fall iſt. —

Es iſt ſonderbar, daß der eigentliche Grund der Grauſamkeit Wolluſt iſt. —

Es iſt wunderbar genug, daß nicht längſt die Aſſociation von Wolluſt, Religion und Grauſamkeit die Menſchen aufmerkſam auf ihre innige Verwandtſchaft und ihre gemeinſchaftliche Tendenz gemacht hat. —

Man kann immer zugeben, daß der Menſch einen vorwaltenden Hang zum Böſen hat; um ſo beſſer iſt er von Natur, denn nur das Ungleichartige zieht ſich an. —

Böſe Menſchen müſſen das Böſe aus Haß gegen die Böſen thun. Sie halten alles für böſe, und darum iſt ihr zerſtörender Hang ſehr natürlich; denn ſo wie

das Gute das Erhaltende, so ist das Böse das Zerstörende. Dies reibt sich am Ende selbst auf, und widerspricht sich sogar im Begriff, dagegen sich jenes selbst bestätigt, und in sich selbst besteht und fortdauert. Die Bösen müssen wider ihren und mit ihren Willen zugleich böse handeln; sie fühlen, daß jeder Schlag sie selbst trifft, und doch können sie das Schlagen nicht lassen. Bosheit ist nichts als eine Gemüthskrankheit, die in der Vernunft ihren Sitz hat, und daher so hartnäckig und nur durch ein Wunder zu heilen ist. —

In Fichte's Moral sind die wichtigsten Ansichten der Moral. Die Moral sagt schlechthin nichts bestimmtes; sie ist das Gewissen, eine bloße Richterin ohne Gesetz; sie gebietet unmittelbar, aber immer einzeln; sie ist durchaus Entschlossenheit. Gesetze sind der Moral durchaus entgegen. —

Spinoza und Andre haben mit sonderbarem Instinct alles in der Theologie gesucht, die Theologie zum Sitz der Intelligenz gemacht. Spinozas Idee von einem kategorischen, imperativen, schönen oder vollkommnen Wissen, einem an sich befriedigenden Wissen, einem alles übrige Wissen annihilirenden und den Wissenstrieb angenehm aufhebenden Wissen, kurz, einem wollüstigen Wissen (welche Idee allem Mysticismus zum Grunde liegt) ist äußerst interessant. — Ist nicht die Moral, in so fern sie auf Bekämpfung der sinnlichen Neigung beruht, selbst wollüstig, ächter Eudämonismus? —

Wenn ein Menſch plötzlich wahrhaft glaubte, er ſei moraliſch, ſo würde er es auch ſeyn. —

Mir ſcheint ein Trieb in unſern Tagen allgemein verbreitet zu ſeyn, die äußere Welt hinter künſtlichen Hüllen zu verſtecken, vor der offnen Natur ſich zu ſchämen, und durch Verheimlichung und Verborgenheit der Sinnenweſen eine dunkle Geiſterkraft ihnen beizulegen. Romantiſch iſt der Trieb gewiß, allein der kindlichen Unſchuld und Klarheit nicht vortheilhaft; beſonders bei Geſchlechtsverhältniſſen iſt dies bemerklich. —

Jeder Tugend entſpricht eine ſpecifiſche Unſchuld. Unſchuld iſt moraliſcher Inſtinct. Tugend iſt die Proſa, Unſchuld die Poeſie. Es giebt rohe und gebildete Unſchuld, die Tugend ſoll wieder verſchwinden und Unſchuld werden. —

Scham iſt wohl ein Gefühl der Profanation. Freundſchaft, Liebe und Pietät ſollten geheimnißvoll behandelt werden. Man ſollte nur in ſeltnen, vertrauten Momenten davon reden, ſich ſtillſchweigend darüber einverſtehen. Vieles iſt zu zart, um gedacht, noch mehreres, um beſprochen zu werden. —

Unſchuld und Unwiſſenheit ſind Schweſtern. Es giebt aber edle und gemeine Schweſtern. Die gemeine Unſchuld und Unwiſſenheit ſind ſterblich; ſie haben hübſche Geſichter, aber ohne alle Bedeutung und nicht dauerhaft; die edlen Schweſtern ſind unſterblich, ihre hohe Geſtalt iſt unveränderlich, und ewig leuchtet ihr

Antlitz vom Tage des Paradieſes. Beide wohnen im Himmel, und beſuchen nur die edelſten und geprüfteſten Menſchen. —

In ſofern ein Ding für mich da iſt, bin ich ſein Zweck; es bezieht ſich auf mich, es iſt meinetwegen da. Mein Wille beſtimmt mich, alſo iſt er auch mein Eigenthum. Die Welt ſoll ſeyn, wie ich will. Urſprünglich iſt die Welt, ſo wie ich will; wenn ich ſie alſo nicht ſo finde, ſo muß ich den Fehler dieſes Products in den beiden Factoren ſuchen, oder in Einem. Entweder iſt die Welt eine ausgeartete, oder mein widerſprechender Wille iſt nicht mein wahrer Wille, oder beides zugleich iſt unterſcheidbar zugleich wahr. — — Meine geiſtige Wirkſamkeit, meine Realiſation von Ideen, wird keine Decompoſition und Umſchaffung der Welt (wenigſtens nicht, in ſofern ich Mitglied dieſer beſtimmten Welt bin), ſondern es wird nur eine Variations-Operation ſeyn können. Ich werde unbeſchadet der Welt und ihrer Geſetze, mittelſt derſelben, ſie für mich ordnen, einrichten und bilden können. —

Anſicht der ganzen Welt durch den Moralſinn. Deduction des Univerſums aus der Moral; alle wahren Verbeſſerungen ſind moraliſche Verbeſſerungen, alle wahren Erfindungen moraliſche Erfindungen, Fortſchritte (Verdienſte des Sokrates). —

Aller innere Sinn iſt Sinn für Sinn. —

Sittliches Gefühl iſt Gefühl des abſolut ſchöpferi-

ſchen Vermögens, der productiven Freiheit, der unendlichen Perſonalität, des Mikrokosmus, der eigentlichen Divinität in uns. —

Gott iſt ein gemiſchter Begriff. Er iſt aus der Vereinigung aller Gemüthsvermögen, mittelſt einer moraliſchen Offenbarung, entſtanden. —

Iſt unſre Unwiſſenheit etwa Bedingung unſrer Moralität? Wollen wir unwiſſend ſeyn, weil wir es, bewandten Umſtänden nach, wollen müſſen? Wir ſind nur unwiſſend, weil wir es wollen. —

Der rechtliche Zuſtand ſoll ein moraliſcher werden, und dann fallen alle Schranken und Beſtimmungen von ſelbſt weg, und jeder iſt und hat alles, unbeſchadet der Andern. — Die Mathematik bezieht ſich nur auf Recht, rechtliche Natur und Kunſt, nicht magiſche Natur und Kunſt; magiſch werden beide nur durch Moraliſirung. Liebe iſt der Grund der Möglichkeit der Magie. Die Liebe wirkt magiſch. — Alles Seyn ſoll in ein Haben verwandelt werden. Seyn iſt einſeitig, Haben ſynthetiſch, liberal. —

Güte iſt Moralität. Schönheit iſt objective Güte, Wahrheit ſubjective Güte. Beide beziehen ſich auf die vernunftloſe Natur. Im Vernunftweſen iſt Recht der Wahrheit, Güte der Schönheit analog. —

Das Syſtem der Moral muß Syſtem der Natur werden. Alle Krankheiten gleichen der Sünde, darin, daß ſie Tranſcendenzen ſind. Unſre Krankheiten ſind alle

Phänomene einer erhöhten Senſation, die in höhere Kräfte übergehen will. Wie der Menſch Gott werden wollte, ſündigte er. — Krankheiten der Pflanzen ſind Animaliſationen, Krankheiten der Thiere Rationaliſationen, Krankheiten der Steine Vegetationen. Sollte nicht jeder Pflanze ein Stein und ein Thier entſprechen? — Pflanzen ſind geſtorbene Steine, Thiere geſtorbene Pflanzen. —

Die Natur ſoll moraliſch werden; wir ſind ihre Erzieher, ihre moraliſchen Tangenten, ihre moraliſchen Reize. — Läßt ſich die Moralität, wie der Verſtand u. ſ. w. objectiviren und organiſiren? —

Die Natur wird moraliſch ſeyn, wenn ſie aus ächter Liebe zur Kunſt ſich der Kunſt hingiebt, thut, was die Kunſt will; die Kunſt, wenn ſie aus ächter Liebe zur Natur für die Natur lebt, und mit der Natur arbeitet. Beide müſſen es zugleich, aus eigner Wahl, um ihrer ſelbſt willen, und aus fremder Wahl, um des andern willen, thun. Sie müſſen in ſich ſelbſt mit dem Andern, und mit ſich ſelbſt im Andern zuſammen treffen. —

Sollte die Menſchen-Pſychologie, etwa wie die Wiſſenſchaftslehre, bloß den Menſchen als ein Ganzes, als ein Syſtem betrachten (und bloß von oben herunter), und Pſychologie überhaupt nur mit Ganzen zu thun haben? Dann ſcheint mir Pſychologie und Phyſiologie vollkommen Eins, und die Seele nichts als Prinzip des Syſtems, Subſtanz zu ſeyn; ihre Wohnſtätte wäre der

Himmel. — Physiologie überhaupt wäre Welt-Psychologie, und Natur und Seele auch eins, da unter Natur doch nur Geist des Ganzen, substantielles Prinzip verstanden wird. — — Gott und Natur muß man also trennen. Gott hat gar nichts mit der Natur zu schaffen; er ist das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem sie einst harmoniren soll. Die Natur soll moralisch werden. — — Der moralische Gott ist etwas viel höheres, als der magische Gott. — — Wir müssen Magier zu werden suchen, um recht moralisch seyn zu können. Je moralischer, desto harmonischer mit Gott, desto göttlicher, desto verbündeter mit Gott. Nur durch den moralischen Sinn wird uns Gott vernehmlich. Der moralische Sinn ist der Sinn für Daseyn, ohne äußere Affection, der Sinn für Bund, der Sinn für das Höchste, der Sinn für Harmonie, der Sinn für frei gewähltes und erfundenes und dennoch gemeinschaftliches Leben und Seyn, der Sinn für das Ding an sich, der ächte Divinationssinn (diviniren, etwas ohne Veranlassung, Berührung, vernehmen). Das Wort Sinn, das auf unmittelbare Erkenntniß, Berührung, Mischung hindeutet, ist hier freilich nicht recht schicklich, indeß ist es ein unendlicher Ausdruck, wie es unendliche Größen giebt. Das Eigentliche kann hier nur approximando, zur Nothdurft ausgedrückt werden. Es ist Nicht-Sinn; oder Sinn, gegen den jenes Nicht-Sinn ist. — — Moralisch handeln und religiös handeln sind also aufs

innigſte vereinigt. Man ſoll gänzlich innere und äußere Harmonie beabſichtigen; zugleich das Geſetz und den Willen Gottes, jedes um ſein ſelbſt willen, erfüllen. Es giebt alſo ein einſeitiges moraliſches und ein einſeitiges religiöſes Handeln. —

Können Wunder Ueberzeugung wirken? Oder wäre nicht wahrhafte Ueberzeugung, dieſe höchſte Function unſers Gemüths und unſrer Perſonalität, das einzige, wahre, Gott verkündende Wunder? Jedes Wunder muß iſolirt in uns bleiben, unverknüpft mit unſerm übrigen Bewußtſeyn, ein Traum. Aber eine innige moraliſche Ueberzeugung, eine göttliche Anſchauung, dies wäre ein reales bleibendes Wunder. —

Sollten gewiſſe intellectuelle Grenzen oder Unvollkommenheiten der Religion wegen da ſeyn, wie die Hülfloſigkeit der Liebe wegen? Wir haben uns, um verbunden zu ſeyn, auf unendliche Art, auch mit den Transmundanern, zu Menſchen beſtimmt, und einen Gott zu einem Monarchen gewählt. Deduction der Geiſter und der Weſen der Vernunft. Unſer Verhältniß mit ihnen. Wir haben keine Grenze des intellectuellen Fortſchritts, aber wir ſollen uns welche ad hunc actum tranſitoriſche Grenzen ſetzen, begrenzt und unbegrenzt zugleich ſeyn, Wunder thun können, aber keine thun wollen, alles wiſſen können, aber nicht wollen. — Mit der richtigen Bildung unſers Willens geht auch die Bildung unſers Könnens und Wiſſens fort. In dem Au-

genblick, wo wir vollkommen moraliſch ſind, werden wir Wunder thun können, d. i. wo wir keine thun wollen, höchſtens moraliſche (Chriſtus). Der Wunder höchſtes iſt eine tugendhafte Handlung, ein Actus der freien Determination. —

Die Moral iſt, wohl verſtanden, das eigentliche Lebens-Element des Menſchen. Sie iſt innig eins mit der Gottesfurcht. Unſer eigner ſittlicher Wille iſt Gottes Wille. Indem wir ſeinen Willen erfüllen, erheitern und erweitern wir unſer eignes Daſeyn, und es iſt, als hätten wir um unſer ſelbſt willen, aus innrer Natur ſo gehandelt. Die Sünde iſt allerdings das eigentliche Uebel in der Welt. Alles Ungemach kommt von ihr her. Wer die Sünde verſteht, verſteht die Tugend und das Chriſtenthum, ſich ſelbſt und die Welt. Ohne dies Verſtändniß kann man ſich Chriſti Verdienſt nicht zu eigen machen, man hat keinen Theil an dieſer zweiten höhern Schöpfung. — —

Wenn der Geiſt heiligt, ſo iſt jedes ächte Buch Bibel. Aber ſelten nur wird ein Buch um des Buches willen geſchrieben, und wenn Geiſt gleich edlem Metall iſt, ſo ſind die meiſten Bücher Ephraimiten. Freilich muß jedes nützliche Buch wenigſtens ſtark legirt ſeyn. Rein iſt das edle Metall im Handel und Wandel nicht zu gebrauchen. Vielen wahren Büchern geht es wie den Goldklumpen in Irland. Sie dienen lange Jahre nur als Gewichte. —

Sollte die Bibel nicht noch im Wachſen begriffen ſeyn? —

Darwin macht die Bemerkung, daß wir weniger vom Lichte beim Erwachen geblendet würden, wenn wir von ſichtbaren Gegenſtänden geträumt hätten. Wohl alſo denen, die hier ſchon vom Sehen träumten! Sie werden früher die Glorie jener Welt ertragen können. —

Wenn die Welt gleichſam ein Niederſchlag aus der Menſchennatur iſt, ſo iſt die Götterwelt eine Sublimation derſelben. Beide geſchehen uno actu. Keine Präcipitation ohne Sublimation. Was dort an Agilität verloren geht, wird hier gewonnen. —

Die Phantaſie ſetzt die künftige Welt entweder in die Höhe, oder in die Tiefe, oder in der Metempſychoſe zu uns. Wir träumen von Reiſen durch das Weltall; iſt denn das Weltall nicht in uns? Die Tiefe unſers Geiſtes kennen wir nicht. — Nach Innen geht der geheimnißvolle Weg. In uns oder nirgend iſt die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft. Die Außenwelt iſt die Schattenwelt, ſie wirft ihren Schatten in das Lichtreich. Jetzt ſcheint es uns freilich innerlich ſo dunkel, einſam, geſtaltlos; aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn dieſe Verfinſterung vorbei, und der Schattenkörper hinweg gerückt iſt. Wir werden mehr genießen, als je: denn unſer Geiſt hat entbehrt. —

Leben iſt der Anfang des Todes. Das Leben iſt um des Todes willen. Der Tod iſt Endigung und Anfang zugleich. Scheidung und nähere Selbſtverbindung zugleich. Durch den Tod wird die Reduction vollendet. —

Im höchſten Schmerz tritt zuweilen eine Paralyſis der Empfindſamkeit ein. Die Seele zerſetzt ſich. Daher der tödtliche Froſt, die freie Denkkraft, der ſchmetternde unaufhörliche Witz dieſer Art von Verzweiflung. Keine Neigung iſt mehr vorhanden; der Menſch ſteht wie eine verderbliche Macht allein. Unverbunden mit der übrigen Welt verzehrt er ſich allmählig ſelbſt, und iſt ſeinem Prinzip nach Miſanthropos und Miſotheos. —

Manche Leute hängen wohl darum ſo an der Natur, weil ſie als verzogene Kinder ſich vor dem Vater fürchten, und zu der Mutter ihre Zuflucht nehmen. —

Nichts iſt zur wahren Religioſität unentbehrlicher als ein Mittelglied, das uns mit der Gottheit verbindet. Unmittelbar kann der Menſch ſchlechterdings nicht mit derſelben in Verhältniß ſtehn. In der Wahl dieſes Mittelglieds muß der Menſch durchaus frei ſeyn. Der mindeſte Zwang hierin ſchadet ſeiner Religion. Die Wahl iſt charakteriſtiſch, und es werden mithin die gebildeten Menſchen ziemlich gleiche Mittelglieder wählen, da hingegen der Ungebildete gewöhnlich durch Zufall hier beſtimmt werden wird. Da aber ſo wenig Menſchen einer freien Wahl überhaupt fähig ſind, ſo

werden manche Mittelglieder allgemeiner werden; ſey es durch Zufall, durch Aſſociation, oder ihre beſondere Schicklichkeit dazu. Auf dieſe Art entſtehen Landesreligionen. Je ſelbſtſtändiger der Menſch wird, deſto mehr vermindert ſich die Quantität des Mittelgliedes, die Qualität verfeinert ſich, und ſeine Verhältniſſe zu demſelben werden mannigfaltiger und gebildeter: Fetiſche, Geſtirne, Thiere, Helden, Götzen, Götter, Ein Gottmenſch. Man ſieht bald, wie relativ dieſe Wahlen ſind, und wird unvermerkt auf die Idee getrieben, daß das Weſen der Religion wohl nicht von der Beſchaffenheit des Mittlers abhange, ſondern lediglich in der Anſicht deſſelben, in den Verhältniſſen zu ihm, beſtehe. —

Es iſt ein Götzendienſt im weitern Sinn, wenn ich dieſen Mittler in der That für Gott ſelbſt anſehe. Es iſt Irreligion, wenn ich gar keinen Mittler annehme; und in ſofern iſt Aberglaube und Götzendienſt, und Unglaube oder Theismus, den man auch ältern Judaismus nennen kann, beides Irreligion. Hingegen iſt Atheismus nur Negation aller Religion überhaupt, und hat alſo gar nichts mit der Religion zu ſchaffen. Wahre Religion iſt, die jenen Mittler als Mittler annimmt, ihn gleichſam für das Organ der Gottheit hält, für ihre ſinnliche Erſcheinung. In dieſer Hinſicht erhielten die Juden, zur Zeit der Babyloniſchen Gefangenſchaft, eine ächt religiöſe Tendenz, eine religiöſe

Hoffnung, einen Glauben an eine künftige Religion, der ſie auf eine wunderbare Weiſe von Grund aus umwandelte, und ſie in der merkwürdigſten Beſtändigkeit bis auf unſere Zeiten erhielt. —

Die wahre Religion ſcheint aber bei einer nähern Betrachtung abermals antinomiſch getheilt in Pantheismus und Monotheismus. Ich bediene mich hier einer Licenz, indem ich Pantheismus nicht im gewöhnlichen Sinne nehme, ſondern darunter die Idee verſtehe, daß alles Organ der Gottheit, Mittler ſeyn könne, indem ich es dazu erhebe: ſo wie Monotheismus im Gegentheil den Glauben bezeichnet, daß es nur Ein ſolches Organ in der Welt für uns gebe, das allein der Idee eines Mittlers angemeſſen ſey, und wodurch Gott allein ſich vernehmen laſſe, welches ich alſo zu wählen durch mich ſelbſt genöthigt werde; denn ohnedem würde der Monotheismus nicht wahre Religion ſeyn.

So unverträglich auch beide zu ſeyn ſcheinen, ſo läßt ſich doch ihre Vereinigung bewerkſtelligen, wenn man den monotheiſtiſchen Mittler zum Mittler der Mittelwelt des Pantheismus macht, und dieſe gleichſam durch ihn centrirt, ſo daß beide einander, jedoch auf verſchiedene Weiſe, nothwendig machen. —

Das Gebet oder der religiöſe Gedanke beſteht alſo aus einer dreifach aufſteigenden, untheilbaren Abſtraction oder Setzung. Jeder Gegenſtand kann dem Religiöſen ein Tempel im Sinn der Auguren ſeyn. Der

Geiſt dieſes Tempels iſt der allgegenwärtige Hoheprieſter, der monotheiſtiſche Mittler, welcher allein im unmittelbaren Verhältniſſe mit der Gottheit ſteht. —

Jedes Willkührliche, Zufällige, Individuelle kann unſer Weltorgan werden. Ein Geſicht, ein Stern, eine Gegend, ein alter Baum u. ſ. w. kann Epoche in unſerm Innern machen. Dies iſt der große Realismus des Fetiſchdienſtes. —

Licht iſt Symbol der ächten Beſonnenheit. Alſo iſt Licht, der Analogie nach, Action der Selbſtrührung der Materie. Der Tag iſt alſo das Bewußtſeyn des Wandelſterns, und während die Sonne, wie ein Gott, in ewiger Selbſtthätigkeit die Mitte beſeelt, thut ein Planet nach dem andern auf längere oder kürzere Zeit das Eine Auge zu, und erquickt im kühlen Schlafe ſich zu neuem Leben und Anſchauen. Alſo auch hier Religion. Denn iſt das Leben der Planeten etwas anders als Sonnendienſt? Auch hier kommſt du uns alſo entgegen, uralte, kindliche Religion der Parſen, und wir finden in dir die Religion des Weltalls. —

Sonderbar genug iſt es, daß die griechiſche Mythologie ſo unabhängig von der Religion war. Es ſcheint, daß die Kunſtbildung in Griechenland vor der Religion, und ein unendlich erhabener Idealismus der Religion den Griechen Inſtinct war. Die Religion war weſentlich Gegenſtand der menſchlichen Kunſt. Die Kunſt ſchien göttlich, oder die Religion künſtlich und

menſchlich. Der Kunſtſinn war der Religions-Erzeugungsſinn, die Gottheit offenbarte ſich durch die Kunſt. —

Die Geiſtlichen und Herrnhuter haben doch das Vorzügliche und Bemerkenswerthe, daß ſie Idealiſten von Profeſſion ſind, und Religion ex professo treiben, ſie zu ihrem Hauptgeſchäfte machen, und eigentlich auf dieſer Welt in einer andern und für eine andere leben. —

Sicherheit vor ſich ſelbſt und den unſichtbaren Mächten war die Baſis der bisherigen geiſtlichen Staaten. —

Unter Menſchen muß man Gott ſuchen. In den menſchlichen Begebenheiten, in menſchlichen Gedanken und Empfindungen offenbart ſich der Geiſt des Himmels am hellſten. —

In gottesdienſtlichen Verſammlungen ſollte jeder aufſtehen, und aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen göttliche Geſchichte den anderen mittheilen; dieſe religiöſe Aufmerkſamkeit auf die Sonnenblicke der andern Welt iſt ein Haupterforderniß des religiöſen Menſchen. Wie man alles zum Gegenſtande eines Epigramms oder eines Einfalls machen kann, ſo kann man auch alles in einen Spruch, in ein religiöſes Epigramm, in Gottes Wort verwandeln. —

Noch iſt keine Religion. Man muß eine Bildungsſchule ächter Religion erſt ſtiften. Glaubt ihr, daß es Religion gebe? Religion muß gemacht und hervorgebracht werden durch die Vereinigung mehrerer Menſchen. —

Liebe kann durch absoluten Willen in Religion übergehen. Des höchsten Wesens wird man nur durch Tod werth (Versöhnungstod). —

Die Religion enthält unendliche Wehmuth. Sollen wir Gott lieben, so muß er hülfsbedürftig seyn. In wie fern ist im Christianismus diese Aufgabe gelöst? —

Spinoza ist ein Gott-trunkener Mensch. —

Der Spinozismus ist eine Uebersättigung mit Gottheit; Unglauben ein Mangel an göttlichem Organ und an Gottheit. Es giebt also directe und indirecte Atheisten. Je besonnener und ächt poetischer der Mensch ist, desto gestalteter und historischer wird seine Religion seyn. —

Sollte der Teufel, als Vater der Lüge, selbst nur ein nothwendiges Gespenst seyn? Trug und Illusion stehen allein der Wahrheit, Tugend und Religion entgegen. — Dem freien Willen stehen die Grille, die sklavische Willkühr, der Aberglaube, die Laune, die Verkehrtheit, die durch lauter Zufälligkeiten bestimmte Willkühr gegenüber: daraus geht die Täuschung hervor. —

Es giebt manche Blumen auf dieser Welt, die überirdischen Ursprungs sind, die in diesem Klima nicht gedeihen, und eigentliche Herolde, rufende Boten eines bessern Daseyns sind. Unter diese Boten gehören vorzüglich Religion und Liebe. Das höchste Glück ist, seine

Geliebte gut und tugendhaft zu wiſſen, die höchſte Sorge iſt die Sorge für ihren Edelſinn. Aufmerkſamkeit auf Gott, und Achtſamkeit auf jene Momente, wo der Strahl einer himmliſchen Ueberzeugung und Beruhigung in unſre Seelen einbricht, iſt das Wohlthätigſte, was man für ſich und ſeine Lieben haben kann. —

Alle unſre Neigungen ſcheinen nichts als angewandte Religion zu ſeyn; das Herz ſcheint gleichſam das religiöſe Organ. Vielleicht iſt das höhere Erzeugniß des productiven Herzens nichts anders als der Himmel. — Indem das Herz, abgezogen von allen einzelnen wirklichen Gegenſtänden, ſich ſelbſt empfindet, ſich ſelbſt zu einem idealiſchen Gegenſtande macht, entſteht Religion. Alle einzelnen Neigungen vereinigen ſich in Eine, deren wunderbares Object ein höheres Weſen, eine Gottheit iſt, daher ächte Gottesfurcht alle Empfindungen und Neigungen umfaßt. Dieſer Naturgott ißt uns, gebiert uns, ſpricht mit uns, erzieht uns, läßt ſich von uns eſſen, von uns zeugen und gebären, und iſt der unendliche Stoff unſrer Thätigkeit, und unſers Leidens. — Machen wir die Geliebte zu einem ſolchen Gott, ſo iſt dies angewandte Religion. —

Religionslehre iſt wiſſenſchaftliche Poeſie. Poeſie iſt unter den Empfindungen, was Philoſophie in Beziehung auf Gedanken iſt. —

Die Religion begreift das ganze Gebiet des ſoge-

nannten Uebersinnlichen und Ueberirdischen in sich. Sie ist theils theoretisch, theils praktisch. —

Die katholische Religion ist gewissermaßen schon angewandte christliche Religion. Auch die Fichtesche Philosophie ist vielleicht angewandter Christianismus. —

Eine Predigt ist ein Bruchstück der Bibel, des heiligen Buchs, des kanonischen Theils der Bibel. Jede Predigt soll Religion erwecken, Religions-Wahrheiten vortragen; sie ist das Höchste, was ein Mensch liefern kann. Predigten enthalten Betrachtungen Gottes und Experimente Gottes. Jede Predigt ist eine Inspirationswirkung, sie muß und kann nur genialisch seyn. Wie vermeidet man bei Darstellung des Vollkommnen die Langeweile? Die Betrachtung Gottes scheint als eine religiöse Untersuchung zu monoton; man erinnre sich an die vollkommenen Charaktere im Schauspiele, an die Trockenheit eines ächten, rein philosophischen oder mathematischen Systems. So ist selbst die Betrachtung Jesu ermüdend. Die Predigt muß pantheistisch seyn; angewandte, individuelle Religion, individualisirte Theologie enthalten. —

Aller Glaube ist wunderbar und wunderthätig: Gott ist in dem Augenblicke, da ich ihn glaube. — Glaube ist indirectwunderthätige Kraft. Durch den Glauben können wir in jedem Augenblick Wunder thun für uns, oft für andre mit, wenn sie Glauben zu uns haben. — Glaube ist hienieden wahrgenommene Wirk-

ſamkeit und Senſation in einer andern Welt, ein vernommener transmundaner Actus. Der ächte Glaube bezieht ſich nur auf Dinge einer andern Welt. Glaube iſt Empfindung des Erwachens und Wirkens in einer andern Welt. Angewandter, irdiſcher Glaube iſt Wille. Glauben iſt Wahrnehmung des realiſirten Willens. —

Die Meinung von der Negativität des Chriſtenthums iſt vortrefflich; das Chriſtenthum wird dadurch zum Rang der Grundlage der projectirenden Kraft eines neuen Weltgebäudes und Menſchenthums erhoben, eines lebendigen moraliſchen Raums. — Auch ſchließt ſich dies ſchön an meine Ideen von der bisherigen Verkennung von Raum und Zeit, deren Perſönlichkeit und Urkraft mir unbeſchreiblich einleuchtend geworden iſt. Die Thätigkeit des Raums und der Zeit iſt die Schöpfungskraft, und ihre Verhältniſſe ſind die Angeln der Welt. — Abſolute Abſtraction, Vernichtung des Jetzigen, Apotheoſe der Zukunft, dieſer eigentlich beſſern Welt: dies iſt der Kern der Geheiße des Chriſtenthums, und hiemit ſchließt es ſich an die Religion der Antiquare, die Göttlichkeit der Antike, die Herſtellung des Alterthums, als der zweite Hauptflügel an; beide halten das Univerſum, als den Körper des Engels, in ewigem Schweben, in ewigem Genuß von Raum und Zeit. —

Die chriſtliche Religion iſt die eigentliche Religion der Wolluſt. Die Sünde iſt der größte Reiz für die

Liebe der Gottheit; je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist der Zweck der Sünde und Liebe. Dithyramben sind ein ächt christliches Product. —

Die christliche Religion ist auch dadurch vorzüglich merkwürdig, daß sie so entschieden den bloßen guten Willen im Menschen und seine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, in Anspruch nimmt, und darauf Werth legt. Sie steht in Opposition mit Wissenschaft und Kunst und eigentlichem Genuß.

Vom gemeinen Manne geht sie aus. Sie beseelt die große Majorität der Beschränkten auf Erden.

Sie ist das Licht, was in der Dunkelheit zu glänzen anfängt.

Sie ist der Keim alles Demokratismus, die höchste Thatsache der Popularität.

Ihr unpoetisches Aeußere, ihre Aehnlichkeit mit einem modernen häuslichen Gemälde scheint ihr nur geliehen zu seyn.

Sie ist tragisch und doch unendlich mild; ein ächtes Schauspiel, Vermischung des Lust- und Trauerspiels.

Die griechische Mythologie scheint für die gebildeteren Menschen zu seyn und also in gänzlicher Opposition mit dem Christenthum. Der Pantheismus ist ein drittes Ende. —

Die Vernichtung der Sünde, dieser alten Last der

Menſchheit und alles Glaubens an Buße und Sühnung, iſt durch die Offenbarung des Chriſtenthums eigentlich bewirkt worden. —

Die Zukunft iſt nicht für den Kranken, nur der Blick des Geſunden kann ſich dreiſt in ihre wunderlichen Wege verlieren. Unglück iſt der Beruf zu Gott. Heilig kann man nur durch Unglück werden, daher ſich auch die alten Heiligen ſelbſt ins Unglück ſtürzten. —

Märtirer ſind geiſtliche Helden. Jeder Menſch hat wohl ſeine Märtirerjahre. Chriſtus war der große Märtirer unſers Geſchlechts; durch ihn iſt das Märtirerthum unendlich tiefſinnig und heilig geworden. —

Man ſollte ſich ſchämen, wenn man es nicht mit den Gedanken dahin bringen könnte, zu denken was man wollte. Bitte Gott um ſeinen Beiſtand, daß er die ängſtlichen Gedanken verjagen helfe. Lerne nur erſt einen ängſtlichen Gedanken auch gleich als ſolchen kennen. Mit innigem Gebet und feſtem Vorſatz iſt vieles möglich. Sobald du ängſtlich wirſt, und traurige, bängliche Vorſtellungen ſich dir aufdringen, ſo fange an recht herzlich zu beten. Gelingt es die erſten Male nicht, ſo gelingt es gewiß mit der Zeit. Hat man Gott im Herzen, ſo grübelt man nicht: dann iſt nur Eine große erhebende Empfindung in der Seele. Auf dem göttlichen Geſichtspunkte giebt es keine Wolken; da iſt nur Ein Glanz, Eine Herrlichkeit. Der Mann iſt

anders, als das Kind. Mann seyn kommt von Gott. Die Alten waren immer fröhlich. —

Beten ist in der Religion, was Denken in der Philosophie ist. Beten ist Religion machen; Predigten sollten eigentlich Gebete seyn. Der religiöse Sinn betet, wie das Denkorgan denkt. Religion geht auf Religion, sie hat eine eigne religiöse Welt, ein eignes religiöses Element. —

Der heilige Geist ist mehr als die Bibel; er soll unser Lehrer des Christenthums seyn, nicht todter, irdischer, zweideutiger Buchstabe. —

Unser ganzes Leben ist Gottesdienst. —

Eine Verbindung, die auch für den Tod geschlossen ist, ist eine Hochzeit, die uns eine Genossin für die Nacht giebt. Im Tode ist die Liebe am süßesten; für den Lebenden ist der Tod eine Brautnacht, ein Geheimniß süßer Mysterien:

Ist es nicht klug für die Nacht ein geselliges Lager zu suchen?
Darum ist klüglich gesinnt, wer auch Entschlummerte liebt. — —

Die Bibel fängt herrlich mit dem Paradiese, dem Symbol der Jugend an, und schließt mit dem ewigen Reiche, mit der heiligen Stadt. Auch ihre zwei Hauptbestandtheile sind ächt großhistorisch. (In jedem großhistorischen Gliede muß gleichsam die große Geschichte

ſymboliſch verjüngt liegen.) Der Anfang des neuen Teſtaments iſt der zweite, höhere Sündenfall (Sünde: was *geſühnt* werden muß), und der Anfang der neuen Periode. Die Geſchichte eines jeden Menſchen ſoll eine Bibel ſeyn. Chriſtus iſt der neue Adam. Eine Bibel iſt die höchſte Aufgabe der Schriftſtellerei. —

Höchſt ſonderbar iſt die Aehnlichkeit unſrer heiligen Geſchichte mit Märchen: anfänglich eine Bezauberung, dann die wunderbare Verſöhnung u. ſ. w. die Erfüllung der Verwünſchungsbedingung. Wahnſinn und Bezauberung haben viel Aehnliches. Ein Zauberer iſt ein Künſtler des Wahnſinns. —

Die Geſchichte Chriſti iſt eben ſo gewiß ein Gedicht wie eine Geſchichte; und überhaupt iſt nur *die* Geſchichte eine Geſchichte, die auch Fabel ſeyn kann. —

Myſtiſcher Glaube an das, was einmal da iſt: das Alte, Bekannte; und myſtiſche Hoffnung und Freude auf alles, was da kommen ſoll: das Neue, Unbekannte; dies ſind zwei ſehr wichtige Charakterzüge der bisherigen Menſchheit. —

Ob das Menſchengeſchlecht progrediendo geht? iſt eine ſonderbare, unbeantwortliche philoſophiſche Frage; warum fragt man nicht auch: verändert ſich das Menſchengeſchlecht? Dieſe Frage iſt höher. Aus der Veränderung läßt ſich erſt ein Schluß auf die Verbeſſerung oder Verſchlimmerung ziehn. —

Nur wenn wir uns, als Menſchen, mit andern

Vernunftweſen vergleichen könnten, würden wir wiſſen, was wir eigentlich ſind, auf welcher Stelle wir ſtehen. —

Der Gegenſatz von Leib und Geiſt iſt einer der allermerkwürdigſten und gefährlichſten. In der Hiſtorie hat er eine große Rolle geſpielt. —

Die Natur iſt lauter Vergangenheit, ehemalige Freiheit; daher durchaus Boden der Geſchichte. —

Jetzt regt ſich nur hie und da Geiſt: wann wird der Geiſt ſich im Ganzen regen? Wann wird die Menſchheit in Maſſe ſich ſelbſt zu beſinnen anfangen? —

Die Körperwelt iſt die proſaiſche. Der bloße (rohe) Raum iſt Anfangspoem; Endpoem wird der gebildete Raum ſeyn. Natürlicher Raum, — künſtlicher Raum. Ein Körper iſt ein conſonirter Raum. Der ferne Körper löſet ſich wieder in Raum auf, verſchwindet in Raum. Alles ſoll wieder Raum werden (Körper-Schema — Weltkugel.) Schema der Züge oder Ströme, — Weltkugelfluß. Zug der Ströme, dem Körper entgegengeſetzt — Bewegung. Die conſonirte Bewegung der Zeit iſt die wirkliche Bewegung. Ferne Bewegung löſt ſich wieder in abſolute Bewegung auf. Wo Körper iſt, iſt Raum nicht. Wo Bewegung iſt, iſt Zeit nicht. Alle Ströme und Bewegungen ſollen Zeit (Ewigkeit) werden. Rohe Zeit — gebildete Zeit. Die Zeit dauert abſolut. Alle Ströme ſollen dauernd, alle Körper durchdringlich werden. —

Der jetzige Himmel und die jetzige Erde ſind pro-

ſaiſcher Natur; es iſt eine Weltperiode des Nutzens. Das Weltgericht iſt der Anfang der neuen, gebildeten, poetiſchen Periode. —

Ueber den gegenwärtigen Moment, oder den immerwährenden Erſtarrungs-Prozeß der irdiſchen Zeit. — Sie hat eine ſonderbare Lebensflamme. Die Zeit macht alles, wie ſie auch alles zerſtört, bindet, trennt. — Natur der Erinnerung. Seelenflamme. Beſonderes Leben der Seele. Innere Lebensweiſe. Der Erſtarrungs-Prozeß. — Dies rührt von der Berührung einer zweiten Welt, eines zweiten Lebens her, wo alles entgegengeſetzt iſt. — Wir ſpringen wie ein elektriſcher Funken in die andere Welt hinüber. Zunahme der Capacität. Tod iſt Verwandlung, Verdrängung des Individualprincips, das nun eine neue, haltbarere, fähigere Verbindung eingeht. —

Unſere Welt iſt das, was ſie iſt, als Glied des Univerſalweltſyſtems, ihre Veränderungen werden mit durch die Veränderungen des großen Syſtems beſtimmt. — Je mannigfacher etwas individualiſirt iſt, deſto mannigfacher iſt ſeine Berührung mit andern Individuen, deſto veränderlicher ſeine Gränze und Nachbarſchaft. —

Ein unendlich charakteriſtiſches Individuum iſt Glied eines Infinitoriums. So unſre Welt. Sie gränzt an unendliche Welten, und doch vielleicht nur an Eine. Die Welt im Ganzen hat auch nur Eine Welt gegen ſich über — Himmel und Erde. —

Manche haben mehr eine räumliche Perſonalität, andre mehr eine zeitliche. Sollte dies der Unterſchied unter Helden und Künſtlern ſeyn? —

Der Buchſtabe iſt, was ein Tempel oder Monument iſt; ohne Bedeutung iſt er freilich todt. Es giebt geiſtvolle Hiſtoriker des Buchſtabens, philologiſche Antiquare. Der Antiquar iſt eigentlich ein Reſtaurator des Buchſtabens, ein Auferwecker deſſelben. —

Glück iſt Talent für die Hiſtorie, oder das Schickſal. Der Sinn für Begebenheiten iſt der prophetiſche, und Glück iſt der divinatoriſche Inſtinct. (Die Alten rechneten daher mit Recht das Glück eines Menſchen zu ſeinen Talenten.) Es giebt eine divinatoriſche Luſt. Der Roman iſt aus Mangel der Geſchichte entſtanden. —

Wo Kinder ſind, da iſt ein goldenes Zeitalter. —

Es fehlt uns nicht an Gelegenheit, Menſchen außer der Welt, und zwar vor und nach der Welt zu betrachten. Zu Menſchen und nicht zu Menſchen beſtimmte Stamina: jenes Kinder, dieſes Alte. —

Manchen fehlt es an Gegenwart des Geiſtes, dafür haben ſie mehr Zukunft des Geiſtes. —

Beinah alles Genie war bisher einſeitig; Reſultat einer krankhaften Conſtitution. Die eine Klaſſe hat zu viel äußern, die andre zu viel innern Sinn. Selten gelang der Natur ein Gleichgewicht zwiſchen beiden, eine vollendete genialiſche Conſtitution. Durch Zufälle entſtand oft eine vollkommene Proportion, aber nie

konnte dieſe von Dauer ſeyn, weil ſie nicht durch den Geiſt aufgefaßt und fixirt ward: es blieb bei glücklichen Augenblicken. Das erſte Genie, das ſich ſelbſt durchdrang, fand hier den typiſchen Keim einer unermeßlichen Welt; es machte eine Entdeckung, welche die merkwürdigſte in der Weltgeſchichte ſeyn mußte; denn es beginnt damit eine ganz neue Epoche der Menſchheit, und auf dieſer Stufe wird erſt wahre Geſchichte aller Art möglich; denn der Weg, der bisher zurückgelegt wurde, macht nun ein eignes, durchaus erklärbares Ganze aus. Jene Stelle außer der Welt iſt gegeben, und Archimedes kann nun ſein Verſprechen erfüllen. —

Die Geſchichte erzeugt ſich ſelbſt. Erſt durch Verknüpfung der Vergangenheit und Zukunft entſteht ſie. So lange jene nicht feſt gehalten wird durch Schrift und Satzung, kann dieſe nicht nutzbar und bedeutend werden. — Die Menſchen gehen viel zu nachläſſig mit ihren Erinnerungen um. —

Eine Geſchichte iſt ein eigenthümliches Product des Verſtandes und des Willens; ohne deren Zuthun giebt es keine Geſchichte; durch ſie kann aber alles zur Geſchichte, zum Beiſpiel, zum Bilde eines Geſetzes werden. —

Der Geſchichtſchreiber organiſirt hiſtoriſche Weſen. Die Data der Geſchichte ſind die Maſſe, welcher der Geſchichtſchreiber Form giebt, durch Belebung. Mithin ſteht auch die Geſchichte unter den Grundſätzen der Belebung und Organiſation überhaupt, und bevor nicht

dieſe Grundſätze da ſind, giebt es auch keine ächten hiſtoriſchen Kunſtgebilde, ſondern nichts als hie und da Spuren zufälliger Belebungen, wo unwillkührliches Genie gewaltet hat. —

Unſre alte Nationalität war, wie mich dünkt, ächt römiſche: natürlich, weil wir auf eben dem Wege wie die Römer entſtanden; und ſo wäre der Name, römiſches Reich, wahrlich ein artiger, ſinnreicher Zufall. Deutſchland iſt Rom, als Land. Ein Land iſt ein großer Ort mit ſeinen Gärten. Das Kapitol ließe ſich vielleicht nach dem Gänſegeſchrei vor den Galliern beſtimmen. Die inſtinctartige Univerſalpolitik und Tendenz der Römer liegt auch im deutſchen Volk. Das Beſte, was die Franzoſen bei der Revolution gewonnen haben, iſt eine Portion Deutſchheit. —

Deutſche giebt es überall. Germanität iſt ſo wenig wie Romanität oder Grăcität und Britanität auf einen beſondern Staat eingeſchränkt. Es ſind allgemeine Menſchencharaktere, die nur hie und da vorzüglich allgemein geworden ſind. Deutſchheit iſt ächte Popularität, und darum ein Ideal. —

Jede Perſon, die aus Perſonen beſteht, iſt eine Perſon in der zweiten Potenz, oder ein Genius. In dieſer Beziehung darf man wohl ſagen, daß es keine Griechen, ſondern nur einen griechiſchen Genius gegeben hat. Ein gebildeter Grieche war nur ſehr mittelbar, und nur zu einem ſehr geringen Theil ſein eignes Werk.

Daher erklärt sich die große Individualität der griechischen Kunst und Wissenschaft; wobei doch nicht zu läugnen ist, daß an einigen Gränzen ägyptischer und orientalischer Mysticismus sie angegriffen und modernisirt hat. —

Die Forderung, die gegenwärtige Welt für die beste zu halten, ist ganz der gleich, meine mir angetraute Frau für die beste und einzige zu halten, und ganz für sie und in ihr zu leben. Es giebt noch viele ähnliche Forderungen und Ansprüche, deren Anerkennung der zur Pflicht macht, der einen für immer entschiedenen Respect vor allem hat, das geschehen ist, der historisch religiös ist, der absolute Gläubige und Mystiker der Geschichte überhaupt, der ächte Liebhaber des Schicksals. Das Fatum ist die mystificirte Geschichte. Jede willkührliche Liebe, in der bekannten Bedeutung, ist eine Religion, die nur Einen Apostel, Einen Evangelisten und Anhänger hat und haben, und Wechselreligion seyn kann, aber nicht zu seyn braucht. —

Es giebt eine Reihe idealischer Begebenheiten, die der Wirklichkeit parallel läuft. Selten fallen sie zusammen. Menschen und Zufälle modificiren gewöhnlich die idealische Begebenheit, so daß sie unvollkommen erscheint, und ihre Folgen gleichfalls unvollkommen sind. So bei der Reformation. Statt des Protestantismus kam das Lutherthum hervor. —

Was bildet den Menschen, als seine Lebensge-

ſchichte? Und ſo bildet den großartigen Menſchen nichts, als die Weltgeſchichte. —

Manche Menſchen leben beſſer mit der vergangenen Zeit und der zukünftigen, als mit der gegenwärtigen.

Auch iſt die Gegenwart gar nicht verſtändlich, ohne die Vergangenheit, und ohne ein hohes Maaß von Bildung, eine Sättigung mit den höchſten Producten, mit dem gediegenſten Geiſt des Zeitalters und der Vorzeit, und einer Verdauung, woraus der menſchlich prophetiſche Blick entſteht, deſſen der Hiſtoriker, der thätige, idealiſtiſche Bearbeiter der Geſchichtsdaten nicht ſo entbehren kann, wie der grammatiſche und rhetoriſche Erzähler. —

Eine gewiſſe Einſamkeit ſcheint dem Gedeihen der höheren Sinne nothwendig zu ſeyn, und daher muß ein zu ausgebreiteter Umgang der Menſchen mit einander manchen heiligen Keim erſticken, und die Götter, die den unruhigen Tumult zerſtreuter Geſellſchaften und die Verhandlungen kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verſcheuchen. —

Die Geſellſchaft der Jeſuiten wird ewig ein Muſter aller Geſellſchaften ſeyn, die eine organiſche Sehnſucht nach unendlicher Verbreitung und ewiger Dauer fühlen; aber auch ein Beweis, daß die unbewachte Zeit allein die klügſten Unternehmungen vereitelt, und der natürliche Wachsthum des ganzen Geſchlechts unaufhaltſam den künſtlichen Wachsthum eines Theils unter-

drückt. Alles Einzelne für ſich hat ein eignes Maaß von Fähigkeit, nur die Capacität des Geſchlechts iſt unermeßlich. Alle Plane müſſen fehlſchlagen, die nicht auf alle Anlagen des Geſchlechts vollſtändig angelegte Plane ſind. —

Evolutionen ſind der Stoff der Geſchichte. Was jetzt die Vollendung nicht erreicht, wird ſie bei einem künftigen Verſuche erreichen, oder bei einem abermaligen. Vergänglich iſt nichts, was die Geſchichte ergriff. Aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reiferen Geſtalten wieder hervor. —

Aus Inſtinkt iſt der Gelehrte Feind der Geiſtlichkeit nach alter Verfaſſung; der Gelehrte und der geiſtliche Stand müſſen Vertilgungskriege führen, wenn ſie getrennt ſind, denn ſie ſtreiten um Eine Stelle. Dieſe Trennung that ſich nach der Reformation beſonders in ſpätern Zeiten mehr hervor, und die Gelehrten gewannen deſto mehr Feld, je mehr ſich die Geſchichte der europäiſchen Menſchheit dem Zeitraume der triumphirenden Gelehrſamkeit näherte, und Wiſſen und Glauben in eine entſchiedene Oppoſition traten. Im Glauben ſuchte man den Grund der allgemeinen Stockung, und durch das durchdringende Wiſſen hoffte man ſie zu heben. Ueberall litt der heilige Sinn unter den mannichfachen Verfolgungen ſeiner bisherigen Art, ſeiner zeitigen Perſonalität. Das Reſultat der modernen Denkungsart nannte man Philoſophie, und rechnete alles

dazu, was dem Alten entgegen war, vorzüglich also jeden Einfall gegen die Religion. Der anfängliche Personalhaß gegen den katholischen Glauben ging allmählig in Haß gegen die Bibel, gegen den christlichen Glauben und endlich gar gegen die Religion über. Noch mehr, der Religionshaß dehnte sich sehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenstände des Enthusiasmus aus, verketzerte Phantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunstliebe, Zukunft und Vorzeit, setzte den Menschen in der Reihe der Naturwesen mit Noth oben an, und machte die unendliche schöpferische Musik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheuren Mühle, die vom Strom des Zufalls getrieben, und auf ihm schwimmend, eine Mühle an sich, ohne Baumeister und Müller, und eigentlich ein ächtes Perpetuum mobile, eine sich selbst mahlende Mühle sei. Ein Enthusiasmus ward großmüthig dem armen Menschengeschlechte übrig gelassen, und als Prüfstein der höchsten Bildung jedem Actionär derselben unentbehrlich gemacht, der Enthusiasmus für diese herrliche, großartige Philosophie, und insbesondere für ihre Priester und Mystagogen. Frankreich war so glücklich, der Schooß und Sitz dieses neuen Glaubens zu werden, der aus lauter Wissen zusammengeklebt war. So verschrieen die Poesie in dieser neuen Kirche war, so gab es doch einige Poeten darunter, die des Effects wegen noch des alten Schmucks und des alten Lichtes sich bedienten, aber dabei in Gefahr

kamen das neue Weltſyſtem mit altem Feuer zu entzünden. Klügere Mitglieder wußten jedoch die ſchon warmgewordenen Zuhörer ſogleich wieder mit kaltem Waſſer zu begießen. Die Mitglieder waren raſtlos beſchäftigt, die Natur, den Erdboden, die menſchliche Seele und die Wiſſenſchaften von der Poeſie zu ſäubern, jede Spur des Heiligen zu vertilgen, das Andenken an alle erhebenden Vorfälle und Menſchen durch Sarkasmen zu verleiden, und die Welt alles bunten Schmucks zu entkleiden. Das Licht war wegen ſeines mathematiſchen Gehorſams und ſeiner Frechheit ihr Liebling geworden; ſie freuten ſich, daß es ſich eher zerbrechen ließ, als daß es mit Farben geſpielt hätte, und ſo benannten ſie nach ihm ihr großes Geſchäft, Aufklärung. In Deutſchland betrieb man dieſes Geſchäft gründlicher; man reformirte das Erziehungsweſen, man ſuchte der alten Religion einen neueren, vernünftigeren, gemeineren Sinn zu geben, indem man alles Wunderbare und Geheimnißvolle ſorgfältig von ihr abwuſch; alle Gelehrſamkeit ward aufgeboten um die Zuflucht zur Geſchichte abzuſchneiden, indem man die Geſchichte zu einem häuslichen und bürgerlichen Sitten- und Familiengemählde zu veredeln ſich bemühte; Gott wurde zum müßigen Zuſchauer des großen rührenden Schauſpiels, das die Gelehrten aufführten, gemacht, welcher am Ende die Dichter und Spieler feierlich bewirthen und bewundern ſollte. Das gemeine Volk wurde recht mit Vorliebe

aufgeklärt, und zu jenem gebildeten Enthuſiasmus erzogen, und ſo entſtand eine neue europäiſche Zunft, die Philanthropen und Aufklärer. Schade daß die Natur ſo wunderbar und unbegreiflich, ſo poetiſch und unendlich blieb, allen Bemühungen ſie zu moderniſiren, zum Trotz. Duckte ſich ja irgendwo ein alter Aberglaube an eine höhere Welt und ſonſt auf, ſo wurde ſogleich von allen Seiten Lärm geblaſen, und wo möglich der gefährliche Funke durch Philoſophie und Witz in der Aſche erſtickt. Dennoch war Toleranz das Loſungswort der Gebildeten, und beſonders in Frankreich gleichbedeutend mit Philoſophie. Höchſt merkwürdig iſt dieſe Geſchichte des modernen Unglaubens und der Schlüſſel zu allen ungeheuren Phänomenen der neuern Zeit. Erſt in dieſem Jahrhunderte und beſonders in ſeiner letzten Hälfte beginnt ſie, und wächſt in kurzer Zeit zu einer unüberſehlichen Größe und Mannichfaltigkeit. Eine zweite Reformation, eine umfaſſendere und eigenthümlichere war unvermeidlich, und mußte das Land zuerſt treffen, das am meiſten moderniſirt war, und am längſten aus Mangel an Freiheit im aſtheniſchen Zuſtande gelegen hatte. Längſt hätte ſich das überirdiſche Feuer Luft gemacht, und die klugen Aufklärungsplane vereitelt, wenn nicht weltlicher Druck und Einfluß denſelben zu Statten gekommen wären. In dem Augenblick aber, wo ein Zwieſpalt unter den Gelehrten und Regierungen, unter den Feinden der Religion und ihrer ganzen Genoſſenſchaft

entſtand, mußte ſie wieder als drittes tonangebendes und vermittelndes Glied hervortreten, und dieſen Hervortritt muß nun jeder Freund derſelben anerkennen und verkündigen, wenn er noch nicht merklich genug ſeyn ſollte. Daß die Zeit der Auferſtehung gekommen iſt, und gerade die Begebenheiten, die gegen ihre Belebung gerichtet zu ſeyn ſchienen, und ihren Untergang zu vollenden drohten, die günſtigen Zeichen ihrer Regeneration geworden ſind: dies kann einem hiſtoriſchen Gemüthe gar nicht zweifelhaft bleiben. Wahrhafte Anarchie iſt das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Poſitiven hebt ſie ihr glorreiches Haupt als neue Weltſtifterin empor. Wie von ſelbſt ſteigt der Menſch gen Himmel auf, wenn ihn nichts mehr bindet; die höhern Organe treten von ſelbſt aus der allgemeinen gleichförmigen Miſchung und vollſtändigen Auflöſung aller menſchlichen Anlagen und Kräfte, als der Urkern der irdiſchen Geſtaltung zuerſt heraus. Der Geiſt Gottes ſchwebt über dem Waſſer und ein himmliſches Eiland wird als Wohnſtätte der neuen Menſchen, als Stromgebiet des ewigen Lebens zuerſt ſichtbar über den zurückſtrömenden Wogen. Ruhig und unbefangen betrachte der ächte Beobachter die neuen, ſtaatsumwälzenden Zeiten! Kommt ihm der Staatsumwälzer nicht wie Siſyphus vor? Jetzt hat er die Spitze des Gleichgewichts erreicht, und ſchon rollt die mächtige Laſt auf der andern Seite wieder herunter.

Sie wird nie oben bleiben, wenn nicht eine Anziehung gegen den Himmel ſie auf der Höhe ſchwebend erhält. Alle eure Stützen ſind zu ſchwach, wenn euer Staat die Tendenz nach der Erde behält. Aber knüpft ihn durch eine höhere Sehnſucht an die Höhen des Himmels; gebt ihm eine Beziehung aufs Weltall, dann habt ihr eine nie ermüdende Feder in ihm, und werdet eure Bemühungen reichlich belohnt ſehen. An die Geſchichte verweiſe ich euch, forſcht in ihrem belehrenden Zuſammenhange nach ähnlichen Zeitpunkten, und lernt den Zauberſtab der Analogie gebrauchen.

Soll die Revolution die Franzöſiſche bleiben, wie die Reformation die Lutheriſche war? Soll der Proteſtantismus abermals widernatürlicher Weiſe, als revolutionäre Regierung, fixirt werden? Sollen Buchſtaben, Buchſtaben Platz machen? Sucht ihr den Keim des Verderbens auch in der alten Einrichtung, dem alten Geiſte? und glaubt euch auf eine beſſere Einrichtung, einen beſſern Geiſt zu verſtehen? O! daß der Geiſt der Geiſter euch erfüllte, und ihr abließet von dieſem thörichten Beſtreben, die Geſchichte und die Menſchheit zu modeln und eure Richtung ihr zu geben. Iſt ſie nicht ſelbſtſtändig, nicht eigenmächtig, ſo gut wie unendlich liebenswerth und weiſſagend? Sie zu ſtudiren, ihr nachzugehen, von ihr zu lernen, mit ihr gleichen Schritt zu halten, gläubig ihren Verheißungen und Winken zu folgen, daran denkt keiner. In Frankreich hat man

viel für die Religion gethan, indem man ihr das Bürgerrecht genommen und ihr bloß das Recht der Hausgenoſſenſchaft gelaſſen hat, und zwar nicht in Einer Perſon, ſondern in allen ihren unzähligen Individualgeſtalten. Als eine fremde, unſcheinbare Waiſe muß ſie erſt die Herzen wieder gewinnen, und ſchon überall geliebt ſeyn, ehe ſie wieder öffentlich angebetet, und in weltliche Dinge zur freundſchaftlichen Berathung und Stimmung der Gemüther gemiſcht wird. —

Wo keine Götter ſind, walten Geſpenſter. —

Alles, was in der neueſten Zeit in Deutſchland geſchehen iſt, ſind nur noch Andeutungen, unzuſammenhängend und roh; aber ſie verrathen dem hiſtoriſchen Auge eine univerſelle Individualität, eine neue Geſchichte, eine neue Menſchheit; die ſüßeſte Umarmung einer jungen überraſchten Kirche und eines liebenden Gottes, und das innige Empfängniß eines neuen Meſſias, in ihren tauſend Gliedern zugleich. Wer fühlt ſich nicht mit ſüßer Scham guter Hoffnung? Das Neugeborne wird das Abbild ſeines Vaters, eine neue goldne Zeit mit dunkeln unendlichen Augen, eine prophetiſche, wunderthätige und wundenheilende, tröſtende und ewiges Leben entzündende Zeit ſeyn, eine große Verſöhnungszeit, ein Heiland, der wie ein ächter Genius unter den Menſchen einheimiſch, nur geglaubt, nicht geſehen werden kann, doch unter zahlloſen Geſtalten den Gläubigen ſichtbar, als Brod und Wein verzehrt, als Geliebte

umarmt, als Luft geathmet, als Wort und Gesang vernommen, und mit himmlischer Wollust, als Tod, unter den höchsten Schmerzen der Liebe in das Innere des verbrausenden Leibes aufgenommen wird. —

Frankreich versicht einen weltlichen Protestantismus. Sollten auch weltliche Jesuiten nun entstehen, und die Geschichte der letzten Jahrhunderte erneuert werden?

Wie wenn auch hier, wie in den Wissenschaften, eine nähere und mannichfaltigere Connexion und Berührung der europäischen Staaten zunächst der historische Zweck des Krieges wäre; wenn eine neue Regung des bisher schlummernden Europa ins Spiel käme; wenn Europa wieder erwachen wollte; wenn ein Staat der Staaten, eine politische Wissenschaftslehre uns bevorstände? Sollte etwa die Hierarchie, diese symmetrische Grundfigur der Staaten, das Princip des Staatenvereins, als intellectuale Anschauung des politischen Ichs, seyn?

Es ist unmöglich, daß weltliche Kräfte sich selbst ins Gleichgewicht setzen; ein drittes Element, das weltlich und überirdisch zugleich ist, kann allein diese Aufgabe lösen. Unter den streitenden Mächten kann kein Friede geschlossen werden; aller Friede ist nur Illusion, nur Waffenstillstand. Auf dem Standpunkte der Cabinetter, des gemeinen Bewußtseyns, ist keine Vereinigung denkbar. Beide Theile haben große nothwendige Ansprüche, und müssen sie machen, getrieben vom Geiste

der Welt und der Menſchheit. Beide ſind unvertilgbare Mächte der Menſchenbruſt; hier die Andacht zum Alterthum, die Anhänglichkeit an die geſchichtliche Verfaſſung, die Liebe zu den Denkmalen der Altväter und der alten, glorreichen Staatsfamilie, und Freude des Gehorſams; dort das entzückende Gefühl der Freiheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungskreiſe, die Luſt am Neuen und Jungen, die zwangloſe Berührung mit allen Staatsgenoſſen, der Stolz auf menſchliche Allgemeingültigkeit, die Freude am perſönlichen Recht und am Eigenthum des Ganzen, und das kraftvolle Bürgergefühl. Keine hoffe die andre zu vernichten, alle Eroberungen wollen hier nichts ſagen, denn die innerſte Hauptſtadt jedes Reichs liegt nicht hinter Erdwällen, und läßt ſich nicht erſtürmen.

Wer weiß ob des Kriegs genug iſt; aber er wird nie aufhören, wenn man nicht den Palmenzweig ergreift, den allein eine geiſtliche Macht darreichen kann. Es wird ſo lange Blut über Europa ſtrömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnſinn gewahr werden, der ſie im Kreiſe umher treibt, und von heiliger Muſik getroffen und beſänftigt zu ehemaligen Altären in bunter Vermiſchung treten, Worte des Friedens vernehmen, und ein großes Liebesmahl als Friedensfeſt auf den rauchenden Wahlſtätten mit heißen Thränen gefeiert wird.

Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken,

und die Völker versöhnen, und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes friedenstiftendes Amt installiren. Haben die Nationen alles vom Menschen, nur nicht sein Herz, sein heiliges Organ? — —

Das Christenthum ist dreifacher Gestalt. Eine ist, als Zeugungs-Element der Religion. Eine, als Mittlerthum überhaupt, als Glauben an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brod des ewigen Lebens zu seyn. Eine als Glaube an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt welche ihr wollt, wählt alle drei, es ist gleichviel, ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unaussprechlichen Gemeinde. Angewandtes, lebendiggewordenes Christenthum war der alte katholische Glaube, die letzte dieser Gestalten. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue, machen ihn als ächte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung.

Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden andern Gestalten des Christenthums wird er ewig diesen Erdboden beglücken.

Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet; das alte Papstthum liegt im Grabe, und Rom ist zum

zweitenmal eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhaftern Kirche Platz machen? Die andern Welttheile warten auf Europas Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen, und Mitbürger des Himmelreichs zu werden. — —

Anhang.

I.

Blumen.

1798.

An den König.

Mehr als ein Königreich gab der Himmel Dir in Luisen,
Aber du brachteſt ihr auch mehr als die Krone, Dein Herz.

Die Alpenroſe.

Selten haftet auf Höh'n ein Funken himmliſchen Lebens,
Aber, als Königin, blüht dann auch die Roſe des Bergs.

Der König.

Nur wer mehr als König ſchon iſt, kann königlich herrſchen,
Alſo ſoll König auch ſeyn, welcher die Herrlichſte liebt.

Das irdiſche Paradies.

Wo die Geliebten ſind, da ſchmückt ſich bräutlich die Erde,
Aber den Frevler verzehrt ſchneller die himmliſche Luft.

Es iſt an der Zeit.

Glänzend ſteht nun die Brücke, der mächtige Schatten erinnert
Nur an die Zeit noch, es ruht ewig der Tempel nun hier.

Götzen von Stein und Metall mit furchtbaren Zeichen der Willkühr
Sind gestürzt und wir sehn dort nur ein liebendes Paar —
An der Umarmung erkennt ein jeder die alten Dynasten,
Kennt den Steuermann, kennt wieder die glückliche Zeit.

Das Ende des Hadern.

Lange währte der Zweifel, es konnte keiner ihn schlichten,
Mancher schöne Krystall brach in dem feindlichen Stoß.
Nur die Liebe besitzt den Talisman ewigen Friedens —
Da nur, wo sie erscheint, fließen die Massen in Eins.

Der sterbende Genius.

Willkommen, Lieber, nun und nicht wieder ruft
Dich meine Stimme; nah ist der Abschied mir.
Gefunden hab' ich, was ich suchte,
Und der Bezauberung Bande schmelzen.

Das schöne Wesen — siehst du die Königin —
Hebt Bann und Zauber; lange vergebens flog
Um jeden Thron ich, aber endlich
Winkte durch Sie mir die alte Heimath.

Schon lodert mächtig jene geheime Glut —
Mein altes Wesen — tief in dem irdischen
Gebilde: Du sollst Opferpriester
Seyn, und das Lied der Zurückkehr singen.

Nimm diese Zweige, decke mit ihnen mich,
Nach Osten singe dann das erhabne Lied,
Bis auf die Sonne geht und zündet,
Und mir die Thore der Urwelt öffnet.

Der Duft des Schleiers, der mich vor dem umgab,
Sinkt dann vergoldet über die Ebenen,
Und wer ihn athmet, schwört begeistert
Ewige Liebe der schönen Fürstin.

Land.

Jenes himmlische Paar schwimmt hoch auf der Flut, wie die Taube
Und der Oelzweig; es bringt Hoffnung des Landes wie dort.

2.

Der Fremdling.

Den 22sten Jänner 1797.

Der Frau B.-R. von Ch. gewidmet.

Müde bist du und kalt, Fremdling, du scheinest nicht
Dieses Himmels gewohnt, — wärmere Lüfte wehn
Deiner Heimath, und freier
Hob sich vormals die junge Brust.

Streute ewiger Lenz dort nicht auf stiller Flur
Buntes Leben umher? spann nicht der Frieden dort
Feste Weben? und blühte
Dort nicht ewig, was Einmal wuchs?

O! du suchest umsonst — untergegangen ist
Jenes himmlische Land — keiner der Sterblichen
Weiß den Pfad, den auf immer
Unzugängliches Meer verhüllt.

Wenig haben ſich nur Deines verwandten Volks
Noch entriſſen der Flut — hierhin und dorthin ſind
Sie geſá't und erwarten
Beſſre Zeiten des Wiederſehns.

Folge willig mir nach — wahrlich ein gut Geſchick
Hat hierher Dich geführt — Heimathsgenoſſen ſind
Hier, die eben, im Stillen,
Heut ein häusliches Feſt begehn.

Unverkennbar erſcheint dort Dir die innige
Herzenseinheit — es ſtrahlt Unſchuld und Liebe Dir
Klar von allen Geſichtern,
Wie vorzeiten im Vaterland.

Lichter hebt ſich Dein Blick — wahrlich, der Abend wird,
Wie ein freundlicher Traum, ſchnell Dir vorübergehn,
Wenn in ſüßem Geſpräche
Sich Dein Herz bei den Guten löſt —

Seht — der Fremdling iſt hier — der aus demſelben Land
Sich verbannt fühlt, wie Ihr; traurige Stunden ſind
Ihm geworden — es neigte
Früh der fröhliche Tag ſich ihm.

Doch er weilet noch gern, wo er Genoſſen trifft,
Feiert munter das Feſt häuslicher Freuden mit;
Ihn entzücket der Frühling,
Der ſo friſch um die Eltern blüht.

Daß das heutige Feſt oft noch zurückekehrt,
Eh' den Weinenden ſich ungern die Mutter raubt,
Und auf nächtlichen Pfaden
Folgt dem Führer ins Vaterland —

Daß der Zauber nicht weicht, welcher das Band beglückt
Eures Bundes — und daß auch die Entfernteren
Des genießen, und wandern
Einen fröhlichen Weg mit Euch —

Dieſes wünſchet der Gaſt — aber der Dichter ſagts
Euch für ihn; denn er ſchweigt gern, wenn er freudig iſt,
Und er ſehnet ſo eben
Seine fernen Geliebten her.

Bleibt dem Fremdlinge hold — ſpärliche Freuden ſind
Ihm hienieden gezählt — doch bei ſo freundlichen
Menſchen ſieht er geduldig
Nach dem großen Geburtstag hin.

3.

Briefe.

Weißenfels, den 22. März 1797.

Es iſt für mich eine traurige Pflicht, Ihnen die Nachricht mitzutheilen, daß Sophie nicht mehr iſt. Nach unausſprechlichen Leiden, die ſie muſterhaft ertrug, endigte ſie den 19ten März früh um halb 10 Uhr. Den 17ten März 1783 war ſie geboren, und den 15ten März 1795 erhielt ich von ihr die Gewißheit, daß ſie Mein ſeyn wollte. Seit dem 7ten November 1795 hat ſie gelitten. Acht Tage vor ihrem Tode verließ ich ſie, mit der feſteſten Ueberzeugung, ſie nicht wiederzuſehen. — Es war über meine Kräfte, die entſetzlichen Kämpfe

der unterliegenden blühenden Jugend, die fürchterlichen Beängstigungen des himmlischen Geschöpfs ohnmächtig mit anzusehen. Das Schicksal habe ich niemals gefürchtet. — Erst vor drei Wochen sahe ich es drohen. Es ist Abend um mich geworden, während ich noch in die Morgenröthe hineinsah. Meine Trauer ist gränzenlos, wie meine Liebe. Drei Jahre ist sie mein stündlicher Gedanke gewesen. Sie allein hat mich an das Leben, an das Land, an meine Beschäftigungen gefesselt. Mit ihr bin ich von allem getrennt, denn ich habe mich selbst fast nicht mehr. Aber es ist Abend geworden, und es ist mir, als würde ich früh weggehen, und da möchte ich doch gern ruhig werden und lauter wohlwollende Gesichter um mich sehen — ganz in ihrem Geiste möchte ich leben, sanft und gutmüthig seyn, wie sie war.

Unvergeßlich wird mir, wie meiner verewigten Sophie, die Freundschaft, die Sorgfalt seyn, mit der Sie ihre letzten Tage zu erheitern bemüht waren. Sophie hat sich Ihrer Gefälligkeiten mit dem wärmsten Danke noch erinnert, und ich habe einen stillen Auftrag gefühlt, Ihnen diesen Dank mit dem Meinigen vereinigt zu überbringen. Sie verzeihen meiner Liebe, wenn ich Ihnen sage, daß mich ihre Aufmerksamkeit für Sophiens Wünsche, Ihr halbjähriges Zusammenleben mit ihr, Sie jetzt erst mir werth gemacht hat. Ich habe Sie in einer höchst ungünstigen Stimmung kennen gelernt. Sie haben mich nicht gesund gesehen. Ungeheure Widersprüche kreuzten sich in meiner Seele. — Sophiens Krankheit und tausend andere Verdrießlichkeiten hatten einen sehr widrigen Einfluß auf meine Denkungsart. Gern gestehe ich Ihnen jetzt, daß mir manches an Ihnen mehr mißfiel, als es zu jeder andern Zeit geschehen seyn würde. Ich mag Sie damals oft beleidigt haben. Verzeihen Sie mir beim Andenken an meine

Sophie. Durch Thränen ſieht man keine menſchlichen Fehler — Thränen waſchen jeden Flecken weg. Der Unglückliche drückt in einem höhern Gleichheitsgefühl jeden aufrichtig und warm an das müde, liebende Herz. Behalten Sie mich lieb — ich traue Ihnen zu, daß ſie Sophiens immer mit warmer Achtung gedenken werden. Es iſt möglich, daß ich dieſen Sommer in — verlebe. Im Anfange werde ich viel Erinnerungen zu bekämpfen haben — aber ich freue mich doch, mit Ihnen recht viel von Sophien reden zu können — ich muß mich an die Vergangenheit halten, da ich von der Zukunft nichts mehr zu erwarten habe. Leben Sie wohl, uud ſeyn Sie glücklicher, als

Ihr Freund Hardenberg.

Tennſtädt, den 14. April 1797.

Die Antwort auf ihren wohlwollenden, zuſtimmenden, gefühlvollen Brief, glaubt' ich mündlich bringen zu können. Dieſe Freude war mir nicht beſtimmt. Ich habe meinem Vorſatze, dieſen Sommer in — eben ſo angenehm als lehrreich zuzubringen, entſagen müſſen. Der unerwartet eintretende Tod meines Bruders Erasmus beſchleunigte meine Abreiſe, und da wählt' ich Tennſtädt — ſo weh mir die Erinnerungen thaten — weil ich hier unter ſehr freundſchaftlichen Menſchen bin, und aus Verlangen nach der Nähe ihres Grabes.

Ich wußte ſchon von ihrer Krankheit, Lieber, — aber ich wußte nicht, daß ſie ſo gefährlich ſey. Nur keine lange Krankheit — es iſt etwas entſetzliches und ſo etwas unnützes, da nur Ideen, aber körperliche Leiden nicht bilden — beſonders wenn ſie ſo ſchwer ſind, daß der Geiſt ſich nicht mehr erman-

nen kann. Meine Sophie hat einen schönen Tod gehabt. — Vorher sind einige schreckliche Tage gewesen, die sie still und lächelnd und tröstend durchlebt hat. Sie ist mit jeder Minute liebenswürdiger geworden. — Heiter und gefaßt hat sie zuletzt um ihren Tod gewußt. — Ein sanfter Schmerz hat sie auf einmal allen Lasten enthoben. Ihr unbemerkt ist ihr Körper schon die letzten Tage fast in völlige Auflösung übergegangen; die letzte Nacht phantasirt sie — auf einmal schüttelt sie mit dem Kopf — lächelt und sagt: Ich fühl's, ich bin närrisch — ich bin nicht mehr nütze in der Welt — ich muß fort.

Guter, — auch ich bins — das Beste in mir zieht sich zusammen — das Uebrige zerfällt in erbärmlichen Staub.

Sehr Recht haben Sie, daß ich das Zutrauen zu mir selbst nicht verlieren soll — damit halte ich sie allein noch fest. Es erwacht täglich beständiger, kräftiger in mir — es gedeiht jetzt in der süßen Ruhe, die mich umgiebt. Meine Kräfte haben eher zu- als abgenommen — ich fühle es jetzt oft, wie schicklich es hat so kommen müssen. Zufrieden bin ich ganz — die Kraft, die über den Tod erhebt, habe ich ganz neu gewonnen. — Einheit und Gestalt hat mein Wesen angenommen — es keimt schon ein künftiges Daseyn in mir. Diesen Sommer will ich recht genießen, recht thätig seyn, mich recht in Liebe und Begeisterung stärken. — Krank will ich nicht zu ihr kommen — im vollen Gefühl der Freiheit — glücklich, wie ein Zugvogel seyn. Genußvoller fühle ich mich jetzt schon — die Farben sind heller auf dem dunkeln Grunde, der Morgen naht — das verkünden mir die ängstlichen Träume. Wie entzückt werde ich ihr erzählen, wenn ich nun aufwache, und mich in der alten, längstbekannten Urwelt finde, und sie vor mir steht. — Ich träumte von dir: ich hätte dich auf der Erde geliebt — du glichst dir auch in der irdischen Ge-

ſtalt — du ſtarbſt — und da währte es noch ein ängſtliches Weilchen, da folgte ich dir nach.

Sie wollen im Mai fortwandern — auf lange Zeit — gern hätte ich Sie noch einmal geſehen. Könnten Sie nicht noch hier in unſre Gegend kommen — oder wenn ich wüßte, daß Sie in Erfurt wären? Werden Sie nur nicht lange krank — dafür iſt mir recht bange. Mein guter Erasmus hat mich dieſe Leiden tief wieder empfinden laſſen. Ich habe ihn ſehr lieb gehabt — jetzt verliert ſich der Schmerz über ſeinen Verluſt in die ungeheure Woge, die über meine Beſitzungen herſchlug.

Nun noch einiges Wenige. — ... Anhänglichkeit an das erhabene Bild Sophiens hat mir ihn lieber gemacht, als alle ſeine trefflichen Werke. Jetzt habe ich ihn wahrhaft lieb — er gehört zu meinem Herzen. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich . . . nicht für den Apoſtel der Schönheit halten könnte, wenn ihn nicht ſchon das bloße Bild ergriffen hätte. — Es iſt gewiß nicht Leidenſchaft — ich fühle es zu unwiderſprechlich, zu kalt, zu ſehr mit meiner ganzen Seele, daß ſie Eine der edelſten, idealiſchſten Geſtalten war, die je auf Erden geweſen ſind und ſeyn werden. Die ſchönſten Menſchen müſſen ihr ähnlich geweſen ſeyn. Ein Bild von Raphael in der Phyſiognomik hat die treffendſte Aehnlichkeit von ihr, die ich noch fand, unerachtet es gewiß kein vollkommnes Bild von ihm iſt. Sollte . . . ihr nicht einen ſtillen Kranz gewunden haben? — O! daß ich davon Gewißheit hätte.

Die gute, liebe . . . der ich ſo dankbar für ihr Gefühl für Sophie bin — grüßen Sie ſie doch recht herzlich von mir — ich habe ihr immer einige Zeilen ſchreiben wollen — ich weiß nicht, was mich abgehalten hat. Sophie hat mir innig von ihr geſprochen. — Ob ihr wohl einige Haare lieb wären?

Leben Sie wohl — guter — ich weiß, daß Sie von denen ſind, denen ihr Bild treu und wohlthätig bleibt. Bleiben Sie nur geſund. Schreiben Sie mir bald.

Ihr Freund Hardenberg.

Tennſtädt, den 3. Mai 1797.

— — Ich bin oft in Gedanken bei Ihnen. — Ich lebe das alte vergangene Leben hier in ſtiller Betrachtung durch. — Geſtern bin ich 25 Jahr alt geworden — ich war in Grüningen und ſtand an ihrem Grabe. — Es iſt ein freundlicher Platz — mit einem einfachen weißen Gatter verſchloſſen — abgelegen und hoch. — Es iſt noch Raum da. — Das Dorf lehnt ſich mit den blühenden Gärten um den Hügel her, und an einigen Stellen verliert ſich der Blick in blaue Fernen. Ich weiß, Sie hätten gern neben mir geſtanden, und die Blumen, die ich zum Geburtstage geſchenkt erhalten hatte, langſam mit in den Hügel geſteckt. Vor zwei Jahren hatte mir Sophie am nämlichen Tage einen ſchönen großen Kuchen backen laſſen, und eine Fahne und Nationalkokarde daran geheftet. Heute ſchenkten mir die guten Aeltern die kleinen Gaben, die Sophie an ihrem letzten Geburtstage noch mit vieler Freude empfangen hatte.

Lieber — es bleibt Abend und wird bald Nacht werden. Wenn Sie noch weggehen, ſo behalten Sie mich lieb, und beſuchen Sie einſt, wenn Sie wieder kommen, die ruhige Stätte, wo Ihr Freund bei der Aſche ſeiner Geliebten auf ewig ruht. Leben Sie wohl!

Ihr Freund Hardenberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE COPYRIGHT ACT, AS AMENDED BY THE COPYRIGHT AMENDMENT ACT, 1992, PROVIDES IN THE CHAPTER ON INFRINGEMENT OF COPYRIGHT AND PENALTIES THEREFOR, THAT IT IS AN OFFENCE TO MAKE OR POSSESS PLATES KNOWING THAT THEY ARE USED FOR INFRINGING COPYRIGHT.